Erzählungen von Roquette.

Erzählungen

von

Otto Roquette.

Frankfurt am Main.

Verlag für Kunst und Wissenschaft.

1859.

Druck von J. P. Streng.

Der Freiwerber.

Inhalt.

Es war der letzte Winterball der Casinogesellschaft, die letzte der sechs Zaubernächte, welche die Väter der Stadt der tanzlustigen Jugend gewährten. Es war das letzte Mal, daß auf dem geräuschvollen Tummelplatze des Vergnügens, unter dem ausgeschütteten Füllhorn des Ballglückes, die Göttin Gelegenheit leise durch die Reihen huschte und zu tausend geheimen Beziehungen aufmunterte.

Ja, die herrlichen Casinobälle! Nicht allein, daß ihre Vorzüge und Reize Allem, was sich in Atlasschuhen und Glanzstiefeln bewegte, über aller Kritik standen, sondern sie hatten sich sogar in der stillen Ansicht Derer, welche, vermöge ihrer Stellung, auf solideren Sohlen einherschritten, als überaus praktisch erwiesen. Waren doch allein in diesem Winter bereits sechs Verlobungsfälle eingetreten, deren erste Fäden sich hier auf diesem beglückten Boden angesponnen hatten! Wenn daher zuweilen von jugendlicher Seite das Bedauern ausgesprochen wurde, daß dies nun der letzte Winterball sei, so konnte die Versicherung des Vorstandes, daß man für den nächsten Winter einige Bälle mehr anzusetzen denke, als eine aufrichtige und ernst gemeinte angenommen werden. Und so drehte sich das Völkchen selig im

Genusse der Gegenwart durch die Reihen, während sich still und geheimnißvoll ein unsichtbares Netz durch den Tanzsaal spann. Ein Wort, ein Augenaufschlag — und die Masche saß fest. Einmal im Kreise herum — und der Faden zog sich weiter. Ein Vorübertanzen, ein Anstreifen mit dem Gewande, eine Schleife, ein Strauß im Cotillon — Masche um Masche, Faden um Faden, herüber und hinüber — es ward ein Netz, wie selten eins mit solcher Hingebung an die Sache gesponnen worden. —

Unter den unbetheiligt zuschauenden Herren befand sich Einer, der regelmäßig an dieser Stelle stand, regelmäßig, trotz der größten Aufmerksamkeit auf das bunte Treiben, keinen Schritt tanzte, und regelmäßig von der flatternden Jugend völlig unbeachtet blieb. Ihn selbst zwar zog es mit Macht hinein in die Reihen, aber eine andere Macht war stärker und bannte ihn an einen Punkt. Der Conrector Stievel wäre berühmt geworden wegen seiner Schüchternheit, wenn er nicht zu schüchtern gewesen wäre, irgend Einem auch nur einen Blick in seine Verfassung zu eröffnen. Wie aber wagte er sich dann in den Tanzsaal? Es war ihm selber unbegreiflich, wie er zu dieser Kühnheit gekommen.

Friedrich Stievel war Lehrer am Gymnasium der Stadt. Alle seine freie Zeit pflegte er in seinem Studierzimmer zuzubringen, wo die Lampe oft bis gegen Morgen qualmte. Er lebte abgeschlossen, nur unter seinen Büchern, ohne Bekannte, ohne Umgang. Es war eine unberühmte, trübselige Gelehrtenexistenz, von deren Annehmlichkeiten nur er selbst eine Kenntniß hatte. Aber auch in dieses

der Welt entfremdete Leben war plötzlich ein Sonnenstrahl aus einer anderen Welt gedrungen, und hatte darin keine geringe Verwirrung angerichtet. Bertha hieß seine Sonne. Sie erwärmte ihn mit ihren Strahlen, aber sie wußte nichts von ihm. Er hatte sie einst auf dem Spaziergang gesehen, und sie von einer älteren Dame, wahrscheinlich ihrer Mutter, bei diesem Namen rufen hören. Aber kein Zufall wollte sie ihm wieder vorüberführen. Und unbekannt mit jener unschätzbaren Kunst, mit welcher fühlende Herzen sich den Zufall dienstbar zu machen, sich ihn zu erzwingen verstehen, lebte er in seinen stillen Wünschen fort, völlig rathlos in Betreff ihrer Erfüllung. Friedrich Stievel saß auch jetzt noch die Nächte bei seiner Studierlampe, aber seine Gedanken schweiften oft über den aufgeschlagenen Cicero hinaus. Bald ging seine Träumerei so weit, daß er selbst gegen seine Hand mißtrauisch werden mußte. Vorwitzig bewegte dieselbe einst einen Bleistift hin und her, und brachte die Züge eines großen B auf das Papier. Verstohlen kräuselte sich ein e hinterher und plötzlich stand der Name Bertha im Cicero. Erschrocken fuhr der Conrector auf, sah sich argwöhnisch um, suchte den Namen mit dicken Strichen zu vernichten, und rieb endlich, in der Befürchtung, daß die verrätherische Schrift doch noch zu erkennen sein möchte, aus Leibeskräften mit einem Stück Gummi darauf herum. Bei dieser Operation zerknitterte sich das ganze Blatt, und die vernichtende Arbeit hinterließ die bedenklichsten Spuren, die ihn täglich in neue Aufregung versetzen sollten. Schlug er zu Anfang der Schulstunde den Cicero auf, so war's

immer dies eine ränkevolle Blatt, welches sich offen hinlegte. Er mochte es machen, wie er wollte, Bertha! rief es ihm in der Schule, Bertha! bei der häuslichen Arbeit entgegen. Er ward zerstreut, verwirrt, er erröthete viel, und stand die heftigste Angst aus, daß alle seine Umgebungen die schrecklichen Vorgänge seines Innern errathen möchten. Gleichwohl nahm keine Seele Notiz von Friedrich Stievels Wonnen und Aengsten, sie blieben ungeahnt, wie alle übrigen Embryonen der Möglichkeit.

Da, als er eines Tages durch die winterlichen Straßen schritt, wurde sein Weg plötzlich durch eine Gruppe junger Damen versperrt. Er blickte auf — schon aber lag er, vor freudigem Schreck ausgleitend, quer über dem Rinnstein. Bertha führte das Wort unter der Gruppe, aus ihrem Munde vernahm er das eine räthselhafte Wort: „Casinoball!“ Dann aber stoben sämmtliche Mädchen auseinander, erschreckt durch die Männergestalt, die sich zu ihren Füßen im Schnee wälzte, und trennten sich kichernd mit den Worten: „Also Sonnabend!“

Friedrich Stievel erhob sich verzweiflungsvoll, er hätte mit den ewigen Gesetzen der Natur rechten können, daß sie das Glatteis des Winters tückisch in ihre Erscheinungen aufgenommen; er grollte mit der Unvollkommenheit aller menschlichen Einrichtungen, die durch Ueberschuhe und schlechtes Steinpflaster den besseren Menschen in ihm so grausam beeinträchtigt hatten. Aber das Wort Casinoball klang in seinen Ohren, und fortan schien ihm dies ein Fingerzeig des Schicksals zu sein. Das Glück wollte, daß schon einige Tage darauf einer seiner Collegen dasselbe Wort aussprach, und zwar

auf dem Corridor der Schule, und einem Menschen gegenüber, der mit einer langen Liste, voll von Namen, vor ihm stand. Der Mann verließ das Haus.

Der Conrector schwankte — und doch, hier galt es kein Bedenken, er eilte demselben nach, und fragte ihn, was es mit dem Casinoballe für eine Bewandtniß habe. Der Lohnbediente gab ihm eine bereitwillige Erklärung und machte ihn in zuvorkommender Weise mit allen Schritten bekannt, die er zu thun habe, um Mitglied der Casinogesellschaft zu werden. Und Friedrich Stievel that diese Schritte. Freilich in fast aufreibender Furcht, daß der Lohndiener, daß das Mitglied, welches ihn einführte, daß der Vorstand, daß die ganze Gesellschaft ja augenblicklich den Grund erkennen müßten, der ihn in ihren Verband trieb. Und als er zitternd und bebend sich zum ersten Mal in den erleuchteten Saal drückte, als er Bertha wie eine Sommerfee im Reigen schweben sah — das Gemisch von Beklemmung, Wonne, Angst, getreten zu werden oder selber Jemand zu treten, dies Herzklopfen, Staunen und Verwundern ist nicht zu beschreiben.

Indessen hatte ihn die Folge von sechs Bällen im Laufe des Winters doch schon etwas ruhiger gemacht. Wie bewunderte er die Kühnheit dieser jungen Männer, die, getragen von den Tönen der Mazurka, mit den jungen Damen dahinsausten, dann plötzlich Kehrt machten, und links herum mitten in den Strudel der Paare hineinras'ten, plötzlich straff dastanden und ohne sich zehnmal zu überschlagen, ihre Damen sauber am alten Orte absetzten. Und wie sie sich zu unterhalten wußten! Er war nun schon zweiunddreißig Jahre alt,

aber der Gedanke, eine dieser luftigen Damengestalten anzureden, versetzte ihm den Athem, und dort jene zwanzigjährigen jungen Männer lachten, sprachen, wiegten sich, als wäre das das Allernatürlichste! Wenn ein neuer Tanz begann, und bei den ersten Tönen sämmtliche Tänzer durch den Saal flogen, wie eine Schaar schwarzer Habichte, die sich unter die zarten Küchlein stürzt: kein Küchlein eilt geängstigt unter die Flügel der Mutter, jedes läßt sich lächelnd von dem Daherschießenden ergreifen — dann zog es den Conrector gewaltig hinterdrein! Einmal war er in halber Selbstvergessenheit dem hastigen Fluge wirklich bis in die Mitte des Saales gefolgt. Da aber fand er das Bewußtsein wieder, sah sich jedoch zugleich in einer Lage, die ihm das Fürchterliche deutlich machte, ein Spielball der Verhältnisse zu sein. Rund um ihn her ging ein Wirbel von dreißig tanzenden Paaren, ein dämonischer Zauberkreis, welcher ihm keinen Ausweg verstattete. Aller Blicke waren auf den Unglücklichen gerichtet, der rathlos sich bald hierhin, bald dorthin drehte, um durch irgend eins der bald sich öffnenden, bald sich wieder schließenden Pförtchen entschlüpfen zu können. Schon glaubte er dem Taumel entronnen zu sein, da kam das Unheil in Gestalt eines tanzenden Menschenpaares hohnlachend herbeigesaust, und schleuderte ihn mit einem Ruck in die Mitte des Saales zurück. Dort wurde er von einem neuen Anprall empfangen, und flog ächzend nach der Seite der Mütter, von woher eine Menge Lorgnetten auf ihn gerichtet waren. Aber auch hier riß ihn der Strudel hinweg und von Neuem in's fürchter-

liche Centrum hinein. Ach, in diesem Sternentanze herrschte nicht das Gesetz streng gemessener Kreise, und so taumelte der Conrector Friedrich Stievel, geschleudert, gestoßen, getreten, bald rechts, bald links durch das chaotische Getümmel, bis endlich ein älterer Herr den Besinnungslosen beim Arm ergriff und an das Ufer der zuschauenden Väter rettete. Hier glaubte er seinen Geist aufgeben zu müssen vor Scham und Schrecken und eilte nach Hause, seinen Vorwitz bitter bereuend.

Dieser Vorfall hatte sich auf dem fünften Balle ereignet, und doch war der Conrector auf dem sechsten wieder erschienen. Er hatte den ganzen Winter über noch kein Wort mit Bertha gesprochen, er hatte nicht den Muth gehabt, sich ihr vorstellen zu lassen. Jedesmal war er mit dem festen Entschluß zum Feste gegangen, die Bekanntschaft mit der Sonne seines Lebens einzuleiten und jedesmal hatte er den Plan aufgeben müssen, denn die Nähe des Ziels machte alle seine Lebenspulse stocken. Wie oft, wenn er die aufregenden Touren des Cotillons beobachtete, und Bertha mit einer Schleife oder einem Knallbonbon an ihm vorüberstreifte, hatte er gedacht: Ach, wenn sie mich doch holte! Gott, wenn sie mir die Schleife brächte! Himmel, wenn sie mir den Bonbon zum Knallen reichte! Ach, aber die Ballfee bemerkte ihn gar nicht, oder wenn sie ihn bemerkte, so wendete sie sich vielleicht lächelnd zu einer Mitfee und flüsterte: „Da steht der komische Mensch, der uns einst auf der Straße zu Füßen fiel und den wir neulich wohl zwanzigmal über den Haufen getanzt haben!“ —

Heute aber hatte der Conrector den festen Entschluß

gefaßt, mit Bertha zu sprechen, denn es war vielleicht die letzte Gelegenheit, die sie ihm in solche Nähe brachte. Schüchtern wendete er sich an einen Herrn, denselben, welcher ihn neulich aus der Walzergefahr gerettet hatte, mit der Bitte, ihn jener Dame dort, im Rosenkranze und mit den rosigen Schleifen, vorzustellen.

„Sehr gern!“ sagte der Angeredete, „das ist meine Tochter, ich führe Sie gleich zu ihr.“

Ein freudiger Schreck überkam den Conrector. Zwar hätte er fast gewünscht, der Herr möchte sich wegen Unbekanntschaft mit der Dame entschuldigen, anstatt sich jetzt von ihm an der Hand gefaßt und durch den Saal gezogen zu sehen, aber sein Führer war ja ihr Vater und dies bewirkte, daß seine Seele sich zuversichtlich an den Vortrefflichen anschmiegte.

Die Gruppe, in welcher Bertha stand, stob auseinander, als der Doctor Werner mit dem Conrector Stievel angezogen kam. Die jungen Damen steckten kichernd die Köpfe zusammen, und Bertha lächelte, als ihr Vater ihr den vor Verlegenheit förmlich zusammenschwindenden Mann präsentirte.

Der Conrector versuchte einige Worte zu stammeln, aus deren zitternder Bewegung einzelne Brennpunkte, wie: „Glück“ — „hohe Ehre“ — „längst gewünscht!“ — hervortraten.

Die Rosenbekränzte aber wußte dem ängstlichen Auftritt schnell ein Ende zu machen, indem sie mit einer Verbeugung sagte: „Bedauere sehr, ich bin schon zu allen Tänzen engagirt!“

In diesem Augenblick schmetterten die Trompeten

die Einleitung zum Cotillon und eine Hetzjagd mit Stühlen begann, daß der Conrector mit drei Sätzen aus dem Saale schoß, um nicht ein neues Unheil zu erleben. Der Doctor Werner, mit welchem er auf solche Weise bekannt geworden war, gesellte sich zu ihm und suchte ihn, indem Beide dem geistreichen Tanze bewundernd zusahen, in eine Unterhaltung zu verflechten. Und in der That war Friedrich Stievel plötzlich beredter geworden, denn jemals, so daß der Doctor zu der Ueberzeugung kam, eine recht angenehme Bekanntschaft gemacht zu haben.

Inzwischen hatte der Cotillon sich zu einer der bedeutungsvollsten Touren aufgeschwungen. Die Tänzerin saß in der Mitte auf einem Stuhle, während der Tänzer ihr Herren aller Art zur Auswahl zuführte, welche, wenn sie von der Dame verworfen wurden, sämmtlich hinter ihrem Stuhl zu warten hatten, bis endlich der Jüngling ihrer Wahl gefunden war. Eben saß Bertha in der Mitte. Ihr Tänzer, mit welchem sie ein Paar Worte geflüstert hatte, schien die größte Mühe zu haben, ihre Wünsche zu verstehen, denn schon stand ein imposantes Heer von dreißig schwarzen Fracks, verworfen und nur zu Trabanten bestimmt, hinter ihrem Stuhl. Allgemein wurde die Spannung, wer endlich der Erwählte sein werde, und schon murmelte Vater Werner halb unwillig vor sich hin: „Das Mädel wird mir zu ausgelassen!" während Königin Bertha ihr Taschentuch vor die Lippen preßte, und doch ein verrätherisches Lachen ihrer Augen nicht verbergen konnte. Da kam der junge Mann, welcher ihr fast schon das ganze männ-

liche Personal zugeführt hatte, wie von ungefähr auf den Conrector zu, und ergriff seine Hand, um ihn vor den Thron zu führen. Friedrich Stievel trat erschrocken einen Schritt zurück, Vater Werner aber schob ihn vorwärts mit den Worten: „Gehen Sie, gehen Sie, damit die Sache zu Ende kommt, es ist vielleicht auf Sie abgesehen!"

Der Conrector sah sich vor den Thron geschleift, Bertha stand mit einer Verbeugung auf, und bezeichnete ihn als ihren Tänzer, indem sie ihm die Hand darreichte. Ein allgemeines convulsivisches Aufathmen, ein Gesichtverhüllen mit dem Taschentuche, die Stimmung einer Begebenheit, ging durch den ganzen Saal. Friedrich Stievel stand wie vom Schwindel erfaßt, er wußte von sich selber nichts. In der nächsten Minute aber schnaubte ein einzelnes Paar durch den Kreis, der Boden wurde gestampft, zwei tollgewordene Rockschöße klatschten in den Lüften zusammen, alle Ecken wurden unsicher, der Stuhl unter dem Kronenleuchter flog polternd zur Seite, die Trompeten auf der Galerie schienen ihre Töne der Hetzjagd des wilden Jägers zu entleihen. Bertha riß sich los und huschte auf ihren Platz, Friedrich Stievel aber, vor dessen Augen Alles im Kreise ging, drehte sich noch dreimal auf dem Absatze herum, stürzte dann in eine Ecke, und endlich, als er sich dort nicht heimisch sah, noch einmal durch den ganzen Saal und auf seinen früheren Platz zurück.

Als er wieder zu Athem kam, fühlte er, daß ein Ereigniß durch sein Leben gegangen sei, ja, es war nicht zu verkennen, daß des Conrectors Friedrich Stievel Verhältniß

zur Welt plötzlich ein verändertes geworden war. Denn ein Gedanke enthob sich plötzlich seiner tiefsten Seele, ein Gedanke, so fremd, wie er ihn nie gedacht, aber mit Entschiedenheit und völliger Klarheit, und dieser Gedanke gestaltete sich zu dem Wunsche: Jetzt ein Glas Punsch!

Entschlossen schritt der Conrector aus dem Saale und durch die Reihe der Zimmer dem Schenktische entgegen.

Wer den schüchternen Mann nach Ablauf von zehn Minuten beobachtete, konnte die auffallendste Veränderung an ihm wahrnehmen. Freundlich lachend eilte er Allen entgegen und war, nachdem er den Platz neben Vater Werner wieder aufgesucht hatte, bald im Gespräch mit allen Umgebungen.

„Ei, ei," sagte ein Herr zu ihm, indem er ihm mit dem Finger drohte: „Wer hätte das von Ihnen gedacht! Es schien ja, als wollten Sie das Fräulein durch die Luft entführen!"

„Sie glücklicher Bevorzugter!" sagte ein Anderer; „die schöne junge Dame verschmäht das ganze anwesende Männerpersonal allein zu Ihren Gunsten!"

„Ich gratulire!" ließ sich ein Dritter vernehmen; „auf diesen Triumph dürfen Sie stolz sein!"

Friedrich Stievel hörte diese Reden mit gläubigstem Gemüthe und kindlichster Seligkeit an; einen solchen Moment jemals erlebt zu haben, konnte er sich nicht erinnern.

Der Cotillon war aus, der Ball zu Ende. Die zersprengten Familienbande wurden wieder enger gezogen, Mütter traten hervor, sammelten ihre Töchter und hüllten sie in leichte Shawls, Väter tauchten aus

dem Qualm der entlegensten Spielzimmer, um mit den Ihrigen nach Hause zu fahren. In diesem Momente der letzten Abkühlung näherte sich der Conrector der Werner'schen Familiengruppe, denn er hatte jetzt Muth wie ein Mann. Der Doctor stellte ihn seiner Frau vor. Friedrich Stievel bat um die Erlaubniß, der Dame im Hause seine Aufwartung machen zu dürfen, und strahlte vor Wonne, als er erfuhr, daß man seinem Besuche mit Freude entgegensehe.

Als der Glückliche am andern Morgen erwachte und seine Erinnerungen des gestrigen Abends sammelte, konnte er sich nur schwer überzeugen, daß er nicht geträumt habe. Jetzt, wo er sich wieder unter seinen häuslichen Umgebungen sah, unter deren Einfluß die ganze Schüchternheit seines Gemüthes auf's Neue erwachte, erstaunte er über die Extravaganzen, die er begangen, und traute sich nicht die Fähigkeit zu, eine solche Handlungsweise zu wiederholen. Aber ein rosiger Abglanz schöner Augenblicke war doch in seiner Seele zurückgeblieben. Es war Sonntag, er brauchte nicht den Schulkatheder zu besteigen, und hatte Zeit, sich einer schwärmerischen Stimmung hinzugeben. Einiges Herzklopfen verursachte ihm der Gedanke an den Besuch, den er noch heute im Werner'schen Hause machen wollte, aber er beschloß fest zu bleiben, und fühlte sich wie von einer unsichtbaren Macht fortgetrieben, wenn seine Befangenheit Einsprache erheben wollte.

Von diesem Besuche, der durchaus befriedigend ablief, schrieb sich nun eine Bekanntschaft her, deren Einzelnheiten zu verfolgen für uns zu weitläufig sein würde.

Der Conrector wurde zuweilen eingeladen, traf im Laufe des Sommers in öffentlichen Kaffeegärten mit der Familie Werner zusammen, und wußte sich mit den Eltern seiner Angebeteten auf's Beste zu unterhalten. Sein Verhältniß zu Bertha aber blieb ein durchaus schüchternes und unentwickeltes, denn eine grenzenlose Hochachtung versetzte ihm in ihrer Nähe noch immer den Athem. Bertha selbst schien unbefangen. Wir dürfen nicht verschweigen, daß sie nach jenem Balle sowohl von väterlicher, als auch von mütterlicher Seite einen kleinen Verweis über ihr auffälliges Possenspiel mit dem Conrector erhalten hatte, und da sie im Verlauf der Zeit die ganz besondere Achtung bemerkte, welche ihr Vater ihm schenkte, gewöhnte sie sich an ihn, und fand, die große Schüchternheit abgerechnet, den Mann nicht mehr so lächerlich.

Der Sommer verging, des Conrectors Leidenschaft wuchs, mit ihr aber auch eine wahre Todesangst vor dem doch so heiß ersehnten Augenblicke einer offnen Erklärung. Denn es war geschehn, er hatte den unbändigen Entschluß gefaßt, Bertha um ihre Hand zu bitten. Heirathen — Gott! Friedrich Stievel schauderte im Innersten zusammen, und wußte nicht, ob das Seligkeit, ob das Entsetzen sei?

In dieser Zeit geschah es, daß er einen Brief von einem Universitätsfreunde erhielt. Dieser, ebenfalls Philologe, schrieb ihm, daß er als Lehrer an dasselbe Gymnasium, an welchem der Conrector den Cicero traktirte, berufen sei, und sich herzlich freue, sein College zu werden. Friedrich Stievel fühlte sich sehr beglückt über diese Nachricht. Der Doctor Spaatz

war der Einzige gewesen, dem er sich auf der Universität näher angeschlossen hatte, der auch sein Wesen verstand, vielleicht weil derselbe einige ähnliche Eigenschaften besaß. Er galt in den Augen des Conrectors für einen der außerordentlichsten Menschen. Phantastisch, von oft überschwenglichen Ideen, war er der Mann, welcher eine hohe Leidenschaft verstehen, ihr vielleicht ein glückliches Resultat bereiten konnte.

Der Herbst war vor der Thür, die Familie Werner begab sich auf eine längere Reise zu Verwandten, dafür aber erschien Friedrich Stievels Jugendfreund, welcher in kurzer Zeit andere Elemente in das einsame Leben des Conrectors brachte. Theobald Spaatz war in der That ein sehr außerordentlicher Charakter. Eine aufkeimende Neigung fand bei ihm das vollkommenste Verständniß, bei ihm, dessen ganzes Dasein eigentlich ein fortwährendes Neigungsflackern war. Oft wechselte er in einem Monat den Gegenstand seiner Neigung viermal, und zu einem entschiedenen Verhältniß zu einem Gegenstande war er noch nicht gelangt, aber er war durchaus geeignet, ein solches in großartigem Sinne zu erfassen. Die Auffassung war überhaupt das Bedeutendste bei ihm. Alles, was ihm nur einigermaßen ungewöhnlich erschien, versetzte ihn in die idealste Aufregung. Dann war er ganz Feuer, Hingebung an die Sache, dann wurde er Schöpfer der ausschweifendsten Pläne, für welche er sich eine Zeitlang eine titanische Gestaltungskraft zutraute. Kam aber der Moment der Ausführung, dann entfloh vor dem Eiseshauche der Wirklichkeit die ganze Glut seiner Phantasie, und eine

Schüchternheit, ähnlich derjenigen seines stillen Freundes, erfüllte ihn mit tausend bangen Zweifeln. Diese letztere war der Grund, warum auch er sich gern zurückgezogen hielt, und nur aus der Stille eines bescheidenen Daseins die Blitze seiner Begeisterung sprühen ließ. Friedrich Stievel hatte derartige Blitze freilich niemals zünden sehen, aber er zollte dem Versender derselben die aufrichtigste Bewunderung, überzeugt, daß sein Freund der erstaunlichsten Handlungen fähig sei.

Wie groß und erhaben Theobald Spaatz des Conrectors Liebe ergriff, braucht kaum auseinandergesetzt zu werden. Er malte dem Freunde den Bräutigamsstand wie ein Märchen der Tausend und einen Nacht aus, die Ehe als ein Paradies, wo keine Obstsorte verboten ist, und keine Schlange die Glücklichen durch ränkevolles Betragen beunruhigt, er hob den Freund mit sich in eine Welt, wo Alles möglich, und dennoch Alles ideal war.

„Ja," sagte einst der Conrector, „das sind wunderbar schöne Aussichten! Aber wenn ich dran denke, der herrlichen Bertha mit runden Worten meine Hand anzutragen, so tritt mir der kalte Angstschweiß vor die Stirn. Glaube mir, ich bringe die verhängnißvollen Worte nicht über die Lippen!"

„Wohlan denn!" rief Theobald Spaatz, „Du sollst mich als Deinen Freund erkennen! Ich selbst werde zu ihr gehn, werde ihre Hand für Dich erbitten. Du kennst mich, und wirst wissen, daß ich ein solches Versprechen mit guter Manier zu erfüllen weiß."

„O Du edler, theurer Freund!" rief der Conrector freudig aufblühend; „ja, handle Du für mich, ich lege

mein Glück in Deine Hand, Du bist dazu geschaffen, es mir zu erringen!"

Täglich, in freien Stunden, auf Spaziergängen, wurde dieser Plan hundertmal durchgesprochen, und der Begeisterte theilte dem Liebenden alle die schönen Wendungen und stylistischen Kunststücke mit, welche er sich für den großen Augenblick ausgesonnen hatte. „Aber noch Eins!" rief Theobald eines Tages. „Wir müssen auf alle Fälle gerüstet sein. Ein Liebesbrief muß geschrieben werden, ein Liebesbrief ist ein Hauptterforderniß!"

Zu Hause angelangt, setzten die Freunde sich sogleich zusammen, um im Concept das Werk zu entwerfen. Theobald dictirte, indem er hastig im Zimmer umher schritt, und sich häufig vor dem Spiegel mit der Hand durch die Locken fuhr; Friedrich aber schrieb andächtig all die großen Worte nieder, und dankte im Stillen Gott für die Hülfe eines solchen Freundes. Ein Musterstück von einem Liebesbriefe, in den unglaublichsten Ausdrücken abgefaßt, war fertig, und wurde nun einer gemeinsamen Feile unterworfen. Am folgenden Abend schrieb der Conrector das vier Quartbogen lange Schriftstück ins Reine, steckte es in eine Briefhülle und adressirte es — die Versiegelung schob er noch auf. —

Eine Woche verging. Da stürzte der Conrector eines Tages in das Zimmer seines Freundes mit den Worten: „Sie sind wieder da! Eben habe ich den Doctor vorüber gehen sehn. Jetzt, theurer Freund, erfülle Dein Versprechen und gehe an meiner statt zu Bertha. Den Brief habe ich schon gesiegelt und mitgebracht!"

Theobald erhob sich, etwas betreten über diese Wendung der Dinge, und sagte: „Möchtest Du nicht noch einige Tage abwarten — oder möchtest Du nicht erst den Brief absenden, und dann —?"

„Nein!" rief der Conrector, „heut und auf der Stelle muß es sein! Du hast es mir selbst angeboten, und mein Glück hängt von Deiner Hülfe ab."

„Aber," fuhr Theobald etwas befangen fort, „ich habe das junge Mädchen nie gesehen, wäre es daher nicht besser, Du führtest mich erst als Deinen Freund im Werner'schen Hause ein?"

„Es ist nur diese eine Tochter, nur dies eine Kind in der Familie," entgegnete Friedrich, „Du kannst sie gar nicht verkennen. Du weißt die Wohnung, ich habe Dich oft genug vorübergeführt."

„Bedenke nur," warf Theobald ein, welchen jetzt ein leises Frösteln überkam, „daß sie mich nicht kennt, daß es ihr höchst wunderbar vorkommen muß, von einem Fremden in dieser Weise überrascht zu werden!"

Aber das Feuer Theobalds war jetzt, in demselben Maaße als es ihm entschwand, auf Friedrich Stievel übergegangen, und er mahnte den Zaudernden an alle Rechte der Freundschaft, an alle Gluten der Begeisterung, an alle Ideale eines besseren Daseins. „Du stellst Dich ihr als meinen Freund dar," rief er endlich, „Du sagst ihr, daß es zwischen uns keine Geheimnisse gebe, Du strömst ihr die ganze Fülle Deiner Beredtsamkeit entgegen — Theobald, es wird, es muß gelingen."

„Aber," erwiederte der Andre durchaus sachgemäß,

„wenn ich sie nun nicht allein sprechen kann, oder wenn sie nicht zu Hause ist?"

„Dann allerdings," sagte klagend der Conrector, indem er sich niedersetzte, „dann wärst Du umsonst gegangen, und — wir müßten die Sache aufschieben!" — Schnell aber erhob er sich wieder, und bestürmte den Freund von Neuem, wenigstens den Versuch sogleich zu machen, so daß dieser endlich den Widerstand aufgab und eine weiße Weste aus der Commode nahm. Der Conrector beeilte sich geschäftig, dem Freiwerber, dem er so viel verdanken sollte, bei der Toilette behülflich zu sein; er strich ihm die Falten des Fracks glatt, bürstete seinen Hut, und bemerkte in der eignen fieberhaften Aufregung nicht, wie Theobalds Hände zitterten und er mit der weißen Cravatte nicht zurecht kommen konnte. Endlich reichte er ihm den inhaltschweren Brief und sagte: „Und nun geh' mit Gott, mein bester Freund! Ich verfüge mich nach Hause und werde Dich da erwarten."

So machte sich Theobald Spaatz als Freiwerber seines Freundes auf den Weg. Ihm war eben nicht gut zu Muthe. Jetzt, da das Abenteuer beginnen sollte, wurde ihm die ganze Abenteuerlichkeit desselben deutlich, und allerhand Pläne durchkreuzten ihn, wie er dem Auftrage entschlüpfen könne. Er fühlte, daß er zu viel übernommen habe, die Begeisterung hatte ihn im Stiche gelassen, und seine Stimmung wurde immer geängstigter, je mehr er sich dem Ziele näherte. Das Haus des Doctor Werner, eines sehr geachteten Arztes und wohlhabenden Mannes, war eines der letzten Häuser der

Stadt und hatte einen großen, schönen Garten hinter sich. Theobald stand jetzt an der Thür, sein Herz klopfte hörbar, er überlegte, ob es nicht gerathener sei, sich noch zurückzuziehen. Aber die Gestalt des Conrectors stand flehend vor seiner Seele, er faßte einen kühnen Entschluß und zog die Klingel. O weh — die abscheuliche Klingel gellte auch so überlaut durch das Haus, als hätte sie Sturm zu läuten! Gewiß kommen nun gleich Vater, Mutter, Bertha, die Dienstboten aus allen Thüren gestürzt — was soll er vor dem gemeinsamen Andrang beginnen? Er verwirrte sich und dachte an schleunige Flucht.

Da wurde die Thür leise geöffnet, ein Dienstmädchen lauschte heraus und sagte unaufgefordert, die Herrschaft sei ausgegangen, nur das eine Fräulein sei zu Hause. Das war für die Ausführung des Vorhabens überaus günstig, und an einen Rückzug konnte nicht mehr gut gedacht werden. Er wünschte also zu dem Fräulein geführt zu werden, und das Dienstmädchen wies ihn in den Garten, wo die junge Dame sich aufhalten sollte. Der Freiwerber verwunderte sich einigermaßen über die Sorglosigkeit der Dienerin, welche von seinen schrecklichen Plänen nichts zu ahnen schien, und sich phlegmatisch in ein Zimmer zurückzog. Er öffnete die Gartenthür mit einer so schüchternen Behutsamkeit, wie der Conrector Stievel sie nicht besser hätte zur Erscheinung bringen können, schritt durch einen Gang, und stand in der Nähe einer Laube, in welcher er eine junge Dame erblickte. Die Dame legte das Buch aus der Leihbibliothek, in welchem

sie studirt hatte, sogleich bei Seite und kam ihm mit einem Knix unbefangen entgegen. Theobald Spaatz begann mit einer Entschuldigung, daß er als Fremder hier eindringe, worauf die junge Dame entgegnete: „Die Andern werden wohl bald nach Hause kommen, bleiben Sie nur getrost hier. Oder wollen Sie vielleicht blos etwas bestellen?"

„Allerdings, mein Fräulein," stammelte der Freiwerber, „ich habe hier etwas — abzugeben —"

Die junge Dame nahm ihm ohne Umstände den Brief, welchen er halb und halb überreichte, aus der Hand und las die Aufschrift. Ein Gedanke schien durch ihre Seele zu gehn, sie betrachtete den Verlegenen mit einem schalkhaften Blicke, nickte dann vergnügt mit dem Kopfe und steckte den Brief in die Tasche. Theobald wollte sich eben in die Einleitung zu einer längeren Rede verlieren, die Dame aber schnitt ihm schnell die Worte ab, indem sie sagte: „Wollen Sie inzwischen einmal den Garten betrachten? Sehen Sie nur wie schön die Georginen blühn! Die braune da! Und die rothe, ach und die gelben! Man sagt allgemein, daß der Werner'sche Garten der schönste in der ganzen Stadt sei."

Theobald behauptete, das auch schon gehört zu haben, und folgte seiner Führerin durch die Gänge. Die Dame aber fuhr fort: „Ueberhaupt kann ich Ihnen gar nicht sagen, wie wohl es mir hier in der Stadt ist! Ich, als Kleinstädterin, bin gar zu glücklich hier! Die hübschen Straßen, und all die angenehmen Bekanntschaften — auch ist es bei weitem wohlfeiler hier, als man glauben sollte! Zum Winter kommen dann

wieder die Casinobälle, ich freue mich unsäglich darauf, denn ich tanze gar zu gern. Sie tanzen doch auch?"

Theobald betheuerte dies.

„Das ist ja prächtig!" rief die Dame. „Ein Kränzchen soll auch eingerichtet werden, wir wollen mit vertheilten Rollen lesen, das soll einmal wieder ein herrlicher Winter werden!"

Die kleine untersetzte Dame schwatzte mit einer solchen Keckheit, mit einer so geläufigen Zunge fort, daß Theobald die seinige füglich entbehren konnte. „Na, Gott sei Dank!" sagte sie, „an Herren fehlt es hier nicht! Sie glauben nicht, was das in kleinen Städten manchmal für eine Noth ist auf Bällen und in Gesellschaften! Wir haben beschlossen, unser Lesekränzchen mit Maria Stuart anzufangen. Lieben Sie Schiller? Ach, ich schwärme für ihn, aber auch Bulwer lese ich sehr gern und Eugen Sue. Den Letzteren hat mir mein Vater verboten, aber ich begreife gar nicht warum? Einmal fragte ich ihn auf's Gewissen, warum ich von Sue nichts lesen sollte, da meinte er, ich könnte mir den Styl an der Lektüre verderben. Ach, mein Styl! Meine Aufsätze haben niemals viel getaugt!"

Theobald wollte behaupten, daß das unmöglich der Fall gewesen sein könnte, sie aber fuhr fort:

„Gott sei Dank, daß ich die Schuljahre hinter mir habe, wiewohl ich mich oft sehr gut dabei amüsirt habe! Wie wir den Lehrern auf der Nase herum gespielt haben, das glauben Sie gar nicht. Sehn Sie da den einen rothen Kohlkopf zwischen all den grünen, der kommt mir vor, wie der Schulmeister unter seinen

Schülern! Mögen Sie rothen Kohl? Mein Geschmack ist's nicht, höchstens zum Gänsebraten. Sie sollten die Gänse sehn, die meine gute Mutter zum Winter mästet, es ist eine Pracht! Ich weiß es noch ganz genau, wie wir im vergangenen Jahre die letzte Gans aßen, nachher las uns der Vater den Tasso von Göthe vor. Meine Mutter schlief dabei ein, und ich muß gestehn, gar so schön finde ich das Stück nicht. Ueberhaupt Göthe — ich versteh' seine Bücher nicht, Sie mögen es mir nun glauben oder nicht. Ach Gott — da ist ein Frosch! Ich bin sonst nicht ängstlich, aber Frösche kann ich nicht leiden!"

Theobald wollte sich über das Ungeheuer stürzen, um es ritterlich mit dem Absatz seines Stiefels zu erlegen, die Dame aber hielt ihn am Arme zurück und rief: „Nicht todt machen! Das bringt Unglück!" Gleich darauf war sie wieder im lebhaftesten Redefluß über allerlei Gegenstände.

In dem Freiwerber gingen inzwischen die wunderbarsten Dinge vor. Das Geschäft, welches ihn hergeführt hatte, trat bald in den Hintergrund und war endlich völlig vergessen. Hingerissen von der Suade der jungen Dame, fühlte er das alte Neigungsflackern erwachen, erst in kleinen Fünkchen, dann in Flämmchen, endlich lichterloh. Nicht mehr der Stellvertreter des Conrectors spazierte an der Seite der Dame durch den Garten, sondern Theobald Spaatz, als solcher. Die Phantasie erwachte wieder, die Begeisterung für schöne Weiblichkeit füllte seine Seele, er selbst wurde der Liebende. Sie kamen an einem Beete vorbei, wo dichte

Büschel von Monatsrosen lustig in den Herbst hinein blühten. Theobald war tief ergriffen.

„Betrachten Sie diese Rosen, mein Fräulein!" rief er. „Wie schöne junge Mädchen blühen sie, und überdauern alle Jahreszeiten, stets duftend, stets entzückend. Die Rose und das Weib sind die Kronen der Schöpfung!" Nun erging er sich des Weitern in diesem Thema, indem er die Rose erstens in ästhetischer, dann in naturwissenschaftlicher und endlich noch in einer mehr allgemeinen Hinsicht betrachtete, welche letztere sein eigentliches Feld war.

„Sie wissen zu reden!" sagte die Dame, indem sie sich bückte, eine Rose brach und sie dem Begeisterten darreichte. „Nehmen Sie, ich darf sie abpflücken, es sind so viele da!"

Theobald ergriff die Rose und rief: „O tausend Dank, mein Fräulein! Die Götter mögen mich strafen, wenn nicht aus diesem Geschenk der ganze Zauber der ihm inwohnenden Poesie auf mich übergeht! Der Mensch lebt große Stunden, er fühle es nur, er gebe sich ganz dem himmlischen Augenblick hin, der sich ihm darbietet!"

„Nein, das war hübsch!" sagte die Dame ganz ehrlich. „Kommt das nicht in irgend einem Theaterstück vor? Mir ist, als hätte ich dergleichen schon gelesen."

Theobald ergriff ihre Hand: „Es ist der eigenste Ausdruck meiner Empfindung, mein Fräulein!" sagte er. Dann warf er ihr einen schmachtenden Blick zu und führte ihre Hand an seine Lippen.

„Nein, so weit sind wir noch nicht!" rief die junge

Dame, indem sie ihm die Hand entzog. „Bedenken Sie, wir sehen uns heute zum ersten Mal! Ueberhaupt — wird es spät, ich wundre mich, daß die Andern noch nicht zu Hause sind. Sie besuchen uns wohl recht bald wieder?"

Dies war eine Entlassung, Theobald fühlte das, und plötzlich wurde er sich der vollkommen veränderten Situation bewußt, in welcher er das Haus verließ. Wie ein Abgrund that sich sein schlechtes Gewissen in ihm auf — ach, er hatte nicht für den Freund geworben, er hatte sich selber sterblich verliebt! Hingewelkt waren mit einem Male alle Blüthen seiner Begeisterung, er verwirrte sich, stotterte einen Abschied und stolperte in der Dämmerung durch den Garten und aus dem Hause. Trostlos that die Wirklichkeit sich ihm auf, ach, nach dem Beginne des schönsten Traumes! Es war geschehen. Der Freiwerber liebte die Geliebte des Freundes, Theobald Spaatz liebte die Geliebte Friedrich Stievels! Was sollte er dem Conrector sagen, wie nur vor seinen Blicken stehen? Er fühlte sich schuldig, verworfen, unselig, und dennoch saß die Liebe ihm diesmal so tief im Herzen, daß es ihm unmöglich dünkte, ihr jemals entsagen zu können. Zum Freunde, der jetzt sehnsüchtig seiner Rückkehr harren mochte, konnte er nicht gehen; nach Hause wagte er sich auch nicht — hinaus, hinaus! In's Freie trieb es ihn, in die Nacht, aus dem Bereich der Menschen hinaus. So stürmte er von der Chaussee herab und auf einem Feldwege dem nächsten Dorfe zu. Die Wölkchen im letzten Purpur der längst gesunknen Sonne schienen ihm Amoretten,

die ihm mit Blumengewinden entgegenschwebten, aus den Büschen am Wege aber stiegen verdächtige Schreckensgestalten, die kreuzten ihm den Weg, grinsten und schnitten Gesichter und riefen: Verräther! Scheusal! Scheusal!

Und dann wurden in ihm eine Menge Erinnerungen rege, wie ähnliche, oft weit geringere Fälle die Sterblichen schon zu den gefährlichsten Duellen geführt hatten. Ein Zweikampf mußte das Resultat auch seiner That sein, und seine Phantasie malte sich die ganze Situation in den fürchterlichsten Farben aus. Er hatte zwar selbst niemals die Führung einer Waffe gelernt, aber er erinnerte sich lebhaft aus seinen Universitätsjahren eines Zweikampfes auf dem Fechtboden, bei welchem Blut geflossen war. Es stand fest bei ihm, er mußte sich schon morgen auf Degen oder Pistolen einüben. Aber der Conrector — würde der sich denn schlagen oder schießen wollen? Und wenn er es wollte — dies Aufsehn im Lehrercollegium, in der ganzen Stadt, wahrscheinlich auch in den Zeitungen! Ha, der Gedanke hatte, trotz alledem, etwas Großes an sich! Aber wenn er nun den armen Conrector im Duell tödtete, wenn er als Mörder ergriffen wurde — Galgen, Rad und Guillotine standen vor seiner Seele, er schauderte zusammen und schlug sich verzweiflungsvoll vor die Stirn.

Im schrecklichsten Zustande kam er im Dorfe an, und steuerte, ohne es zu wissen, in ein Vergnügungslocal, welches die Städter häufig besuchten. Es war leer dort, er warf sich in die Ecke eines Sofas, stierte in die lange Schnuppe des vor ihm stehenden Talg-

lichtes und bestellte beim Kellner einen Eierkuchen — vielleicht den letzten seines Lebens. — — —

Frau Werner kam mit ihrer Tochter Bertha nach Hause. „Nun, mein Hannchen,“ rief die erstere, „wie hast Du Dir inzwischen die Zeit vertrieben?“

„Ausgezeichnet,“ rief die junge Dame, die wir im Garten kennen gelernt haben; „ausgezeichnet, liebe Tante! Ich habe gelesen. Es war auch ein Herr da — ich kenne ihn natürlich nicht, und habe ihn gebeten, ein ander Mal wieder zu kommen.“

„Wahrscheinlich wollte er zum Onkel,“ sagte Frau Werner. „Wir haben Dich lange allein gelassen, armes Kind!“

„Ich habe mir die Zeit sehr gut vertrieben, liebe Tante,“ sagte Hannchen. „Ach, was ist es schön hier! Wie bin ich Euch dankbar, daß Ihr mich einmal wieder mit nach der Stadt genommen habt! Zu Hause in unserm kleinen Neste erlebt man gar nichts, hier aber in einem Nachmittag so viel, daß man für's ganze Leben darüber zu denken hat.“

„Du bist ein gutes, bescheidenes Kind, mein Hannchen!“ sagte die Tante. „Kommt nur bald zum Thee, ihr Mädchen, der Vater ist auch schon zu Hause.“

Nachdem Frau Werner sich entfernt hatte, ergriff Hannchen ihre Cousine Bertha am Arme und zog sie noch einmal durch den Garten. An einer entlegenen Stelle langte sie den empfangenen Brief aus der Tasche und überreichte ihn ihr.

„Das ist sicherlich ein Liebesbrief!“ rief Hannchen. „Von wem er ist, weiß ich nicht, aber der ihn überbracht hat, war ein allerliebster Mensch. Wahrscheinlich

ein Freund von Deinem Briefschreiber — Du, Bertha, er kann reden wie ein Buch, so etwas hab' ich noch nicht gehört. Und die Hand hat er mir küssen wollen — weißt Du was? Der interessirt sich sehr für mich, und ich hoffe, ihn zu nehmen!"

Bertha traute ihrem Gehör nicht. Sie zweifelte, ob sie das dicke, räthselhafte Schriftstück, welches Hannchen ihr gab, annehmen dürfe. In der That wußte sie unter den ihr bekannten Männern keinen, von dem sie eine derartige Annäherung hätte erwarten können, auch war ihr Mädchensinn durchaus nicht von der naiven Keckheit und schnell bereiten Anknüpfungsfreude, wie der ihrer kleinstädtisch offenherzigen Cousine. Sie versenkte schweigend und betroffen den Brief in ihre Tasche und eilte am Arme des fortwährend schwatzenden Hannchens in das Haus.

Am Theetisch war Bertha heute sehr still, was sonst nicht in ihrer Art lag, so daß die Eltern eine besorgte Frage an sie richteten. Hannchen dagegen war des besten Humors, und erhielt Alle in guter Laune. Endlich war der Augenblick gekommen, wo sich die Mädchen auf ihr Schlafzimmer begeben konnten.

„Jetzt lies vor allen Dingen Deinen Brief!" rief Hannchen, indem sie sich mit geschäftiger Hand ein Nachtkostüm zurechtmachte. Bertha öffnete das Schreiben mit einigem Widerstreben, und begann zu lesen. Die Lesung zog sich etwas in die Länge, und Hannchen, die ihrer Neugier nicht mehr gebieten konnte, ergriff die Blätter, breitete sie erstaunt aus und rief: „Nein, ist mir so ein langer Brief vorgekommen! Vier große Bogen! Was steht denn drin?"

Bertha sah gedankenvoll vor sich hin und sagte: „Der

Conrector Stievel bietet mir seine Hand an, aber in so wunderlichen Ausdrücken, daß ich den Mann aus diesem Briefe gar nicht wieder erkenne."

Hannchen jauchzte laut auf: „Stiefel heißt er? Oho, da hat Meiner gewiß einen hübscheren Namen! Aber nimm ihn nur! Warum hast Du mir denn niemals von Deinem Verhältniß erzählt?"

„Weil das Verhältniß nicht existirt hat," entgegnete Bertha. „Der Conrector ist kein übler Mann, aber grenzenlos schüchtern. Ich habe oft abscheulichen Spott mit ihm getrieben, und muß mich Angesichts dieses Briefes aus tiefster Seele schämen!"

„I, das kannst Du Alles wieder gut machen!" rief Hannchen. „Nimm Du Deinen Stiefel nur, wie ich meinen — ja, jetzt weiß ich nicht, wie Meiner heißt! Ach, wie werden sich meine Freundinnen zu Hause alle ärgern, wenn es heißt, daß ich mich hier gleich verlobt habe! Die hochnäsige lange Sophie, die immer thut, als könnte sie alle Männer haben und wolle nur keinen nehmen? Die kluge Henriette, die auf Alle herabsieht, weil sie sich für gebildet hält; hernach Meier's Karoline, die da meinte, sie hätte den Kandidaten schon ganz sicher; dann die Selma Wuschke, na, die erst, mit ihren ewigen Klatschereien! Nur die Albertine, die zu Pfingsten heirathet, die gönnt mir's, der will ich's auch zuerst schreiben. Ich versichere Dir, Bertha, mein Gegenstand ist ein ganz allerliebster Mensch, nur war er Anfangs zu schüchtern. Die Schüchternheit muß er sich abgewöhnen."

Bei der Erwähnung der Schüchternheit überkam Bertha ein beunruhigender Gedanke.

„Hast Du,“ sagte sie, „den Ueberbringer dieses Briefes nicht nach seinem Namen gefragt?“

„Nein, das hab' ich vergessen,“ entgegnete Hannchen.

„War er groß?“

„Nun, Mittelgröße.“

„Braunes Haar?“

„Ja, braunes, etwas gelocktes Haar und einen Backenbart.“

„Graue Augen?“

„Ich denke, graue.“

„Und sehr schüchtern?“

„Ganz unglaublich schüchtern, sag' ich Dir, es war Anfangs kein Wort aus ihm herauszubringen.“

„Liebes Hannchen,“ sagte Bertha zögernd, „ich fürchte, der Ueberbringer des Briefes war der Conrector Stievel selber.“

„Was?“ schrie Hannchen entsetzt: „Nein, das ist nicht möglich! Es muß ein Freund von ihm gewesen sein! Wer wird denn seine eigenen Briefe selbst überbringen!“

„Ich weiß,“ sagte Bertha, „daß er hier keinen Freund hat, daß er sehr vereinsamt lebt. Ich habe die Ueberzeugung, er ist selber hier gewesen.“

„Na, das wäre eine schöne Geschichte!“ rief Hannchen, indem sie sich entrüstet im Bette aufsetzte. „Dein Stiefel schreibt vier Bogen lange Briefe an Dich, und zu mir kommt er, um mir die Cour zu machen? das ist schändlich, das ist nichtswürdig! Und Du bist so ruhig dabei? Du meinst wohl, weil Du ihn sicher hast, könnte ich mich ärgern, so viel ich wollte? So! Du bist eben so heimtückisch, ich habe mich in Dir

getäuscht, und hätte nie gedacht, daß ich solche Erfahrungen an Dir machen würde! Ja, freue Dich nur, Du hast ihn noch gar nicht so sicher, es können noch ganz andere Dinge geschehen, von denen Du keine Ahnung hast, Du eingebildete Person!"

„Aber, Hannchen," rief Bertha, von dem Betragen ihrer Cousine durchaus nicht angenehm berührt — „Du hast Unrecht, gleich in dieser Weise heftig zu werden. Ich versichere Dir, daß ich zwar alle Hochachtung vor dem Conrector habe, daß es mir aber noch nie bisher in den Sinn gekommen, ihn zu heirathen, und daß ich von seinem Briefe höchlich überrascht bin. Ist mir denn nicht gestattet, zu erstaunen, wenn ich erfahre, daß er nach einem solchen Briefe an mich, Dir eine mündliche Liebeserklärung macht? Ach — Hannchen, hat er Dich denn wirklich merken lassen, daß er Dich liebe?"

In Hannchens Phantasie stand das Abenteuer des letzten Nachmittags plötzlich in vertausendfachter Vergrößerung da. Sie war überzeugt, daß der Jüngling zu ihren Füßen gelegen, ihr die heiligsten Schwüre gethan, daß er erklärt habe, sie oder keine müsse sein Weib werden. Und indem die Zunge mit ihrem Gewissen davonlief, gab sie im leidenschaftlichen Redestrom ihrer Cousine eine Schilderung, welche Bertha überzeugen mußte, daß der Conrector plötzlich in Betreff seiner Wahl andern Sinnes geworden sei. Bertha fühlte sich tief verletzt, und vielleicht war es nur dies Gefühl, welches ihre Thränen plötzlich fließen machte. Das wirkte auf Hannchen zurück. Auch sie brach in

einen Strom von Thränen aus, und so saßen die beiden jungen Mädchen weinend in ihren Betten, erfüllt von Unwillen über die Wankelmüthigkeit, Unzuverlässigkeit und Unsittlichkeit der Männer. — —

Inzwischen harrte Friedrich Stievel noch immer der Rückkehr seines Freundes entgegen. Er blieb gar zu lange! Was konnte in diesen schrecklichen Stunden Alles geschehen sein! Der Conrector nahm den Cicero vor. Er fand den alten Heiden sehr langweilig. Er schlug andere Bücher auf, darunter zufällig Bürger's Gedichte. Sie versetzten ihn nur noch in größere Aufregung und Unruhe. Jeder Tritt der Vorübergehenden rief ihn ans Fenster. Er sah hinaus, so lange noch ein Tagesschimmer am Himmel war. Die Straßen wurden dunkel, die Gestalten der unten Wandelnden schwarz und unerkennbar, er mußte das Spähen aufgeben. Er zündete die Studirlampe an. Der Platz am Arbeitstische kam ihm wie eine Folterbank vor. Mit großen Schritten durchmaß er das kleine Zimmer. Er hat sie zu Haus getroffen! dachte er, er muß sie getroffen haben, woher sonst der lange Aufenthalt? Wie wird der Brief gewirkt haben? Wenn sie nein gesagt hätte!

Es wurde später und später, der Conrector lauschte auf die Viertelstundenschläge der Thurmuhr. Jetzt knarrt die Treppe — er reißt die Thür auf, um dem Liebesboten zu leuchten — seine Wirthin ist's. Es schlägt neun Uhr, wo in aller Welt bleibt Theobald? Eine Angst überfällt ihn. Sie steigert sich, sie wird gegen halb zehn Uhr fast zum Herzkrampfe. Da nimmt er seinen Hut, gibt der Wirthin die Weisung, er gehe

zum Doctor Spaatz und werde im erforderlichen Falle dort zu finden sein, und eilt hinaus. In Theobalds Wohnung sieht er kein Licht, und bleibt unschlüssig vor der Thüre stehen. Unwillkürlich führt sein Fuß ihn die Straße auf und ab. Jedem entfernten Tritte fliegt er entgegen. Es wird zehn Uhr — man schließt die Häuser, der Nachtwächter tritt seine Regierung an. Friedrich Stievel ist in halber Verzweiflung, und schreitet langsam nach Hause. Da hört er in der Entfernung ein Gespräch mit dem Nachtwächter, er täuscht sich nicht, es ist vor Theobalds Wohnung. Mit zitternden Knieen eilt er zurück. Der Nachtwächter bestätigt ihm, daß der Doctor Spaatz nach Hause gekommen sei. Der Conrector weiß sich durch ein Geldstück Einlaß zu verschaffen und stolpert die Treppen hinauf.

Theobald Spaatz hat seine Thüre sorgfältig verschlossen, da hört er Tritte auf der Treppe und preßt vor Beklemmung die Lippen aufeinander. Der Conrector geht an seine Thüre, Theobald beschließt, noch nicht zu Hause zu sein.

„Mach' auf!" ruft Friedrich, „ich bin's, ich sehe durch's Schlüsselloch Licht in Deinem Zimmer!"

Spaatz wankt zur Thüre und öffnet.

„Theobald! warum kommst Du nicht zu mir?" ruft der Conrector, indem er in das verstörte Gesicht des Andern sieht. „Mein Gott, was ist vorgefallen? Hast Du den Brief abgegeben?"

Theobald nickte, am ganzen Leibe zitternd.

„Wo aber," fuhr der Conrector fort, „warest Du so lange? Hast Du sie gesprochen? Was sagte sie?

Rede doch — o Himmel, Dir ist ein Unglück begegnet, ich erkenne Dich kaum wieder! Fasse Dich, sag' mir Alles, ich muß es wissen!"

Theobald fand die Sprache nicht, er kämpfte mit sich selber. Endlich rief er:

„Freund, es ist furchtbar, aber ich kann es Dir nicht ersparen! Ich sah sie — sprach sie allein — oh, sie ist göttlich! Ich selbst liebe sie — habe ihr meine Liebe zu verstehen gegeben! Sie gab mir diese Rose — und lud mich ein, wieder zu kommen!"

Friedrich Stievel war einer Ohnmacht nahe. Er wankte, und sank mit schlaff herabhängenden Armen auf einen Stuhl neben der Thüre. Theobald Spaatz aber hatte inzwischen die Bemerkung gemacht, daß in diesem Verhältniß etwas phantastisch Gewaltiges sei, und beschloß, als er den Freund zusammenbrechen sah, durchaus in seiner Rolle zu bleiben.

„Ja, sie liebt mich!" rief er, „und gegen alle Mächte des Himmels und der Erde werde ich sie mir erringen und vertheidigen!"

Mit untergeschlagenen Armen ging er im Zimmer auf und nieder und warf sich endlich in eine Ecke des Sofas. Lautloses Schweigen herrschte eine Weile im Zimmer, das Talglicht brannte düster, und düster war die Stimmung der Männer. Da erhob sich der Conrector, stieß einen leisen Seufzer aus, und trat dann gefaßt und mit ruhigem Ernste vor den Verräther.

„Du hast Dich nicht als Freund erwiesen, Theobald!" sagte er fest. „Ich vertraute Dir mein Heiligstes an, und Du hast Deine eigenen, selbstsüchtigen

Zwecke verfolgt. Daß sie schön und liebenswürdig sei, hatte ich Dir gesagt. Du mußtest behutsam sein, wenn Du mein Freund warst, mußtest Dich dem Eindruck zu entziehen suchen, selbst wenn es Dich ein Opfer gekostet hätte, — so wenigstens würde jeder ehrliche Mann gethan haben. Du behauptest, ihr meinen Brief gegeben zu haben — wenn das der Fall ist und Du dann noch egoistisch Deiner eigenen Regung gehorchtest, so weiß ich nicht, ob ich dies Abspielen zweier entgegengesetzten Rollen für mehr lächerlich oder — nichtswürdig halten soll! Ich habe mich in Dir getäuscht, ich werde fortan meinen Weg allein gehen!"

Während der Conrector dies sprach, war in dem Wesen des sonst so schüchternen Mannes etwas von Würde und männlicher Festigkeit zu sehen, wie sein sonstiges Gebahren es kaum hätte erwarten lassen. Theobald Spaatz nahm dies mit Erstaunen und Schrecken wahr, und stürzte aus der tragischen Heldenrolle in die tiefste Beschämung und Zerknirschung. Ein tiefes Stöhnen war Alles, was er zu äußern vermochte, er sah im Geiste den Conrector schon die Pistole aus der Tasche ziehen. Der aber fuhr fort:

„Wer von uns die größeren Anrechte auf Bertha hat — das ist eine nicht zu entscheidende Frage. Jedenfalls aber mußte mein langes, bescheidenes Werben um sie Dir Achtung gebieten. Vielleicht habe ich kein Recht an sie, Du aber hattest eine Pflicht gegen mich. Du hast dieselbe in schimpflicher Weise verletzt. Ob sie Deine jählings aufgeschossene Neigung erwiedert,

werde ich sie selber fragen. Ich habe durch Dich die ernste Lehre empfangen, daß der Mann ungethan lassen muß, was er nicht selber thun kann!"

Bei diesen Worten ergriff er den auf dem Tische liegenden Hausschlüssel, setzte den Hut auf, und verließ das Zimmer — ein veränderter Mann. Theobald Spaatz aber war vernichtet, und selbst das Gefühl seiner brennenden Leidenschaft konnte ihm in diesem Augenblick keine Beruhigung geben. Bald darauf lagen alle vier Hauptpersonen unserer Geschichte in ihren Betten und fühlten sich sehr unglücklich. — —

Als Theobald am andern Morgen seinem Freunde auf dem Corridor des Schulgebäudes begegnete, vermochte er ihm nicht in die Augen zu sehen. Sein Herz war wie zusammengeschnürt, er verwirrte sich fortwährend in der Schulstunde. Während er sonst die Heldenthaten der Weltgeschichte mit einem Feuer schilderte, welches manche seiner Schüler so lebhaft begeisterte, daß in der Pause die entsetzlichsten Prügeleien auf dem Hofe in Scene gingen, war sein Vortrag heute lau und theilnahmlos. Unglücklicherweise hatte er gerade den Verrath Heinrichs des Löwen und den Abfall desselben von seinem Freunde und Kaiser Friedrich Barbarossa zu entwickeln, ein Stoff, der ihn heute zur Verzweiflung brachte. Er fühlte sich ganz den gedemüthigten, schuldbewußten Löwen, er sah den Conrector Friedrich Stievel ganz als edlen großen Barbarossa. Es war eine schreckliche Stunde! Nachdem sein Tagewerk gethan war, ging er nicht wie sonst den Freund zum Spaziergang abzuholen, sondern er machte

seinen Weg allein. Und da er einen seiner düsteren Stimmung entsprechenden Weg suchte, und ihm der Kirchhof die angemessenste Räumlichkeit dazu schien, so wandelte er zwischen den Gräbern auf und ab, und stellte die grauenhaftesten Betrachtungen über Leben, Tod und Ewigkeit an.

Der Conrector seinerseits hatte ebenfalls einen bösen Tag. Er hätte zwar gern Bertha noch heute persönlich aufgesucht, aber Berufsarbeiten aller Art machten es ihm unmöglich, so daß er den Besuch auf morgen zu verschieben beschloß. War Theobald heute zerstreut und übel aufgelegt für den Schulunterricht, so schien sich in dem Conrector ein ganz anderer Geist geltend zu machen. Seine Schüler, welche sich bei ihm Mancherlei zu erlauben pflegten, nahmen heute eine noch unbekannte Strenge und Energie in ihm wahr, und konnten sich, nachdem ihrer mehre abgestraft worden waren, eines aufkeimenden Respekts gegen ihn nicht erwehren.

Schon brannte die abendliche Studirlampe im Zimmer des stillen Mannes, als seine Wirthin eintrat, und ihm einen Brief überreichte, welchen, wie sie sagte, ein Knabe bei ihr abgegeben hatte. Der Conrector öffnete das Papier und fand folgende Worte: „Herr Conrector Stiefel wird ersucht, sich morgen Abend um sechs Uhr hinter der Mauer des alten Kirchhofs einzufinden, wo ihn eine Dame durchaus sprechen muß.“ Die Unterschrift fehlte, aber das muß war sechsmal unterstrichen. Unser Freund war überrascht, sein erster Gedanke war, daß die anonyme Schreiberin niemand

anders, als Bertha sein könne. Aber — Bertha wußte doch, daß die zweite Silbe seines Namens nicht mit einem f, sondern mit einem v anfange, er erinnerte sich, daß einst im Werner'schen Hause harmlos darüber gescherzt worden war. Er faltete den Brief zusammen, und beschloß, der Einladung auf gut Glück zu folgen.

Wir aber, die wir in der glücklichen Lage sind, uns mit einer Art von Allwissenheit durch den Kreis der hier betheiligten Personen zu bewegen, erkennen in der Absenderin keine andere, als Hannchen, die schnell fertige Kleinstädterin. Das liebe Kind war am Morgen, wider Gewohnheit, mit einem Seufzer erwacht, einer Aeußerungsweise, die ihrem sonstigen Wesen durchaus fremd war. Sonst pflegte sie, lebhaft wie ein Wiesel, mitten in den Morgen hinein zu springen, trällernd, lachend, wirthschaftlich geschäftig, überall angreifend, häusliche Arbeiten wie Vergnügungen mit gleich frischem Interesse erfassend. Rüstig bei der Hand und kurz angebunden war ihr ganzes Wesen. Auch die Dinge um sich her wollte sie fertig oder leicht ergreifbar wissen, jede Unentschiedenheit war ihr ein Gräuel. Der Streit mit ihrer Cousine lag ihr schwer auf der Seele, und das Erste, was sie am Morgen that, war eine rasche Versöhnung, und der geheime Entschluß, dem Räthsel selbstthätig nachzuspüren. Es lebte noch die stille Hoffnung in ihr, daß der Briefschreiber und der Rosenempfänger zwei verschiedene Persönlichkeiten sein müßten, denn unglaublich war ihr der Gedanke, daß ein Mensch das, was er mit dem ihm von Gott zum Reden gegebenen Munde sagen könne, persönlich

schwarz auf weiß überbringen solle. In listiger Weise wußte sie im Laufe des Tages die Wohnung des Conrectors zu erfragen, und gab den oben erwähnten Zettel einem Knaben, welcher bei der Gartenarbeit beschäftigt war.

Als die zum Stelldichein anberaumte Stunde gekommen war, nahm Hannchen Hut und Shawl und begab sich, unter dem Vorwande eines kleinen Geschäftsganges, an die Umfassungsmauer des alten Kirchhofes. Es war eine wenig betretene Gegend. Die Mauer stieß an ein weites Stoppelfeld, das Terrain war leicht zu übersehen. So schritt Hannchen entschiedenen Fußes auf dem Boden verhängnißvoller Entscheidung auf und nieder, und blickte mit Augen von der Schärfe des Luchses bald nach rechts, bald nach links.

Inzwischen hatte Theobald Spaatz auch heute seine melancholische Kirchhofswanderung angetreten, und bog, in der Absicht, einen entfernteren Feldweg zu betreten, um die Ecke der Mauer. Er sah eine Gestalt in der Entfernung hinter der Mauer umherspazieren, und erkannte mit bald freudiger, bald beängstigender Ueberraschung die Dame seines jüngsten Neigungsgeflackers. In demselben Augenblick wendete Hannchen sich um, erkannte auch ihn, und mußte aus seinem Hiersein annehmen, daß er Derjenige sei, an welchen sie ihre Zeilen gerichtet hatte. Abscheulich! Schändlich! rief es in ihr; ein und derselbe ist's, der mich und Bertha betrogen hat! Ihr ganzes Innere empörte sich wider ihn, und in dem Gefühle, ein unverzeihliches Unrecht erduldet zu haben, war nicht der Gedanke an Flucht

der vorherrschende in ihr, sondern der der Rache an dem Unwürdigen. Mit raschen kleinen Schritten eilte sie ihm entgegen. Auch Theobald Spaatz näherte sich ihr, wenngleich nicht mit derselben Schnelligkeit.

„So, mein Herr!" rief sie ihm schon von Weitem entgegen — „das ist also Ihre Art, mit jungen Damen umzugehen! Der Einen Liebesbriefe schreiben und der Anderen die Hände küssen und großartige Reden hersagen! Schämen Sie sich! Ich werde Ihr Betragen in der ganzen Stadt ausrufen, damit sich alle Welt vor Ihnen hüte. Hätte ich gewußt, daß ich es mit einem so unzuverlässigen Manne zu thun habe, so würde mein Benehmen vorgestern ein anderes gewesen sein. Ja, das versichere ich Ihnen! Denken Sie, man kommt aus einer kleinen Stadt herein, um sich hier etwas weiß machen zu lassen? Wir sind auch nicht auf den Kopf gefallen, und wollen den gelehrten Herren beweisen, daß wir uns keine Ungezogenheiten gefallen lassen!"

So ging es im unaufhaltsamen Redestrome fort, und Theobald stand wie vom Donner gerührt, ohne ein Wort hervorbringen zu können. Was aber seine Lage verschlimmerte, war die Wahrnehmung, daß im Hintergrunde die Gestalt Friedrich Stievels auftauchte, und sich mit hastigen Schritten näherte. O Himmel, dachte er, jetzt sieht er mich hier mit seiner Geliebten stehn, und muß glauben, dies sei ein beabsichtigtes Stelldichein!

Der Conrector seinerseits erblickte den verrätherischen Freund neben einer ihm fremden Dame, und da er nun

zu der Annahme kam, daß er es mit einem entlarvten Don Juan zu thun habe, förderte er seine Schritte, um die Unglückliche zu retten.

„Trauen Sie dem Heuchler nicht, mein Fräulein!“ rief er, bei der Gruppe angelangt; „trauen Sie ihm nicht, er pflegt sich Damen gegenüber durchaus nicht gewissenhaft zu betragen!“

Hannchen schrack doch ein wenig zusammen, als sie plötzlich die Stimme eines Fremden, und zwar mit so strenger Mahnung, neben sich hörte. Der Conrector aber fuhr fort: „Ich erbiete mich, Sie ihm gegenüber zu beschützen, ja, ich halte es für meine Pflicht, Sie mit seinem Wesen bekannt zu machen. Er hat sich gegen eine Dame, die mir theuer ist, vergangen, er hat um ihre Liebe geworben, er wird auch an Ihnen zum Verräther werden. Verzeihen Sie, mein Fräulein, daß ich, ein Ihnen völlig Unbekannter, es wage“ — —

„Also auch noch gegen andre Damen hat er sich vergangen?“ rief Hannchen, schnell gefaßt. „Ich danke Ihnen, mein Herr, und werde Ihren Rath zu nützen wissen!“

In Theobald Spaatz aber dämmerte plötzlich ein Licht. „O Himmel!“ rief er, „mein Fräulein, kennen Sie den Herrn nicht?“

„Ich habe heut zum ersten Mal die Ehre,“ entgegnete Hannchen.

„Ich bin der Conrector Stievel,“ entgegnete Friedrich, „man kennt mich als unbescholtenen Charakter, und Sie, mein Fräulein, können sich auf mich verlassen.“

Hannchen machte große Augen, eine wohlthuende

Ueberraschung rief ein frischeres Roth auf ihre Wangen, und mit vergnügter Miene betrachtete sie den rechtmäßigen Conrector von oben bis unten. „Sie sind der Herr Stiefel?“ rief sie. „Na, die Bertha wird Augen machen, wenn sie diese Geschichte erfährt!“

„Bertha? Bertha?“ stammelte Theobald; „haben wir denn nicht die Ehre hier mit Fräulein Bertha Werner zu reden?“

„I Gott bewahre!“ rief Hannchen. „Ich heiße Johanna Wohlgemuth und bin bei meinem Onkel Werner zum Besuch! Sie haben mich für meine Cousine Bertha angesehn? Nein, das ist zum Todtlachen! Jetzt wird mir die Verwirrung klar. Aber warum haben Sie, mein Herr, mir vorgestern nicht Ihren Namen gesagt?“

„O mein Gott!“ sagte Theobald, „dadurch ist die ganze Verwirrung entstanden! Ich heiße Theobald Spaatz, bin Oberlehrer am Gymnasium, Doctor der Philosophie und College meines Freundes Stievel.“

„Spaatz?“ fragte Hannchen gedehnt, indem sie, etwas enttäuscht, diesen Namen mit dem des Conrectors verglich.

„Mein Fräulein,“ nahm Friedrich Stievel jetzt das Wort, „ich bin Ihnen zu großem Danke verpflichtet, daß Sie sich der Lösung dieser unglücklichen Verwirrung so gütig unterzogen haben. Darf ich die Frage an Sie richten, ob Fräulein Bertha meinen Brief — ob ich hoffen darf?“

Hannchen nickte schalkhaft. „Die Bertha hat den Brief gelesen,“ sagte sie, „und — wird sich gewiß recht sehr freuen, Sie bald zu sehen. Und was Sie betrifft,

mein Herr," fuhr sie zu Theobald gewendet fort, „so habe ich Sie — vielleicht zu abstoßend behandelt — es thut mir leid, aber — die Geschichte war gar zu verwickelt. Doch ich muß nach Hause. Wir werden uns freuen, die Herren bald bei uns zu sehen!" Mit diesen Worten knixte sie, und eilte leichtfüßig davon.

Theobald aber athmete tief auf und rief: „Verzeihung, Friedrich!" Und der Conrector öffnete milde lächelnd die Arme und empfing den Reuigen an seiner Brust. Auf dem Heimwege erzählte Theobald dem Freunde das Nähere der schrecklichen Vorgänge, und versöhnt sahen die glücklichen Schulmeister ihren schönen Hoffnungen entgegen.

Drei Wochen nach diesen Vorgängen schrieb Hannchen folgenden Brief an eine Freundin, welche in ihrem Heimathstädtchen wohnte:

„Theure Albertine! Von der Verlobung meiner Cousine Bertha mit dem Conrector Stievel wirst Du wohl durch meine Eltern erfahren haben, welchen ich dieses Ereigniß mittheilte. Heute lege ich einem Briefe an meine Eltern diese Zeilen an Dich bei, um Dir die freudige Nachricht zu melden, daß auch ich mich verlobt habe, und zwar mit dem Oberlehrer Dr. Spaatz. Ach, ich bin sehr glücklich! Theile das den andern Mädchen mit. Mein Theobald ist ein sehr gelehrter Mensch, ebenso wie auch Bertha's Bräutigam. Er hat aber manche Eigenschaften, die ich ihm noch abgewöhnen will. Manchmal ist er ganz außer sich vor Poesie, und manchmal wieder sehr schüchtern. Ich habe schon gemerkt, daß man Alles aus ihm machen kann, wenn man ihm

nur ordentlich auftrumpft, und ich will mir schon einen guten, gehorsamen Mann an ihm erziehen. Weißt Du, die gelehrten Männer können sich meistentheils gar nicht zurechtfinden im Leben. Ach, ich werde Dir mündlich Geschichten erzählen, über die Verwirrung, die wir schon gehabt haben, daß Du Dich wundern sollst. Da halte ich es für eine große Wohlthat, wenn sie Frauen bekommen, die sie im Leben ordentlich zurechtweisen. Und auch für eine Frau halte ich es für sehr angenehm, wenn sie einen Mann hat, den sie leiten kann, wohin sie will. Beherzige das doch ja, liebe Albertine, Dein Bräutigam scheint mir zu viel Willen zu haben. Auch die Bertha wird mit ihrem Conrector nicht so leicht umspringen können. Er scheint zwar sehr sanft, hat es aber doch hinter den Ohren. Ich habe täglich Streit mit der Bertha, die ihren Bräutigam durchaus nicht nach meiner Art erziehen will. Mein Onkel hat mir ein sehr schönes seidenes Kleid geschenkt, ich lasse mir's ganz modern machen. Für meinen Bräutigam werde ich dieser Tage ein Schlummerkissen zu sticken anfangen. Es wird ein reizender Winter werden, in drei Wochen ist der erste Casinoball, es werden ihrer acht sein. Wir sind schon jetzt so viel in Gesellschaft, daß die Tante meint, es wäre für den Anfang zu viel. Ich will mich aber nicht grämen, wenn es noch toller kommt. Ich muß schließen, denn ich erwarte meinen geliebten Theobald jeden Augenblick. Leb' wohl und vergiß nicht Deine Dich ewig liebende Freundin — Johanna Wohlgemuth."

hat ordentlich [illegible], und ich will mir schon einen guten, [illegible] Mann an ihm erziehen. Meine Tante, die [illegible] [illegible] sich [illegible] gar nicht [illegible] zu haben. Ach, ich werde Dir [illegible] Geschichten erzählen, über die Verwirrung, die [illegible] gehabt haben, daß Du Dich wundern sollst. Sie hatte aber ist eine große [illegible], wenn sie davon [illegible] bekommen, als sie an Leben [illegible] [illegible]. Und auch für eine Frau [illegible] es [illegible] [illegible], wenn sie einen Mann hat, den sie lieben kann, [illegible] sie mich. [illegible] und doch ja, liebe [illegible]. Eine [illegible] [illegible] [illegible] zu haben. Nun die Bertha wird mit ihrem [illegible], [illegible] sie [illegible] [illegible] können. Ich [illegible] [illegible], [illegible] es aber doch [illegible] den [illegible]. Ich [illegible] [illegible] [illegible] mit der [illegible], die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] noch [illegible] [illegible] [illegible] will. [illegible] hat mir ein sehr schönes [illegible] [illegible] geschenkt, ich [illegible] [illegible] ganz anders machen. [illegible] [illegible] [illegible] werde ich [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible] anfangen. Ich [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], in [illegible] [illegible] ist der [illegible] [illegible], ich werden [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] jetzt so viel in Gesellschaft, daß die Tante meint, es wäre [illegible] die [illegible] zu viel. Ich [illegible] mich aber nicht [illegible], wenn es noch toller [illegible]. Ich muß schließen, denn ich erwarte meinen [illegible] [illegible] jeden Augenblick. Lebe wohl und vergiß nicht [illegible] Dich eine [illegible] Freundin — Johanna [illegible].

Bei Tische.

Eine gastrosophische Novelle.

In den Salons des Commerzienraths Rosenthal v. Muffelseck versammelte sich eine glänzende Gesellschaft. Der Herr des Hauses hatte mit seinem Sohne in der Nähe der Thüre Posto gefaßt und eilte jeder neuen Gestalt, welche zur Thüre hereinrauschte, mit lauten Begrüßungen entgegen.

„Ah, meine himmlische Gräfin! Entzückt, Sie nach so langer Zeit bei uns zu sehen! Die Sonne geht auf in meinen Salons — die gelbe Robe leuchtet wie Sonnenstrahlen, und doch, sie müssen erblassen vor dem Glanze ihrer Besitzerin, der schönen Gräfin Erlach!"

„Oh, Frau v. Zippel! Ganz ergebenster Knecht, meine Gnädigste! Sie beglücken mich auf's Höchste! Erlauben die Damen, daß ich Ihnen meinen Sohn Alphons vorstelle? Mein Sohn Alphons — vor acht Tagen von seinen Reisen zurückgekehrt, hat London, Paris und Wien gesehen!"

„Ah, mein liebster, bester Herr Oberst! Herzlich willkommen! Könnte Ihnen zürnen, daß Sie mich so lange nicht aufgesucht haben, mon cher ami!"

„O, Herr Lieutenant — ganz Ergebenster! Habe Sie gestern zu Pferde gesehen. Sehr graziöses Thier-

chen, hat Aehnlichkeit mit meinem Murisko. Erlauben die Herren, daß ich Ihnen meinen Sohn Alphons vorstelle, der vor acht Tagen von seinen Reisen zurückgekehrt ist? Hier — mein Sohn Alphons, hat London, Paris und Wien gesehen. Herr Oberst Freßberg — Herr Lieutenant v. Blankknopf!"

„Ah, mein gnädiges Fräulein! Die Mutter der Armen, die Wonne der Hülfsbedürftigen — sehr glücklich, daß Sie uns beehren! — O, willkommen, meine Gnädigste, welche Freude machen Sie uns! Erlauben die Damen, daß ich Ihnen meinen Sohn Alphons vorstelle, der erst vorgestern von seinen Reisen zurückgekehrt ist — hierher, Alphons, mon fils! — mein Sohn Alphons — London, Paris, Wien hat er gesehen — Fräulein v. Bornhofen — Frau v. Bollenstedt!"

„Ah, voilà notre ami! — mein theuerster Geheimrath! Der funkensprühende Mann des Geistes und Witzes! Willkommen — erlauben Sie, daß ich Ihnen meinen Sohn Alphons vorstelle — vorgestern zurück — Wien, Paris, London —"

„Habe bereits die Ehre!"

„Ah, er hat bereits die Ehre gehabt? Hat leider noch nicht alle dehors beobachten können — Geschäfte! Bitte, mein bester Geheimrath v. Schatz, hier die Causeuse!"

So begrüßte der Commerzienrath seine Gäste, während die Commerzienräthin mehr in der Tiefe des Zimmers die Begrüßung wiederholte, und Sidonie, die Tochter des Hauses, als eine überaus glänzende Partie,

von einer Gruppe junger und ältlicher Herren so viel Schmeicheleien hinnahm, als ein zu erwartendes ausgezeichnetes Diner nur irgend verantworten konnte.

Die Gesellschaft, dreißig Personen an der Zahl, ist bereits versammelt. Schon reicht der Oberst Freßberg der Dame des Hauses den Arm, der Lieutenant Blankknopf weiß den Moment abzupassen, Fräulein Sidonie zu erringen. Und durch die weit aufgerissenen Flügelthüren begibt sich der Zug in den Speisesaal, wo Blumendüfte, gemischt mit dem sich schon verkündenden Arom der Suppe, ein magisches Netz der schönsten Erwartungen um die Eintretenden spinnen. Die Tafelordnung schien mit viel Rücksicht auf eine angenehme Gegenseitigkeit eingerichtet zu sein, denn der Geheimrath v. Schatz schmunzelte sehr beglückt, als er die schöne Gräfin Erlach zu seiner Nachbarin bestimmt fand. Der Lieutenant Blankknopf nahm mit funkelnden Augen seinen Stuhl neben Fräulein Sidonie ein, während der Oberst Freßberg, als Nachbar der Dame des Hauses, sich der Hoffnung hingeben konnte, daß bei jedem zweiten Herumgeben eines Gerichts ihm die Nöthigung der Wirthin nicht entstehen werde.

Alles saß jetzt. Zwei Bedienten reichten in mächtigen Schüsseln Austern au naturel umher, zwei andere folgten und präsentirten auf silbernen Platten griechischen Wein in kleinen geschliffenen Gläsern.

„Sieh da, sieh da!" sagte der Geheimrath v. Schatz, nachdem er ein halbes Dutzend Austern auf seinen Teller gelegt hatte, mit sehr glücklichem Gesicht: „Ich hatte etwas von dem heutigen Muffelseck'schen Diner

erwartet, dieser allermodernste Anfang aber berechtigt mich, viel zu erwarten!"

„Auch ich bin neugierig," sagte die Gräfin, „wie der neue französische Koch sein Debut im Hause bestehen wird."

„Ein neuer französischer Koch? Vortrefflich! Aber natürlich! Wie sollte auch die Schleuderzeh gelernt haben, ein Diner zu bereiten!"

„Still, lieber Geheimrath!" entgegnete die Gräfin mit einem halb schalkhaft beistimmenden, halb verweisenden Blicke.

Dieser Blick bezog sich auf einen Spott gegen die neueren Ereignisse im Muffelseck'schen Hause. Der Commerzienrath v. Muffelseck war nämlich, nachdem er zehn Jahre Wittwer gewesen, nachdem seine Tochter, Fräulein Sidonie, schon zum siebenundzwanzigsten Male die Winter-Hyazinthen im Gewächshause hatte blühen sehen, nachdem sein liebenswürdiger vierundzwanzigjähriger Sohn Alphons schon die eclatantesten und genialsten Liaisons gehabt hatte, nach alledem noch einmal der Gewalt der allbezwingenden Liebe unterlegen, und hatte sich mit Fräulein Schleuderzeh, einer gefeierten Ballettänzerin, vermählt. Freilich hatte der Commerzienrath bei dieser Angelegenheit einen Sturm von Seiten seiner Tochter und seines Sohnes aushalten müssen; freilich hatte Mancher, der die Muffelseck'schen Diners und Soupers zu schätzen wußte, für die Zukunft resigniren zu müssen geglaubt, da diese Heirath, die sehr nach Mesalliance aussah, die feinen Cirkel in dem sonst gesuchten Hause zu verkleinern drohte; aber

Alles war anders gekommen. Die Schleuderzeh wußte sich als Commerzienräthin angemessen zu benehmen, sich in die neuen Verhältnisse zu finden und, indem sie die Reminiscenzen ihrer früheren Carrieren verbannt zu haben schien, den Ton ihrer neuen Stellung auf das Glücklichste zu treffen.

So hatte sich denn heute in der neuen, jetzt einjährigen Ehe des Commerzienraths zum ersten Male ein nach alter Art glänzender Cirkel unbedenklich eingefunden, und Wirthe wie Gäste schienen sich der heitersten Stimmung hinzugeben — so weit dies nämlich die Situation erlaubte, denn das Diner hatte kaum begonnen, die Suppe sollte erst servirt werden.

Der Geheimrath v. Schatz lehnte sich, nachdem er seine Austern geschlürft hatte, im Stuhle zurück, blickte prüfend im Saale umher, maß mit den Augen die Höhe und Tiefe, prüfte die Decoration der Wände, warf noch einen raschen geübten Blick über die Tafel, und da das Resultat dieser seiner Forschungen ein günstiges war, so theilte er, indem er sich in rosiger Stimmung die Hände rieb, dasselbe seiner Nachbarin, der Gräfin, folgendermaßen mit:

„So lasse ich mir's gefallen! Die Exposition ist sehr vielversprechend, nun geben die Götter uns einen entsprechenden Gang der Handlung, und ich will diesen Tag nicht zu den verlorenen rechnen! Hellgraue, einfache Tapete für die Wand — ganz gut, und trotz der dunkelblauen seidenen Fenstervorhänge mit goldenen Franzen und Quasten doch ein wohlverbreitetes Licht. Die Wände nicht mit Schildereien überladen — dort

der riesige Schenktisch von geschnitztem Eichenholz — vortrefflich! Der Blick wird durch nichts Ungehöriges, außerhalb des Diners Liegendes zerstreut, der Gedanke kann sich bei jeder neuen Kunstleistung des Kochs gehörig concentriren. Ein ächtes Diner stellt dieselben Forderungen wie ein ächtes Drama. Man will die Decoration zwar anständig und geschmackvoll, aber sie soll nicht durch selbstständigen Kunstwerth das Auge beschäftigen. Ich finde hier diesen Forderungen auf's Glücklichste entsprochen. Der Blick dort durch die geöffneten Glasthüren in das reiche Gewächshaus mit der Farbenpracht der Camellien, den schwatzenden Papageien und den Cacadu's ist freilich bedenklich — allein vielleicht steht ein Nachspiel im Hintergrunde, also wird man dem Maschinisten wohl eine Concession machen müssen, auch ist eine Perspective immer noch eher zu ertragen, als ein übel angewandtes Versatzstück. Freilich sehe ich wohl die trefflich mit den Fenstervorhängen correspondirende Portière, und man hätte sie schließen können — hm! Doch nein, ich verstehe! Thüre und Portière müssen geöffnet sein, weil man sich beim Mocca in das Gewächshaus zerstreuen wird, weshalb denn in den Räumen eine gleichmäßige Temperatur angestrebt werden muß. Sehr verständig arrangirt! Die Tafel prächtig, wie sich's gebührt, ich sehe keinen — nein, in der That — keinen einzigen Verstoß gegen die Anforderungen der Gastrosophie. Stühle von Eichenholz mit hoher, bequemer Lehne. Genügender — o ja, vollkommen genügender Raum, um sich auszu-

breiten. Vor Allem aber eine Nachbarschaft, wie Sie, meine Gnädigste, sie gewähren —"

„Aber doch das Letzte, was Sie verlangen!" entgegnete lachend die Gräfin. „Sie ausbündiger Gourmand!"

„Nein, schöne Gräfin, das Erste, das Höchste — vielleicht können Sie es zu dem — Einzigen machen! Auch die Gastrosophie hat ihre Gesetze, ihre sehr ernsten Gesetze, denn sie ist eine Kunst, eine würdige Schwester der sieben freien Künste, und es ist mir stets schmerzlich gewesen, daß sie ihren Schwestern noch immer nicht als ebenbürtig an die Seite gesetzt werden soll. Rumohr in seinem „Geist der Kochkunst" hat zwar viel dafür gethan, auch Andere haben Mancherlei zur Sanctionirung dieser Kunst gewirkt, aber freilich kann es zur Schande der meisten ihrer Anhänger nicht bestritten werden, daß diese selbst viel dazu beigetragen haben, die Hohe zu profaniren. So hat mich jene Erzählung von Börne, „der Eßkünstler," stets in tiefster Seele empört, denn soll sie auch nur eine Satyre auf das Vielessen sein, so ist sie doch geeignet, dem weniger Kundigen den Endzweck zu verrücken, und somit der Gastrosophie gerade entgegen zu wirken. Es ist traurig! Die meisten, selbst der Eingeweihten, essen, wenngleich mit Verständniß, doch ohne die eigentliche Verinnerlichung, ohne Seelenvertiefung, ohne jenes gemüthvolle Element des Geschmacks, welches bei dem Zauber der Qualität jedes quantitative Gelüst völlig aufgibt, und bei welchem der feine, gebildete und somit einzig zurechnungsfähige Eßkünstler in der Spitze der

Zunge denselben seligen Schauer empfindet, welcher den Hörer überrieselt, wenn die vollste Harmonie das Ohr berauscht, oder des Dichters „in schönem Wahnsinn rollendes Auge“ ihm mit den entzückenden Reimen seiner Lippen zugleich in die Seele dringt!“

„Ei, welche Begeisterung, Herr Geheimrath, mehr, als ich Ihnen zugetraut hatte! Das geht über die Poesie des Dinirens und in die Philosophie hinüber. In diesem Fache könnte man von Ihnen lernen!“

„Es ist auch Philosophie, meine Gnädigste! Wenn Sie meine Schülerin sein wollten, schöne Gräfin, so sollten Ihnen darüber ganz neue Kreise des Denkens, Fühlens, Empfindens aufgehen.“

„Hat die Gastronomie auch einen kategorischen Imperativ? ich hörte immer, der gehöre zur Philosophie.“

„Vortrefflich, meine Gnädigste! Der kategorische Imperativ des Essens ist sehr einfach, wie das in der Natur der Sache liegt, nämlich: Das Essen sei gahr. Dies ist sein sittliches Gesetz. Aber von diesem Centralpunkte gehen tausend Strahlen, zieht sich ein vielfach verschlungenes Netz von Forderungen, Consequenzen, äußeren Einwirkungen —“

„Lieber Freund,“ unterbrach die Gräfin lächelnd den Redner, „mir schwindelt schon bei den Anfangsgründen, und Ihnen muß ich in Ihrem Kunstinteresse rathen, sich vor der Suppe nicht zu sehr aufzuregen. Da kommt sie eben. Ich wünsche, daß sie Ihren Enthusiasmus nicht stören möge!“

„Nous verrons!“ entgegnete der Geheimrath, nahm das geschliffene Gläschen zwischen Daumen und Zeige-

finger, führte es kostend an die Lippen und sagte mit zufriedener Kennermiene: „Thessalisches Gewächs! Sehr brav!"

Die Suppe wurde servirt. Der Geheimrath nahm einen Löffel voll, nickte seiner Nachbarin zu und äußerte: „Soupe à la reine. Es hätte die moderne Suppe, Tapioka, gewählt werden können, diese soupe à la reine aber ist auch gut, es ist nichts daran auszusetzen." Dann faßte er nach Art eines feinen Epikuräers den Löffel mit erhöhter Grazie, schöpfte langsam und mit Verständniß die duftende warme Fluth aus seinem chinesischen Teller und lehnte sich zurück mit den Worten:

„Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein!"

„Also nach der Suppe beginnen wieder Ihre gewohnten Citate aus dem Faust!" entgegnete die Gräfin. „A propos, mein Freund — wie ich höre, haben Sie einen neuen Schüler in der Kunst zu leben gewonnen. Alphons Muffelseck ist in den wenigen Tagen, seit er von seinen Reisen zurückgekehrt, schon zum Stadtgespräch geworden. Er soll ein Roué im großen Styl sein."

„Wie, meine theuere Gräfin, Sie werden mir doch keine Lehrfähigkeit in der Rouerie zutrauen? Nein, für das feinere Arom des Lebens, welchem ich mich geweiht, hat Herr Alphons keinen Sinn, er wird ewig am Staube haften. Uebrigens ist er nicht mehr Roué, als einem Jünglinge zukommt, dessen Vater über eine Million gebietet."

„Eine eigenthümliche Anschauung! Wie gefällt Ihnen heute Sidonie?"

„Gefällt? Mir? Und heute? Ich gerathe in Lessing=

schen Styl, meine Gnädigste, wenn Sie mir solche Fragen vorlegen! Sehen Sie das Mädchen an — jede Bewegung, jede Miene ist mit Bewußtsein arrangirt! Sie fühlt sich ganz weiße Camellie, ganz himmelblaue Seide, sie trägt das schwere Bracelet mit einer Miene, als wär's die Fessel, welche sie an ihren Stand knüpft, sie weiß sich einen so interessanten Opheliениausdruck, und durch die langen, etwas absichtlich vernachlässigten Locken, ein Ansehen zu geben, als wäre sie, wie Polonius' Tochter, in's Wasser gefallen, aber doch wieder herausgezogen und gerettet worden! Hamlet — Wie, Franz?" unterbrach sich der Geheimrath plötzlich, zu dem Diener gewendet, welcher Wein anbot: „Mosel und Chateau la rose? Nach der Suppe ein Glas französischen Rothwein! — Bei alledem," fuhr er, den Faden wieder anknüpfend, fort, „bei alledem begreife ich nicht, wie das Mädchen hat siebenundzwanzig Jahre alt werden können, ohne sich zu verheirathen! Das Wesen, welches sie sich gibt, hat für Viele eine Anziehungskraft, und zudem ist ihr Vater Millionär!"

„Die Sache ist sehr einfach, lieber Freund. Erst werden einige Jahre lang muthwillig Körbe ausgetheilt und, dadurch abgeschreckt, wird mit der Zeit die Zahl derer, die mit ernstlichen Absichten hervortreten, geringer. Jetzt heißt es eine Wahl treffen, die nun schon schwieriger ist. Die neue Commerzienräthin-Mutter kann Sidonien nicht erwünscht sein, sie strebt aus dem Hause zu kommen, und rathlos nimmt sie am Ende den ersten besten Mann, der ihr in den Weg gelaufen!

Das ist die bekannte alte Geschichte. Ich sehe übrigens, daß sich schon etwas anspinnt — beobachten Sie einmal den Lieutenant Blankknopf!"

„Sogleich, meine Gnädigste, sobald ich nur diese Fleischpastetchen und diesen Caviar gekostet habe. Ah, deliciös! Liebe Dingerchen, diese Pastetchen, herziges, kleines Völkchen, sehr geeignet, den Kenner weiter zu locken! — So, so, so! Ich bewundere Ihren Scharfblick, schöne Gräfin! Sie meinen also, der Lieutenant Blankknopf werde Sidoniens Hand davontragen?"

„Das steht noch dahin. Rosenthal wird Bedenken tragen, seine Tochter einem Manne zu geben, der gänzlich ohne Vermögen ist. Günstiger stünde die Sache, wenn es sich bestätigte, daß Blankknopf seine Tante, das Fräulein v. Bornhofen, beerben werde."

„Ei, das Fräulein v. Bornhofen, dort unser vis-à-vis? Ei, ei — ja, Franz (zum Bedienten gewendet), Du darfst mir das Glas noch einmal füllen!"

„Die Bornhofen macht wirklich eine recht respectable Figur! Ein sehr achtungswerthes Frauenzimmer! Sie ist die Vorsteherin aller unserer wohlthätigen Vereine."

„Sie muß doch eine Beschäftigung haben. Ein einzeln stehendes Frauenzimmer, hat sich mit Leidenschaft auf die Wohlthätigkeit und Armenpflege geworfen — natürlich! Was sollte sie auch den ganzen Tag über ohne dieses thun? Zudem ist das jetzt Mode. Dringen doch ihre Sparbüchsen, Collecten und Circulare allmonatlich sogar bis in meine Wohnung! „Leget Anmuth in das Geben," heißt es im Faust. Wie soll man aber mit Anmuth geben, wenn Einem die Gabe

so ohne Anmuth abgedrungen wird? Ich gestehe, daß es mich im ästhetischen Sinne schmerzt, meinen Namen stets in diesen Listen aufgeführt zu sehen. Und Sie meinen, diese Bornhofen mache eine gute Figur? Freilich, sie trägt sich einfach, wie eine Frau von fünfzig Jahren, und ihr Betragen ist ruhig, gemessen — aber sehen Sie nur dieses Arrangement von Hoheit und Großheit in ihren Mienen, dieses nonnenhaft entsagende und doch dabei so anspruchsvolle Wesen, welches jeden Augenblick verkündet: Ich bin privilegirte Wohlthätigkeits-Präsidentin! Es ist viel, überaus viel Ostentation dabei, liebe Freundin! Stünde sie nicht einzeln in der Welt — wie gesagt, ich zweifle, ob sie zu dieser Marotte gekommen wäre! — Aber was erscheint da? Zander mit holländischer Sauce! Ein schöner großer Zander, das Fleisch so weiß wie Alabaster!"

„O, Sie Unwürdiger!" rief die Gräfin beinahe ernsthaft. „Also weil die Bornhofen eine einzelne Dame ist, meinen Sie, weil sie sonst ohne Beschäftigung wäre, habe sie sich der Armenpflege hingegeben? Stehe ich nicht auch einzeln da, und bin ich denn nicht auch Vorsteherin des Vereins für Hebung des Nothstandes? Würde es mir ohne dies Amt etwa an Beschäftigung fehlen? Marotte nennen Sie das? Gehen Sie! Allerdings schicken wir unsere Sparbüchsen und Circulare Ihnen in's Haus, weil gewisse Leute zur Wohlthätigkeit gezwungen werden müssen! Aber gut, wenn Sie so denken, so sollen Sie künftig als ein Verstockter übergangen werden!"

„Zürnen Sie nicht, schöne Frau!" versetzte der

Geheimrath. „Dieser Zander ist vortrefflich und die Sauce von einer einheitlichen Durchbildung, wie ich sie selten gefunden habe! — Bei Ihnen ist das ganz etwas Anderes. Schicken Sie mir die Sparbüchsen und Vereinslisten nur nach wie vor in's Haus. Wenn ich gut dinirt habe, gebe ich gern ein paar Thaler für die Armen. Freilich lassen sich dafür nur Kartoffeln, Brod und Holz anschaffen, und es ist mir betrübend, daß man das Volk nicht auch zur Bildung, und zwar zur feineren, zur gastrosophischen Bildung erziehen kann! Um aber noch einmal auf den Zander zu kommen, so finde ich, daß derselbe an Größe und Zartheit eine überraschende Aehnlichkeit mit demjenigen hat, welchen Sie uns, schöne Frau, bei Ihrem letzten Souper vor vier Wochen vorsetzten!"

„O sprechen Sie nicht von meinen Soupers, ich verliere den Muth, Sie jemals wieder einzuladen!"

„Um Alles in der Welt, schöne Freundin, verlieren Sie diesen Muth nicht! Ihre Diners und Soupers sind reizendes Genre, das heutige hier mehr großer Historienstyl. Wen aber entzückt nicht auch das Genre, zumal, wenn es von so reizenden Händen, wie die Ihrigen, dargereicht wird? Nein, muthig, muthig, schöne Freundin! Nicht ohne Grund habe ich vorhin bei den Austern ein Diner mit einem Drama, der höchsten Kunstform, verglichen, gestatten Sie mir, daß ich den Vergleich ein wenig weiter ausführe. Das große historisch-heroische Drama ist das Vorbild eines Diners erster Klasse; dieses macht dieselben Anforderungen wie jenes. Eine verständige Exposition durch Austern,

Suppe, Pastetchen und Caviar. Der zweite Act bringt den ersten Schritt der Entwickelung durch stylisirtes Rindfleisch und Geflügel, und schon wird durch eine weichere Casserolspeise ein zarteres, vielleicht episodisches Verhältniß angedeutet, man vermeide aber einen zu scharfen Accent darauf. Der dritte Act verlangt schon eine gewaltige Steigerung, und da ist denn ein großes, majestätisches, kraftgefülltes Ragout am Platze, etwa von Wild, mit einer pikanten, geistvoll gewürzten Sauce. Diese Höhe ist es, welche der Koch, wie der dramatische Dichter, ganz besonders erstreben muß, denn schürzt sich hier nicht der Knoten ganz fest und nachhaltig, so stürzt das Herz des Kenners aus allen Himmeln und keine Leiter führt wieder hinauf. Doch zum vierten Acte! Eine Dehnung darf hier zwar um keinen Preis stattfinden, aber man räumt dem zarteren, leidenschaftlich-innigen Element gern etwas Spielraum ein, und so sind denn junge Gemüse, etwa Spargel oder Spinat — die Lyrik ist ja mannichfach — durchaus an ihrem Platze. Nun aber galt es ein nochmaliges, die ganze Kraftanstrengung beanspruchendes Emporstreben. Dies muß der fünfte Act bringen, der in der Gastrosophie durch den Braten vertreten wird. Das ganze Stück, das ganze Diner muß so gebaut sein, daß es hier eine gewaltige Last erträgt, ohne daß der Schwerpunkt verrückt werde. Denken Sie sich einen Wildschweinsbraten, mit oder ohne einen kleinen haut-goût, einen Hirschziemer, riesenhaft an innerlicher Energie, mit der erschütterndsten Fluth von Sauce und Leidenschaft über-

gossen, so ist der große Wurf gelungen, und ein paar lyrische Rapunzel oder Endivienblätter schmälern den Eindruck nicht, sondern sind vielmehr geeignet, auf das Gemüth zu wirken. So ungefähr soll ein Diner im großen dramatischen Historienstyl beschaffen sein, obgleich dies nur ein oberflächliches Schema ist, dessen Ausführung noch manches Zwischenglied in sich aufnehmen müßte. Nun aber stellt sich noch ein großer Vortheil heraus, welchen das Diner vor dem Drama hat. Das Letztere nämlich ist mit dem fünften Act zu Ende, beim Diner aber folgt nun der zweite Theil, das Desert, welches bei einem großen historisch stylisirten Diner mit derselben Sorgfalt arrangirt werden muß, wie der erste Theil, und eine unendliche Fülle von sanfteren Reizen, Wendungen, Licenzen, Kreuzungen, Ueberraschungen und Entwickelungen erlaubt. Das Desert ist kein Nebenbestandtheil, sondern der zweite Haupttheil, der gar nicht genug betont werden kann. Sehen Sie, dieser Vorzug der zweiten großen, mehr lyrischen Partie will mich fast bewegen, ein historisch stylisirtes Diner einem historischen Drama vorzuziehen!

„Das glaube ich gern! O Sie Gourmand!" entgegnete die Gräfin. „Aber vernachlässigen Sie auch nicht das filet de boeuf, mit welchem Franz schon hinter Ihnen steht."

„Himmel! Ich hätte mir eine Vernachlässigung zu Schulden kommen lassen? Franz, mein Lieber, sollte dies wieder der Fall sein, so gib mir ein Zeichen. Filet de boeuf! Schön! Ein dreifacher Kranz herum

von Kastanien, Mandel=Kartöffelchen und spanischen Zwiebelchen, sieh, sieh —

„Ich habe ihresgleichen nie gehaßt!"

Warte, Franz noch ein paar Zwiebelchen — warte, noch eine Kastanie — so! Sehr gut, sehr weich, sehr kräftig, eine überaus brave Leistung!"

„Auch meine Meinung. Nun aber, nachdem Sie die höchste gastrosophische Kunstschöpfung geschildert haben, erklären Sie mir das Genre meiner Diners!"

„Sogleich, meine Gnädigste!" fuhr der Geheimrath fort. „Erlauben Sie nur, daß ich bei meiner Theorie hier noch schnell der Praxis nachkomme, die, wie überall, langsameren Schrittes geht. — So, das Filet war gut! — Das gastrosophische Genre hat vielfache Verzweigungen, ist aber noch der höchsten Kunstschöpfungen fähig, ja, es kann sogar seinen Styl bis zur historischen Größe erheben. Die ganze Fülle der Innerlichkeit darf sich hier entwickeln, die gastrosophische Lyrik darf ihre reizendsten Arabesken durch solch ein Diner schlingen. Tasso, Nathan, Leben ein Traum, und dergleichen, bilden die dramatische Parallele dazu. Solche Diners geben Sie, schöne Gräfin! Man ist berechtigt, auch hier noch einen großen Maßstab anzulegen, aber man heißt es gut, wenn Alles einen holderen, blühenderen, einschmeichelnderen Charakter trägt. Eine zweite Art des gastrosophischen Genre ist das Diner à la carte in guten Hotels erster Klasse!

„Ein Jeder sucht sich endlich selbst was aus,
Wer Vieles bringt, wird Manchem Etwas bringen,
Und Jeder geht zufrieden aus dem Haus."

Das ist wie ein gemischter Theater=Abend. Auf der Speisekarte oder dem Komödienzettel steht Allerlei. Ein einactiges Schauspiel — guter Braten, Ragout, Fricassee (man darf hier nicht zu strenge sein, noch auch zu strenge vergleichen wollen). Eine Arie aus einer Oper, gesungen von einer neuen Sängerin — Pastete, Fisch, Geflügel. Ein pas des deux — Hammelschlägel, gefüllte Kalbsbrust in Begleitung von spanischem Pfeffer. Endlich ein Lustspielchen — Dampfnudeln, Omelette u. s. w. Man hat ganz die Wahl, kann früh oder spät kommen und es ebenso mit dem Weggehen halten. Ein drittes Genre ist das Diniren an der table d'hôte, welches oft, vorzüglich auf Reisen, sehr interessant sein kann, zumal dem Zufall Mancherlei überlassen bleiben muß, was immerhin pikant wirkt. Man sieht schöne Damen sitzen,

„Zufällig naht man sich, man fühlt, man bleibt,
Und nach und nach wird man verflochten."

Das gibt feine Lustspiele im Dramatischen, Donna Diana, manche französische Stücke, auch wohl die Shakespeare'schen Komödien. — Mit Uebergehung einer Menge von Abarten, komme ich nun auf das tiefste Genre, die Hausmannskost, welche im Dramatischen durch Iffland, Kotzebue, Frau Birch=Pfeiffer und einige andere neuere Dichter ihre Vertreter findet. Da hören denn alle Postulate auf und das Reich der Concessionen beginnt. Eine Gries=, Milch= oder Kartoffelsuppe, Sauerkraut und Bratwurst — voilà tout! Es sollte mich nicht wundern, wenn man in Sachsen, dem Lande des Sauerkrauts, ein Familien=Diner mit Krautsuppe

begönne, dann gedämpftes und gebackenes Sauerkraut (natürlich ohne Fleisch) folgen ließe, ferner gebratenes Sauerkraut mit Krautsalat servirte, und endlich zum Desert Jedem einen Krautkopf au naturel zum Einbeißen vorsetzte! Lachen Sie nicht, schöne Freundin, die Sache hat ihre sehr ernsten Seiten! Was habe ich nicht zuweilen darunter leiden müssen! Denken Sie, ich komme gelegentlich kurz vor Tische (wie das leider zuweilen geschieht) zu einem Collegen, dem Vater einer zahlreichen Familie. Er wird zu Tische gerufen, der Unglückliche kennt meine gastrosophischen Ansichten nicht, weiß nur, daß ich Garçon bin, und ladet mich ein, sein frugales Mittagessen zu theilen! Ich entschuldige mich, er nimmt es für Zartheit, dringt immer cordialer in mich, endlich fühle ich mit Entsetzen meinen Widerstand gebrochen, und ich renne in mein Verderben! Keine Götter geben

„— mir die Zeiten wieder,
Da ich noch selbst im Werden war"

und an Biersuppe oder dicken Erbsen und Pökelfleisch ein herzliches Genügen hatte! Da sitze ich, sehe ein halbes Dutzend bereits kauender Kindergesichter, merke an dem etwas befangenen Mienenspiel der Hausfrau, wie unerwünscht es ihr sei, daß ich hinter die gastrosophischen Mysterien ihrer Wirthschaft komme — sitze, sehe ein Kauen um mich her, das mir den Angstschweiß auf die Stirne treibt, fange selber an zu kauen und zu schlucken, und stehe Qualen aus, deren Erinnerung mich auf eine Woche elend macht!"

„Sie schildern das auch zu arg!" lachte die Gräfin.

„Ich nehme da die Partei der Hausfrauen und bin überzeugt, Sie haben bei dergleichen improvisirten Familiendiners ganz gut gespeist, nur daß Ihnen einmal nichts recht zu machen ist. Sie sind ein extremer Gourmand!"

„Was sagen Sie, schöne Freundin! Ich ein Gourmand? Nein, nimmermehr! Ein Friand vielleicht, ein Gastrosoph aber gewiß, ein Kenner der Kunst des Dinirens, aber gegen die Gourmandise, deren Wesen an der Quantität haftet, muß ich protestiren! Ich koste freilich von Allem, das ist meine Pflicht, denn nur dadurch läßt sich der Gesammt-Eindruck, die Kunsthöhe eines Diners bestimmen, aber viel essen, förmlich am Kauen mich ergötzen — nein, das ist meine Art nicht! Betrachten Sie da drüben den Obersten Freßberg, der ist ein Gourmand — doch nein, auch diese Bezeichnung ist für ihn noch zu gut! Sehen Sie, wie er völlig ohne Grazie, völlig unästhetisch, ganz wider alle Regeln der Gastrosophie, wahrhaft fuderweise die herrliche Gabe in den Mund stopft, wie sein ganzes Wesen aufgeht in dem Gedanken:

„Zwar ess' ich viel, doch möcht' ich Alles essen!"

Sehen Sie, wie er seinen Teller wehmüthig betrachtet, und mit einer Weißbrodscheibe den letzten Rest der Sauce zusammenkehrt! Sagen seine Mienen nicht deutlich:

„Verschwunden ist, was ich besaß,
Ein abgemähtes, welkes Gras!"

Und sehen Sie nur seine Augen an, wie er dort den Bedienten verfolgt, der die Schüssel hartherzig davon

trägt, ohne ihm zum dritten Mal davon angeboten zu haben, sehen Sie diese Augen,

„Diese unvergleichlichen,
Wollen immer weiter,
Sehnsuchtsvolle Hungerleider,
Nach dem Unerreichlichen!"

Und jetzt blüht er lächelnd wieder auf, denn Franz kommt mit der Flasche, ach —

„Ist jenes Fläschchen dort den Augen ein Magnet?
Warum wird ihm auf einmal lieblich helle,
Als wenn im nächt'gen Wald ihn Mondenglanz umweht?"

Ja, warum? O, du Original! Uebrigens dauert die Wonne nicht lange, denn schon ist das Glas leer und er denkt melancholisch:

„Warum muß der Strom so bald versiegen,
Und wir wieder im Durste liegen?"

Möchte man ihm nicht empört zurufen:

„Solch einen störenden Gesellen
Mag ich nicht in der Nähe leiden!
Einer von uns Beiden
Muß die Zelle meiden —"

„Um Gotteswillen!" rief die Gräfin. „Hören Sie auf! Sie überschütten mich mit Citaten und sogar mit Sauce, denn bei Ihrer Lebhaftigkeit kann Franz die Schüssel nicht erhalten!"

„O bitte tausend Mal um Entschuldigung, meine Gnädigste! Ist Franz da? Nun, Franz, welcher Herrlichkeiten bist Du jetzt ein Träger? Ah, Reis in der Casserolle und Ragout von — nun von?"

„Von Schildkröten."

„Ah, von Schildkröten! — Göttlich! Schöne Freundin, wir sind bald auf der Höhe, der dramatische Knoten naht sich seiner engsten Schürzung! O delicat! Göttliches Ragout! Diese wunderbare Intensität des Gedankens ist wirklich einzig! Franz — höre, lieber Franz, noch etwas Sauce! Wie heißt der neue Koch, Franz?“.

„Monsieur Hippolyte Fricasse la Nyctère.“

„Grüße Monsieur Hippolyte von mir, sag' ihm, er nehme eine achtunggebietende Stellung unter den gastrosophischen Künstlern der Gegenwart ein. — Was sagen Sie, schöne Frau, ist das Ragout nicht wundervoll?“

„Vortrefflich! Der Koch verdient Anerkennung.“

„Nicht wahr, meine Freundin? Wie sehr wir doch übereinstimmen! Ich fühle mich überaus glücklich, und bin der Ueberzeugung, daß Sie, meine Gnädigste, und ich, die beiden vernünftigsten Personen hier am Tische sind. Darf ich Ihnen in dieser glücklichen Stunde ein Wort sagen, das mir schon lange auf der Seele brennt? Sie ahnen es, aber leider sind Sie ihm schon zweimal ausgewichen. Der Moment ist günstig — schöne theure Freundin, mein Herz —“

„Warten Sie noch das nächste Gericht ab, lieber Freund. Uebrigens hat Ihre linke Nachbarin, Frau v. Zippel, schon drei Mal den Versuch gemacht, mit Ihnen anzuknüpfen, und scheint, da es ihr nicht gelungen, ein wachsames Ohr für unsere Unterhaltung zu haben. Bitte, sprechen Sie ein Weilchen mit ihr, ich stehe nach dem folgenden Gange dann wieder zu Diensten.“

„Wirklich?“ flüsterte der Geheimrath mit leuchtenden Augen. „Ja, theure Gräfin, ich will mit Frau v. Zippel Conversation machen, obgleich sie fait macht von ihrer Geistreichigkeit, eine Eigenschaft, die mir ganz entsetzlich ist. Ich will reden mit der Zippel, denn Sie, meine Theure, geben mir die Kraft

„Zu diesem Schritt mich heiter zu entschließen,
Und wär' es mit Gefahr, in's Nichts dahin zu fließen!“

Der Geheimrath v. Schatz wendete sich also zu Frau v. Zippel und sagte: „Es ist überaus beglückend für mich, meine Gnädigste, endlich einmal neben einer der geistreichsten Frauen unserer Zeit zu sitzen!“

Frau v. Zippel lächelte gnädig und erwiederte: „Sie scherzen, Herr Geheimrath! — Wenn ich nicht irre, sprachen Sie eben mit der Gräfin Erlach über Poesie, ich hörte Sie Verse recitiren. Ich liebe die Poesie sehr, überhaupt die Literatur! Sie gibt uns Schwingen und hebt uns über die Gegenwart hinaus, in ungeahnte Sphären. Ich finde so oft in Dichtungen wieder, was ich selber schon gedacht habe, ja zuweilen ist mir's, als hätte ich das Alles viel besser sagen können, als der Dichter!“

„Ohne Zweifel, meine Gnädigste, ohne Zweifel! Sie leiden gewiß recht sehr an Nervenschwäche!“

„Wie so?“ fragte die Dame etwas erstaunt.

„Nicht als ob ich durch eine solche Frage die Discretion verletzen wollte, meine Gnädigste — ich halte nämlich die Nervenschwäche für den reinsten Aether der poetischen Auffassungsfähigkeit. Ein gewisses hysterisch-

nervöses Leiden wird immer am empfänglichsten sein für die Poesie, ja es hört den vom Dichter angeschlagenen Ton schon in seiner ganzen Tragweite voraus, und zwar viel feiner, reiner, so daß das vom Poeten Gegebene am Ende nur Schlacke bleibt. So erkläre ich mir denn auch sehr wohl Ihr Gefühl, das Poetische poetischer sagen zu können als der Poet, denn gewiß haben Sie diese zarte Nervenschwäche."

„Ja, es ist wahr, ich bin sehr nervenschwach, überaus nervenschwach!" lispelte die Dame sehr beruhigt, ja sogar geschmeichelt.

Der Geheimrath war in der rosigsten Laune, und da er keine Gefahr zu laufen glaubte, von Frau v. Zippel durchschaut zu werden, beschloß er auf Kosten ihres Geistreichthums etwas zu wagen.

„O dann, meine Gnädigste," sagte er, „wird es Sie gewiß interessiren, das neueste Gedicht von Heinrich Heine kennen zu lernen, in welchem so ganz das nervös=ideale Element zur Erscheinung gekommen ist — oder sollten Sie es schon kennen? Es ist das Gedicht von der Maulbeerpflaume —"

„Von der Maulbeerpflaume? Sehr eigenthümlich! Nein, ich kenne es noch nicht."

„Es ist ächt Heinisch, in jedem Verse werden Sie Heine erkennen. Darf ich es Ihnen recitiren?"

„O Sie werden mich unaussprechlich erfreuen, ich schwärme für Heine!"

Der Geheimrath räusperte sich, zupfte an seinen Vatermördern, sann einige Augenblicke nach — er

mochte es nöthig haben — und begann dann mit großer Innigkeit:

„Die Maulbeerpflaume sehnt sich
Und glüht für eine Rose,
Der alte Graf steht daneben
Und spielt mit der goldenen Dose.

Die Pflaume mit tödtlichem Argwohn
Baumelt an ihrem Zweige,
Die Rose schwankt in Düften,
Es tönt eine ferne Geige.

Der Grafensohn spielt so süße,
Die Rose hebt sich am Stengel,
Die Pflaume ist angewachsen
Und seufzt: Ich armer Bengel!

Der alte Graf steckt die Dose
In die Westentasche d'rauf,
Er pflücket lachend die Rose
Und frißt die Pflaume auf."

Nachdem der Geheimrath diese, in der Eile von ihm selbst verfertigten Verse hergesagt hatte, lehnte er sich zurück, Frau v. Zippel aber sah ihn forschend an, und sagte: „Sollte dies Gedicht wirklich von Heine sein?"

„Aber können Sie zweifeln, meine Gnädigste?"

„So muß ich doch gestehen, daß ich schönere von Heine kenne."

„Unmöglich, meine Gnädigste! Dringen Sie nur tiefer in den Gedanken ein! Es ist ja eine ganze Tragödie, eine Tragödie der ergreifendsten Art, im umfassendsten Sinne. Die Maulbeerpflaume ist ein sehnendes, aber durch die Verhältnisse gefesseltes Jünglings-

herz, welches seine Liebe auf eine Schöne geworfen hat. Diese Schöne, die Rose, kann seine Neigung nicht erwiedern, sondern liebt heimlich den Grafensohn, dessen Gestalt der Dichter freilich etwas im Hintergrunde hat stehen lassen, der sich aber durch sein aus der Ferne herüber klingendes seelenvolles Geigenspiel als eine überaus ideale Erscheinung verkündigt, und ohne Zweifel die Töne seines Bogenstrichs, als schwerverhüllte Seelensprache, zur Rose hat hinüber schweifen lassen. Der alte Graf dagegen, dessen Spiel mit der goldenen Dose vor den Augen der Rose sehr fein charakteristisch bezeichnend ist, steht da als ein Repräsentant der frivolen Welt, der den Fluch der Zeit versinnbildlicht und bestimmt ist, drei Herzen auf einmal zu brechen. Er pflückt die Rose — der alte Gedanke aus Schiller's „Don Carlos", der übrigens hier viel zarter behandelt worden ist — er vernichtet das Glück seines Sohnes, des sehnenden Geigenvirtuosen, und frißt die Pflaume auf, das heißt: er richtet auch den Jüngling zu Grunde, der, wie er weiß, eine Leidenschaft für die Rose im Busen trägt, für die Rose, die er jetzt Frau Gräfin zu nennen verurtheilt ist. Was sagen Sie, meine Gnädigste? Ist der Gedanke nicht groß und bedeutend?

Frau v. Zippel hatte eingehend und verstehend den Commentar verfolgt, wiegte jetzt beifällig das Haupt, und sagte mit einem Blicke gegen den Plafond des Saales: „Ach! Jawohl, überaus ergreifend! Jetzt bin ich ganz anderer Ansicht, das Gedicht ist einzig! Ich stieß mich nur an ein paar Einzelnheiten, doch jetzt — wie erschütternd klingen mir jetzt die wenigen

Schmerzensworte der Pflaume: „Ich armer Bengel!“ Das ist ganz Heine! Es hätte anders ausgedrückt werden können, aber bezeichnender gewiß nicht. O himmlisch! Mein bester Geheimrath, das Gedicht müssen Sie mir abschreiben!“

„Mit dem größten Vergnügen, meine Gnädigste!“ entgegnete schmunzelnd der Geheimrath. — „Ah, Franz, was bringst Du da? Sieh, sieh — canards aux olives, wie mir scheint, richtig! Wenn sich dieser Gang auf der Höhe erhält, so ist dies das großartigste Diner, das ich jemals erlebt habe. Ah! Hm — recht weich! Die Sauce sehr kräftig — — Gott — Himmel — o weh! — O weh!“

Der Geheimrath legte Gabel und Messer nieder, seine Züge wurden sehr ernst, ein tiefer Seelenschmerz, eine trostlose Enttäuschung, eine dumpfe Gleichgültigkeit gegen Gott und Menschheit gingen in düstern Schatten über sein Antlitz. Er hatte auf eine Olive gebissen, und diese — ganz hart gefunden! „O weh,“ seufzte er noch einmal still vor sich hin, lehnte sich zurück, blickte schmerzlich bewegt auf seinen Teller, und sprach fünf Minuten lang kein Wort.

Bald darauf wandte sich die Gräfin zu ihm. „Ich hörte,“ sagte sie, „wie sie mit Frau v. Zippel über Heine schwärmten.“

„Die Zeiten der Schwärmerei sind vorüber!“ erwiederte trocken der Geheimrath.

„So? Mit einem Mal? Sie sehen ja ganz verstört aus?“

„Ich habe auch Grund dazu! Die Welt ist wirk-

lich ein Jammerthal, und — die Menschen? Man lebt eigentlich nur in ewigen Täuschungen und bittern Enttäuschungen. Glückselig, wer nie das Bessere kennen lernte! Das Gute wird er doch nie erringen, und wenn der Mensch weiß, daß ein Gipfel unerreichbar über ihm ragt — Thor, wenn er dann noch beginnt emporzuklimmen!"

„Aber wie soll ich das Alles verstehen? Sie sind räthselhaft! Waren Sie doch eben noch in der heitersten Stimmung!"

„Meine Gnädigste, ich will Ihnen nur gestehen, was mich verstimmt, ja erbittert hat. Die **canards aux olives** —"

„Waren doch vortrefflich?"

„Nein, meine Gnädigste! Ich habe auf eine Olive gebissen und sie steinhart gefunden!"

„Und diese eine Olive hat Sie so verstimmt? Hahaha! Sie sind überaus komisch! E i n e Olive —! wird denn dadurch das Gericht verdorben, kann es nicht trotzdem ganz vortrefflich sein?"

„Ob es k a n n? Kann — kann!" rief der Geheimrath durch das Lachen der Gräfin etwas gereizt. — „Wer thut heutzutage noch ganze Oliven an das Ragout? Man kann es, o ja, und sie können alle hart wie die Kieselsteine sein! Man kann aus abscheulichster Fahrlässigkeit auch wohl nur eine Olive ganz haben hineinfallen lassen — gewiß! Die Enten können ungerupft ins Ragout gethan sein, die Mehlspeise kann räucherig, der Braten in die Asche gefallen, die Aepfel können wurmstichig, das Aprikosencompot verpfeffert und

das Gefrorne versalzen sein! Es kann — was kann nicht Alles! Aber die Frage ist, ob es das soll? Es soll, es darf keine, nicht eine Olive hart sein, wenn dieselben denn doch nun einmal ganz in's Ragout geworfen worden sind, und das Ragout unbeeinträchtigt bleiben soll! Was — wenn uns der dramatische Dichter in einem Stücke in der ausgezeichnetsten Weise bis zur festesten Schürzung des Knotens gebracht hat, so daß wir nun zu den hochfliegendsten Erwartungen berechtigt sind, und er läßt seinen Helden nur ein Wort aussprechen, welches gegen sein ganzes System sündigt, ja es umstößt — was, sollen wir da nicht ungehalten werden? Und haben wir hier nicht denselben Fall vor uns? Hier ist sogar gegen die ersten Bedingungen der Gastrosophie gesündigt worden. Der kategorische Imperativ der Gastronomie heißt: das Essen soll gahr sein. Es war aber nicht gahr! Sie sagen: Was thut eine Olive? Eine Olive ist die Ursache, daß das ganze Diner in seinem Kunstwerthe zu nichte wird. Monsieur Hippolyte Fricasse la Nyctère ist ein Stümper, ein Pfuscher, ein Sudelkoch! Was — es wird hier ein Diner gegeben für Kunstkenner, für Gastrosophen im großen Sinne, was — und man setzt uns rohe Oliven vor? Warum nicht gleich den rohen Krautkopf zum Einbeißen, von dem ich vorhin sprach? Wir sind gastrosophische Autoritäten — ja, das ist es aber! Wo gilt heutzutage noch Autorität? An diesem Mangel leidet unser religiöses, unser künstlerisches und wissenschaftliches, unser Staatsleben! Wir haben es in unglücklichen Jahren gesehen, wie jede Autorität mit Füßen

getreten wurde! Und ist's nicht in der Wissenschaft ebenso? Dringt nicht die verruchteste Tendenz selbst in die Forschungen der Gelehrten? Malt, modellirt, dichtet man nicht von Grundsätzen aus, die allen Grund unterwühlen? Und unsere Schulen? Erziehen sie nicht eine Generation, deren Emporwachsen ein solider Charakter mit gerechtfertigter Besorgniß beobachten muß? Ideen werden hier schon in die jungen Köpfe gesäet, die zur schrecklichen Frucht heranreifen werden. Was fehlt hier hauptsächlich? Autorität! Respect! Man hat moderne Ansichten, man will sich von vielem Conventionellen befreien, man nennt es absurd und unzeitgemäß! Auch unter unserm Bürgerstand ist der gute Boden gelockert, der Handwerker bekümmert sich um Politik, und kann täglich in oppositionellen Zeitungen Angriffe gegen die Organe der Regierung lesen, Angriffe, die ihm nur zu sehr einleuchten, da seine Beschränktheit in Ideenkreise gezogen wird, wo ihm Alles neu ist, Alles imponirt, Alles Wahrheit erscheint, was gegen die rechtmäßige Autorität ausgesprochen wird. Der Verlust der Au — — —"

Der Geheimrath kam plötzlich zum Bewußtsein, daß er die letzte Hälfte seines Monologs nur für sich selber gesprochen hatte, er sah, wie die Gräfin sich in ein anderes Gespräch mit ihrem zweiten Nachbar, dem Hauptmann Zabel, vertieft hatte, welches sie sehr zu fesseln schien. Er sah mehrere Gesichter der Nachbarschaft erstaunt auf sich haften, er fühlte, daß er sich von seiner Aufregung habe fortreißen lassen, daß er sich vergessen habe, und gerieth in einen Zustand, in welchem Un-

willen und Verlegenheit mit einander kämpften. Verwirrt fuhr er sich mit der Hand über die Stirn, griff nach seinem Glase, welches er, obgleich es leer war, an den Mund setzte, und endlich saß er mit übel verhehlter Befangenheit in sich gekehrt da.

Die Gräfin hatte den Geheimrath trotz ihres Gespräches beobachtet, und als sie ihn endlich zur Ruhe gekommen sah, wandte sie sich wieder zu ihm, und begann mit theilnehmender Miene und mitleidigem Tone: „Nun, mein armer, unglücklicher Freund, haben Sie sich von der bösen Olive erholt? Wenn harte Oliven einen derartigen Zustand bei Ihnen hervorrufen, so sind Sie vollkommen in Ihrem Rechte, keine essen zu wollen!"

„Und Sie, meine Gnädigste," entgegnete kleinlaut der Gastrosoph, „sind in Ihrem Rechte, mich zu verspotten! Gott im Himmel, ich habe mich in einer Art vergessen, wie es mir noch niemals begegnet ist! Können Sie mir verzeihen, schöne Gräfin?"

„Warum nicht, lieber Freund? Sie waren körperlich, so wie auch gemüthskrank, und einem Kranken muß man ja wohl verzeihen."

„Sie sind überaus edel! Ich habe einen schweren Kampf durchgerungen, habe kennen gelernt,

„daß dem Menschen nichts Vollkommnes wird,"

nun aber bin ich ruhig. Die Hoffnung lebt noch in mir — ja, dennoch, dennoch lebt sie noch! Denn meine Wartezeit ist vorüber, schöne Gräfin — darf ich nun das ernste Wort aussprechen? Ich bin ernster jetzt,

mein Zustand hat sich durch eine strenge Erfahrung und durch Irrthum geläutert — nicht wahr, nun darf ich reden, wie mein Herz —"

„Nur noch einen Augenblick!" entgegnete die Gräfin, und dann zu Franz gewendet, fragte sie diesen: „Was gibt es jetzt, Franz?"

„Aspic von Gänseleber," war die Antwort.

„Aspic von Gänseleber?" wiederholte der Geheimrath, indem er wieder freudiger aufzublühen schien.

„Lieben Sie einen Aspic von Gänseleber ganz besonders?" fragte die Gräfin mit dem holdseligsten Lächeln.

„O leidenschaftlich, meine Theure!"

„Nun dann, mein Freund, lassen Sie den Aspic erst vorübergehen, ehe Sie sprechen, denn ich wünsche nicht, daß Ihnen ein zweites Gericht verdorben würde."

„Verdorben würde? Himmel — ahnen Sie denn auch, welche Frage ich an Sie richten will?"

„Gewiß, ich ahne sie."

„Und Sie fürchten, mir den Aspic durch Ihre Antwort zu verderben? Zu verderben, meine Theure?"

„Beruhigen Sie sich, Bester, Sie sollen mit mir zufrieden sein!"

„Wirklich?"

„Vollkommen! Ah, sehen Sie, da kommt Johannisberger, davon nehme ich auch ein Glas. Ich liebe dies Arom!"

„Sie sind göttlich, schöne Gräfin! Franz, gib den Aspic her! Das ist Balsam! Dieser Aspic ist einzig!

O verzeih' mir, Hippolyte Fricasse la Nyctère! Alles ist vergessen,

„Die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder!"

Und dieser excellente Johannisberger! Hm! Ach ja — „wer nie sein Brod in Thränen aß," wie ich vorher meine canards aux — still, mein Herz! „der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!" Franz, noch etwas Aspic! Du darfst mir auch mein Glas noch ein Mal füllen."

Der Geheimrath aß jetzt und trank und wurde von seiner Nachbarin nicht gestört. Nachdem er dem aspic noch ein letztes Superbe! geweiht hatte, räusperte er sich und begann: „Und nun, meine über Alles Theuere —"

„Lassen Sie mich Ihnen zuvorkommen, lieber Geheimrath!" fiel die Gräfin, welche den Moment abgepaßt hatte, ihm in die Rede. „Ich denke mir, Sie haben die Absicht, mir in dieser sehr scharfsinnig gewählten Stunde Ihre Hand anzutragen?"

„Sie errathen meine Gedanken! Und ich darf hoffen?"

„Halt, lieber Freund! Machen wir uns die Sache klar! Sie wollen mein Freund sein, nicht wahr?"

„Gewiß, der treueste!"

„Gut! Dann brauchen wir uns nicht zu verbinden. Ich denke mir, lieber Freund, für unsere Freundschaft ist es am besten, wenn Alles beim Alten bleibt. Ich werde Sie stets für einen der liebenswürdigsten Gesellschafter halten, und Sie werden mich hoffentlich stets

mit erneuetem Interesse aufsuchen. Was brauchen wir mehr? Genügt uns das nicht vollkommen? Keine Widerrede, lieber Freund, es genügt. Glauben Sie mir," fuhr sie mit schalkhaftem Lächeln fort, „wenn wir uns verheiratheten, würde ich vor Tische doch oft mit Besorgniß an die canards aux olives denken, vielleicht sogar an jenes abschreckende Beispiel des tiefsten gastrosophischen Genre, welches Sie vorher so anschaulich dargestellt haben. Nun genug davon. Ich bitte Sie, lassen Sie dies schwermüthige Korbgesicht! Sie haben eigentlich keinen Korb bekommen. Ich ahnte, daß Sie meine Hand wünschten, beugte vor, und mache Ihnen nun dafür ein bei Weitem größeres Geschenk, nämlich — meine Freundschaft! Stoßen Sie mit mir an, ich habe mir zu diesem Zwecke ein Glas Johannisberger geben lassen, das ist ein würdiger Wein, um auf ewige Freundschaft anzustoßen! — So — und nun kein Wort mehr von abgemachten Dingen! — Nun aber, lieber Freund, will ich Sie gleich zu einem Freundschaftsstück auffordern, nämlich, sich für ein aufkeimendes Verhältniß zu interessiren und mir behülflich zu sein, den Faden zum Knoten zu schürzen. Wir wollen ein Drama componiren, und zwar aus lauter hier am Tische sitzenden Personen. Sie helfen mir, nicht wahr?"

„Aber, meine ganz entzückende Gräfin —!"

„Aber, mein ganz entzückender Geheimrath! Lassen wir jetzt die Entzückungen! Sie stehen mir mit Rath und That bei — keine Widerrede!"

„Wer kann Ihren Befehlen widerstehen? Gebieten Sie ganz über mich!"

„Gut!" sagte die Gräfin. „Erst von diesem Augenblick an haben wir Anspruch auf eine Qualität, welche Sie uns schon früher zusprachen, nämlich, daß wir die beiden vernünftigsten Personen an dieser Tafel seien. Nun zur Sache! Da Sie sich Alles dramatisch denken, so will auch ich jetzt meinen Plan dramatisch componiren. Die handelnden Personen des Dramas sind zuerst, wie billig, die Liebenden. Da die meinigen sich aber zu passiv verhalten, will ich sie in Bewegung setzen. Da sehen Sie dieselben, Sidonie Rosenthal und Kuno v. Blankknopf!"

„Ah, Sie überraschen mich, schöne Freundin! Ist es Ihr Ernst?"

„Allerdings. Es ist Zeit, daß das Mädchen sich verheirathe. Interesse für den Lieutenant ist vorhanden, ich habe sie fortwährend beobachtet. Und ob er Sidonien gern nähme — keine Frage! Nun aber ist eine Person unsers Dramas vorzüglich in's Auge zu fassen, nämlich der grausame Vater."

„Meisterhaft, meine Gnädigste!"

„Ich sagte Ihnen schon, daß Vater Rosenthal einige Bedenken gegen den Lieutenant haben dürfte. Von der Stiefmutter ist nichts zu befürchten. Vor allen Dingen müssen wir uns also zu vergewissern suchen, ob Fräulein v Bornhofen die ernstliche Absicht habe, ihren Neffen zum Erben einzusetzen."

„Sehr klar. Ich bewundere!"

„Sagt sie ja, so ist Alles gut, wir sprechen dem

Lieutenant Muth ein, sich noch bei Tische zu erklären, denn daß das geht, wissen wir ja!"

„Leider Gottes, schöne Freundin —"

„Still, keinen Rückfall! Blankknopf muß seine Erklärung deshalb schon bei Tische machen, weil ich den Commerzienrath überaus angeheitert sehe, und er in dieser Laune am besten bearbeitet werden kann."

„Sie haben entschiedenes Talent für das höhere Intriguenstück, schöne Freundin! Aber haben Sie auch den Fall bedacht, wenn die Bornhofen Nein sagt?"

„Dann muß man eben zu des Commerzienraths guter Laune seine Zuflucht nehmen. Das sei später meine Arbeit. Jetzt aber geht die Ihrige an. Sie haben versprochen, sich für das Verhältniß zu interessiren?"

„Herzlich gern, aber ich bin in dergleichen wenig bewandert."

„Haben Sie Visitenkarten bei sich? Ein Notizbuch und einen Crayon?"

„Stehe zu Diensten."

„So nehmen Sie eine Karte und schreiben Sie unter dem Tische folgende Worte an die Bornhofen: Gnädiges Fräulein, der Drang der Umstände möge meine Frage entschuldigen. Haben Sie den Lieutenant Blankknopf zu Ihrem Erben bestimmt? — Genug. Haben Sie geschrieben? Geben Sie die Karte her! — Franz!" flüsterte die Gräfin dem gewitzigten Diener, welcher die Teller wechselte, zu, indem sie die Karte zwischen Serviette und Teller schob, „diese Karte lasse

Er dem Fräulein v. Bornhofen in den Schooß gleiten, wenn Er ihr den Teller reicht!"

Franz blinzelte mit den Augen, er hatte verstanden.

„So, mein lieber Geheimrath," fuhr die Gräfin fort, „die Exposition, wie Sie es nennen, ist durch eine Correspondenz mit Visitenkarten eröffnet worden. Nun aber vergessen Sie Frau v. Zippel nicht, sie muß ab und zu beschäftigt werden."

So knüpfte denn der Geheimrath eine Unterhaltung mit Frau v. Zippel an, welche sich zu des Ersteren Entsetzen über den Unterschied der englischen und französischen Romane zu verbreiten drohte. Bald aber berührte die Gräfin leise seinen Arm und winkte mit den Augen über den Tisch. Der Geheimrath blickte hinüber, er sah das Fräulein in das Studium der abgeschickten Visitenkarte vertieft und ließ seine Augen erwartungsvoll auf ihr haften. Fräulein v. Bornhofen schob die Karte in ihre Tasche und sandte dem Fragesteller einen Blick zur Antwort, in welchem sich Erstaunen und Mißbilligung die Wage hielten.

„Geschwind, lieber Freund," flüsterte die Gräfin, „machen Sie eine recht unterthänige und flehende Geberde."

Der Geheimrath veranstaltete das Geforderte, machte ein Gesicht, in welches er Alles legte, was er an Mienenspiel in der Eile auftreiben konnte, winkte dem Fräulein zu, ihre Augen nach dem unteren Ende der Tafel zu richten, und legte zum Ueberfluß noch die Hand auf's Herz. Das matronenhafte Fräulein folgte der bezeichneten Richtung mit den Augen und traf auf

eine Situation, welche sie zu fesseln schien. Der Lieutenant Blankknopf hielt eben Sidoniens Sträußchen in der Hand und führte es mit einem verklärten Blick auf die Besitzerin desselben an die Nase, während diese — nämlich Sidonie — sich mit einem sehr effectvollen Augenniederschlag beschäftigte. Dieser Anblick schien die Bornhofen über des Geheimraths Frage aufzuklären; sie lächelte mit Hoheit, winkte den Bedienten zu sich und flüsterte ihm Etwas in's Ohr. Gleich darauf kam Franz mit der heimlichen Meldung an den Geheimrath, das Fräulein v. Bornhofen lasse sagen: Ja!

„Ausgezeichnet!" rief der Geheimrath.

„Vortrefflich!" bestätigte seine Freundin. „Jetzt, lieber Freund, nehmen Sie eine zweite Karte und schreiben Sie an unsern Jüngling. Sprechen Sie dem Lieutenant Muth ein und treiben Sie ihn zur Eile, denn wir sind schon dicht vor dem Braten. Die Fassung dieses Schriftstückes überlasse ich Ihrem eigenen Genius."

Der Geheimrath, welcher jetzt anfing, Geschmack an dem Roman zu finden, zog eine Karte hervor und schrieb unter dem Tische Folgendes: Erklären Sie sich dem Fräulein gleich jetzt bei Tische, widrigenfalls ich für den guten Ausgang Ihrer Werbung nicht stehen könnte. Muth, Freund!

„Sehr gut!" sagte die Gräfin, als sie die Karte geprüft hatte. „Da kommt Franz!"

„Franz, mein Lieber, diese Karte an den Lieutenant v. Blankknopf, aber vorsichtig und heimlich," flüsterte

der Geheimrath. Franz nickte, lächelte verständnißinnig und reichte dem Geheimrath die Schüssel.

„Oh, da wären wir bei den Gemüsen! Was haben wir da? Carden mit Rindsmark — nicht mein Geschmack, muß aber gekostet werden. Blumenkohl mit geräuchertem Rheinlachs — welch eine weiße, göttlich schöne Dolde! Mit Verständniß zubereitet! Der Lachs ist gut. — Es ist doch merkwürdig," fuhr der Gastrosoph fort, nachdem er seinen Teller geleert hatte und indem er sich behaglich die Hände rieb. „Es ist doch merkwürdig, wozu so ein albernes Ding wie eine Visitenkarte manchmal gut sein kann."

„Was sagen Sie da? Eine Visitenkarte ein albernes Ding? Da irren Sie sehr. Eine Visitenkarte ist etwas sehr Bedeutungsvolles."

„Darüber wünschte ich einige Belehrung, meine Gnädigste."

„Gesetzt, es macht ein uns noch unbekannter Herr bei uns Visite. Wir sind nicht zu Haus, oder bei der Toilette, oder sonst verhindert, ihn zu empfangen, und finden seinen Namen auf der abgegebenen Karte. Da steht der Name, wir halten die elegante, glatte, weiße Karte in der Hand, noch ist sie uns ein glänzendes Räthsel, spiegelglatt wie die Möglichkeit. Wir sinnen der Lösung nach, denn eine Persönlichkeit, die wir kennen lernen sollen, ist denn doch von einigem Interesse. Die Beschäftigung damit bewirkt, daß wir bald anfangen, nach dem Unbekannten, der seinen Namen in unser Gedächtniß geworfen hat, zu suchen, daß wir mit jeder neuen, interessanten Erscheinung

den Gesuchten in Verbindung bringen. Endlich wird er uns vorgestellt. Wir finden zwar, wie das zu geschehen pflegt, einen Andern, als wir uns vorgestellt hatten, sind aber nun überrascht. Mit wem wir uns denkend eine Weile beschäftigt hatten, dem bringen wir meist kein ungünstiges Vorurtheil entgegen, wenn er nicht selbst auf unsere Ungunst hingearbeitet hat. Eine Visitenkarte und ein Buch haben im Grunde dasselbe Schicksal."

„Wie das, meine Gnädigste?"

„Haben wir eine Dichtung, einen Roman oder dergleichen mit Interesse gelesen, und wissen wir, daß der Verfasser in derselben Stadt mit uns, oder doch nicht allzu weit wohnt, so tritt meist der Inhalt des Buches in den Hintergrund — bei uns Frauen ist der Fall gewiß sehr häufig — und die Gestalt des Verfassers wird uns interessant. Sein Buch ist gewissermaaßen die Visitenkarte, die er bei unsrem Herzen abgegeben, die uns ein günstiges Vorurtheil erweckt, unsre Spannung, Erwartung und Neugier angeregt hat."

„Sie sind eine geistreiche Frau —"

„Um Gotteswillen nennen Sie mich nicht so! Sie verbinden mit dieser Bezeichnung etwas Ihnen Mißfälliges, ich glaube, Sie wollen mich verspotten! Ich will auch um keinen Preis geistreich sein. Geistreich sein wollende Leute sind meist kalt und reflectirend, ihr Denken ist ein Haschen nach Witz und Pointen, sie empfinden nicht, sie calculiren nur. Sie leben nicht, sie denken nur so am Leben herum. Sie haben nicht das schöne Genügen, sich in einer Situation wohl zu

fühlen, oder ganz darin aufzugehen. Daher erleben sie auch nichts, sondern machen sich ihre Erlebnisse nur zurecht. Ihre Erfahrungen sind kalte Reflectionen und Combinationen. Wenn man gelegentlich verständig ist und sich über eine Sache Rechenschaft geben kann, so ist das genug, man soll nur kein Handwerk von seinem Geistreichthum machen, kann aber Geist haben, so viel man will. Wenn ein Mensch liebenswürdig ist, so genügt er mir, er mag dabei so geistesarm sein, als Gott will! Aber sehen Sie doch — dort! Geheimrath — der Lieutenant hat die Karte bekommen — er ist ganz verwirrt und verlegen geworden!"

„Ei, er wird ja nicht, er ist ja kein Kind mehr!"

„Wenn er nur nicht die Fassung verliert!"

„Nicht doch, seine Qualität als Dragoner-Lieutenant bürgt uns dafür. Da kommt Spargel, schöner Lübecker Spargel! Welche kräftige lange Sprossen!"

„Lieber Freund, Sidonie wendet sich von ihm — er scheint zu beben, er verliert wahrhaftig die Fassung!"

„Er ist köstlich, dieser Spargel! So saftig, vom Kopf bis zum Schafte weich und genießbar."

„Bester Geheimrath, sehen Sie nur —"

„Beste Freundin, sehen Sie nur die Stärke dieses Spargels! Er ist einzig — befehlen Sie nicht?"

„Geheimrath! Kuno wird feuerroth!"

„Franz, noch etwas Spargel!"

„Nein, ich begreife Sie nicht, Geheimrath! Unser ganzes Unternehmen steht auf dem Spiele, und Sie beschäftigen sich ausschließlich mit Spargel! Sie denken nur immer an Ihre Genüsse und haben keinen Sinn

für die Entwickelung eines lebendigen Romans oder Dramas! Erst versprechen Sie mir, sich lebhaft daran betheiligen zu wollen, und nun lassen Sie mich an der gefährlichsten Stelle sitzen!"

„Meine schöne Freundin, die Götter wissen, wie weit ich davon entfernt bin, Sie sitzen zu lassen!" sagte der Gastrosoph mit Ruhe. „Aber so wie Sie vor einer Weile hinreichenden Grund hatten, mir meine Ereiferung vorzuhalten, so muß ich Sie jetzt bitten, sich nicht aufzuregen. Für's Erste mache ich Ihnen den Vorschlag, diesen ausgezeichneten Spargel zu kosten. Franz — etwas Spargel für die Frau Gräfin! Was nun unsern Lieutenant betrifft, so glaube ich aus der Art, wie er so eben einen Spargel zum Munde führt, abnehmen zu können, daß er vollkommen Herr seiner Sinne sei. Sollte dies nicht der Fall sein, so müssen wir dem Jüngling Zeit lassen, sich zu fassen, denn dergleichen will mit Ruhe entwickelt sein, und ich bin überzeugt, daß er unsere Bemühungen krönen werde."

Doch es ist nöthig, daß wir uns jetzt einige Augenblicke von dem Geheimrath ab- und dem unteren Ende der Tafel zuwenden. Als Kuno v. Blankknopf die Karte des Geheimraths erhalten hatte, durchzuckte ihn ein unbeschreibliches Gefühl. Er hatte in dem Geheimrath niemals einen Freund gesucht, und die Ueberraschung dieser unerwarteten Hülfe, der Schreck, daß man seine Neigung durchschaut habe, verbunden mit der Nothwendigkeit, seine Gedanken zu einem förmlichen Antrage sammeln zu müssen, raubte ihm, wie die

Gräfin richtig beobachtet hatte, beinahe die Fassung. Für's Erste wußte er sich keinen andern Rath, als aus der Schüssel, welche Franz ihm reichte, ein Stück jambon au jus zu langen — er merkte erst einige Secunden später, daß er in der Zerstreuung drei Stücke genommen hatte — einige Endivien dazu zu thun und kauend der Sache weiter nachzudenken. Es war auch für den Augenblick nicht möglich, Sidonie anzureden, da diese gerade mit einem Major, ihrem zweiten Nachbar, in einer Unterhaltung begriffen war, einer Unterhaltung, welche Kuno, da sie sein Vorgesetzter führte, nicht unterbrechen durfte. Der jambon au jus war wirklich ausgezeichnet — was waren aber für Kuno in diesem Augenblicke alle jambons au jus der Welt?

Endlich wandte Sidonie sich zu ihm. Ihre Stimme war weich, ihr Auge tief, ihr Mund holdselig, der Strauß an ihrem Busen bewegte sich.

„Ich sprach eben mit dem Herrn Major über den letzten Ball bei dem Minister Tettenborn," sagte Sidonie zu Kuno.

„Ich tanzte auf diesem Balle den Cotillon mit Ihnen, gnädiges Fräulein!" sagte Kuno zu Sidonien.

„Ja wohl!" sagte Sidonie. „Wir hatten hübsche Touren!"

„Ich werde ewig an diesen Ball denken, mein Fräulein!" sagte Kuno. „Der Cotillonstrauß —"

Sidonie schlug die Augen auf, athmete und schwieg. Jetzt nahm Kuno einen gewaltigen Anlauf, raffte alle Fassung zusammen, griff in alle Saiten seiner Seele

und ließ sie mit Einem Aeolsharfen-Accord dahinrauschen in dem Namen Si—do—nie!

„Kuno!" lispelte die Tochter des Commerzienraths, und war ganz Ahnung, ganz Wehmuth, ganz Innigkeit, ganz weiße Camellie auf himmelblauer Seidenfolie.

„Sidonie!" säuselte Kuno jetzt etwas kühner. „Ich kann mein Herz nicht länger verbergen, ich muß —"

„Kuno!" flüsterte die Geliebte ängstlich. „Jetzt nicht! Wenn wir von Tische aufstehen — im Gewächshause — hinter den großen blühenden Orangenbäumen — am Ende des Camellienganges — nur jetzt nicht!"

Das ließ sich hören, es war mit romantischem Verständniß arrangirt, Kuno schwieg daher. Nun könnte man von der Situation, in welcher die Liebenden sich befanden, etwa sagen, der Geist der Liebe schwebte ahnungsvoll um sie, und schlug seine Flügel über ihren Häuptern, oder auch: Amor stand auf der Lauer und schärfte seine Pfeile für zwei glühende Herzen — aber, der Wahrheit die Ehre, kein Geist der Liebe, kein Amor war in Person zwischen ihnen, sondern Franz mit der Schüssel, in welcher er dem Lieutenant einen der herrlichsten Rehrücken des neunzehnten Jahrhunderts präsentirte. Kuno lehnte ihn nicht ab, er wollte das Aufsehen vermeiden, und genoß davon. Da er sich aber nicht entschließen konnte, bis zum anberaumten Termin mit dem Fräulein noch von andern Dingen zu reden, glaubte er durch Geberden und Thaten zarter Innigkeit seine Liebe sprechen lassen zu müssen.

Er zog daher dem Fräulein die Serviette vom Schooße, da er gesehen, daß sie mit dieser so eben ihre Lippen berührt hatte, und zog dieselbe an die seinigen, aber nicht um sich den Mund damit zu wischen, sondern um einen Kuß darauf zu drücken. Ein seelenvoller Blick Sidoniens dankte ihm dafür. Da sich Kuno hierauf sinnend und ohne ein Wort zu sprechen dem Rehbraten zuwandte, weshalb es unnütz wäre, ihm noch länger zuhören zu wollen, kehren wir zum obern Theile der Tafel zurück.

Als die Speisenden die Station des Bratens, welche dem Geheimrath wieder einige Ausrufungen des Entzückens entlockt, überwunden hatten, stürzten sich plötzlich alle vier Bedienten an die Tafel, nahmen alle Geräthschaften ab, zogen das Tischtuch herunter, und schon ging ein schmerzliches Zucken durch das Antlitz des Obersten Freßberg — aber siehe da, unter dem abgenommenen Tafeltuche ward ein zweites, blendend weißes sichtbar, die Tafel wurde noch einmal besetzt und die Freude erneuert.

„Ewige Götter!" jauchzte der glückliche Geheimrath. „Das Desert wird im ernsten Styl, im großen Sinne, in ganz moderner Fassung behandelt!"

Und so war es. Die Bedienten leiteten den zweiten Haupttheil des Diners, das Desert, mit bayerischem Crême ein, und der nunmehr erscheinende Champagner ließ aus seinem Schaum die gastrosophische Aphrodite, das Wohlbehagen des hungerlosen Naschens, entsteigen. Der Geheimrath behauptete, ihm werde ganz antik zu Muthe. In dieser Stimmung aber fiel es ihm schwer

auf das Herz, daß noch kein Toast erklungen war, weshalb er sich denn schnell erhob, um in wenigen wohlgesetzten Worten das Wohl der Dame des Hauses auszubringen. Nicht lange darauf fühlte sich der Oberst Freßberg bewogen, den Hausherrn leben zu lassen, und zwar durch Vorausschickung einer Rede, welche aus lauter kurzen Sätzen bestand, deren erster lautete: Ich bin kein Redner! während der überraschend schnell sich daran schließende letzte Satz die Worte enthielt: Meine Herrschaften — ohne viel Worte — es lebe der Herr Commerzienrath v. Muffelseck! — —

„Es ist ein eigenthümlich Ding um den Champagner!“ Zu dieser Bemerkung öffnete jetzt Frau v. Zippel ihre gebildeten Lippen gegen den Geheimrath.

„Sehr richtig bemerkt, meine Gnädigste! Aber dürfte ich fragen, warum?“

„Ich liebe ihn. Er ist kein Wein mehr, es ist schon etwas vom Nektar darin, etwas Ideales, Poetisches, Sprudelndes!“

„Sehr richtig! Sie sprechen, meine Gnädigste, wie eine fein empfindende Frau. Der Champagner ist nicht mehr starker, klarer Wein, er ist mit ätherischen Substanzen gemischt, und vielleicht ist es gerade diese Mischung, welche Sie so anmuthet. Ich wäre neugierig, wie Ihnen die Homerische Bowle munden würde, denn auch diese besteht aus einer Mischung.“

„Die Homerische Bowle? Liebte Homer die Bowlen vorzugsweise?“

„Wahrscheinlich, gnädige Frau. Und wahrscheinlich war es seine Lieblingsbowle, welche er durch seine

Helden vor Troja zubereiten läßt. Diese Bowle heißt der Kykeon."

„Kykeon? Sehr interessant — ach, ich glaube schon darüber gelesen zu haben. Hat nicht Lessing ein Buch darüber geschrieben?"

„Lessing? Ach, Sie meinen wohl den Laokoon? Nein, meine Gnädigste, das ist denn doch etwas Anderes. Die Homerische Bowle wird folgendermaßen bereitet: Man nehme ein ziemlich umfassendes Gefäß und streue in dieses zuvörderst eine Schicht geriebenen Ziegenkäse. Darüber schichte man eine gleiche Quantität geschnittener Zwiebeln und bestreue diese dick mit „heiligem Kerne des Mehles." Dann verbreite man darüber einen Guß flüssigen Honigs, und fülle das Gefäß mit Pramnischem Weine, worauf das Ganze tüchtig umgerührt und kredenzt werden kann."

„Unmöglich! Sie wollen mir etwas aufbinden!"

„Halten Sie mich solcher Abscheulichkeiten fähig? Sie können sich selbst davon überzeugen, wenn Sie sich die Mühe machen wollen, den elften Gesang der Ilias zu lesen."

„Aber das muß ja ganz ungenießbar sein!"

„Der Geschmack ist verschieden."

„Pyramusschen Wein — nannten Sie ihn nicht so?"

„Pramnischen — aber verlangen Sie keine Auskunft über die Qualität dieses Weins —"

„O ich denke mir, das war der ganz gewöhnliche Kochwein der Alten, denn einen guten kann man doch zu einem so entsetzlichen Gericht nicht hergeben!"

„Ueberaus fein bemerkt, meine Gnädigste! Darüber

sollten Sie eine Abhandlung schreiben, und Sie würden eine der ausgezeichnetsten Notabilitäten auf dem Gebiete der Archäologie werden! — Da kommt Ananas? Eingemachte Melonen — Pfirschen — Erdbeeren. Ist das Himbeer — aha! Ja, gewiß, Franz, laß mein Glas schäumen! Dies hier sind Confitüren — Nüsse, grüne Mandeln, nun, gekostet müssen doch alle diese Dinge werden."

„Was haben Sie Ihrer Nachbarin denn da wieder aufgebunden?" fragte jetzt die Gräfin den Geheimrath.

„Aufgebunden, schöne Freundin? Durchaus nicht! Ich habe nur referirt, was Homer erzählt."

„Homer? Lesen Sie denn den Homer? Aufrichtig!"

„Ich will's gestehen — ja! Ich lese ihn zuweilen, wenn ich mich nach all dem modernen Zeuge einmal nach etwas ganz Ursprünglichem sehne. Wie man nach all den verkleideten Statuen die Erquickung eines nackten Marmorbildes sucht — das gefällt Ihnen nicht? — nun oder wie man nach den vielerlei eingemachten Früchten ganz gern in einen frischen Apfel beißt, so wie dort die tyroler-Aepfel, die zwischen den griechischen Weintrauben liegen — sie sehen recht gut und verlockend aus!"

„Also auch was die Antike betrifft, auch darin sind Sie Friand!"

„Schöne Freundin, Sie mißverstehen mich und mein System! Ich bin nicht Friand in Poesie, noch in einer der andern Künste, sondern ich schätze jede derselben einzeln, will aber die Gastrosophie, welche allerdings eine erhabene Friandise einschließt, als eine

ebenbürtige Schwester der übrigen Künste anerkannt wissen. Wenn unsere Dichter nur erst so viel Bildung erreicht hätten, um Dichtungen dieses meines Schützlings zu schreiben!"

„Ueber diese ewigen Thorheiten!" entgegnete die Gräfin. „Manchmal reden Sie mit mir nicht vernünftiger, als mit Frau v. Zippel! Aber wohlan, ich will jetzt einmal auf Ihre Thorheit eingehen. Wie wär's, Geheimrath, wenn Sie selbst sich an die Arbeit machten, Ihr System poetisch zu verwirklichen? Etwa in einem Roman, oder noch besser in einem Drama — o thun Sie's, ich sähe Sie so gern einmal auf dramatischem Gebiete!"

„Sehr verbunden, meine Gnädigste! Ich wüßte auch gleich einen passenden dramatischen Stoff für mein System. Nämlich — Sardanapal!"

„O lassen Sie mich gleich ein wenig helfen! Wie stellen wir das an? Halten wir den Sardanapal à la Lord Byron?"

„Durchaus nicht. Ich müßte diesen Charakter ganz anders auffassen, wenn ich ihn zum Träger meines gastrosophischen Systems machen wollte. Er dürfte kein wüster Schlemmer und Weichling sein, sondern ein Gastrosoph im ganzen und großen Sinne. Er müßte zum Märtyrer seiner gastrosophischen Idee werden, die er trotz seiner Königsschätze nicht durchführen könnte. Ferner würde ich ihn ganz ideal halten, und sein tragisches Pathos dürfte nur das sein, daß er einseitig die gastrosophische Kunsthöhe festhält, anstatt auch den übrigen Künsten ihr Recht einzuräumen."

„Vortrefflich! Was freue ich mich darauf! Aber soll denn gar keine Liebe, kein Verhältniß in dem Stücke vorkommen? Geheimrath, ich bestehe auf ein Verhältniß! Eine Myrrha muß ihm gegeben werden, oder eine Cleopatra, oder — mein Vorrath von orientalischen Namen reicht nicht aus."

„Schön! Er soll auch lieben. Seine Gemahlin soll sein Fluch, sein Entsetzen (der Geheimrath schielte ein wenig nach links) — sie soll eine Geistreiche sein, sie muß Romane schreiben und ein geistreiches Journal herausgeben!"

„Gut, aber wie soll sie heißen?"

„Etwa — Zippelina, oder Zierliese. Er könnte sie in leidenschaftlichen Augenblicken dann wohl Zippchen, Zierchen, Linchen oder Lieschen nennen."

„Sie müßte aber doch auch mit ihm zu Grunde gehen?"

„Natürlich! Mit Wollust wollen wir sie morden! Für sie muß eine ganz neue tragische Gerechtigkeit ersonnen werden — halt, ich hab's! Sie müßte verurtheilt werden, sich an ihren eigenen Schriften zu Tode zu langweilen. Sehen Sie, auf diese Weise können wir sogar moralisch wirken!"

„Ohne Zweifel, aber wie denken Sie sich die Situation des Zutodelangweilens auf der Bühne? Ich halte das für schwierig."

„Schwierig? Kommt es nicht oft genug in modernen Stücken vor, daß die Heldin in Gefahr ist, sich zu Tode zu langweilen? Nimmt sie noch ein anderes Ende, so dankt sie den Göttern für den fünften Act,

der sie vor dem schrecklicheren Tode bewahrt hat. Aber dennoch gebe ich zu, daß unser Stück Schwierigkeiten auf der Bühne haben werde. Da ich nämlich der gastrosophischen Grundsätze wegen, die ich im Sardanapal durchführen wollte, genöthigt sein würde, das ganze Personal wesentlich bei Tafel schmausend vorzuführen — (und ich wollte, da ich es ja so überaus wohlfeil hätte, ein Diner auf der Bühne geben, das seines Gleichen umsonst aufsuchen sollte) — so sehe ich wohl, daß unsere jetzigen Bühnen nicht im Stande sein werden, das ausgezeichnete Stück zu geben."

„Was machen wir da? Lassen wir's drucken?"

„Die Verleger sollen ein Vorurtheil gegen gedruckte Dramen haben. Ueberdies, schöne Freundin, halte ich dafür, daß unsere herrliche Schöpfung sich mehr für das Privatleben, denn für die Oeffentlichkeit eignen werde. Ah, da kommt Gefrornes à la Nesselrode! Süß! Hold! Einzig!"

„Himmel! Aber wie steht es da unten mit unsern Liebenden? Kuno genießt sein Gefrornes so ruhig, als dächte er nicht an das, was wir ihm zur Pflicht gemacht haben!"

„Er wird doch keinen Korb bekommen haben?"

„Würde er dann so mit Muße den Löffel zum Munde führen?"

„Er hat vielleicht ewige Freundschaft erhalten!"

„Nein, Geheimrath, das geht nicht — in diesem Falle nicht! Sie freilich mögen mit Seelenruhe Ihr Gefrornes verspeisen, es wäre mir sogar unlieb, wenn

Sie es nicht könnten, aber der Lieutenant darf diese Ruhe nicht haben!"

„So kühlt er mit dem Gefrornen die Gluth seines Busens ab. — Ei, die tyroler Aepfelchen, da kommen sie! Griechische Trauben — sehr schön und groß! Das da sind Mandelspähne, nicht wahr, Franz? Warte, ich will hier noch ein Bisquitchen dazu thun. Von den glasirten Früchten — nur ein Paar wollen wir prüfen. Die Bonbons — sie sind doch gefüllt? Ah, zweierlei! Halt, Franz, noch etwas Marzipan! Und aus dem Chaos von kleinen Niedlichkeiten da — nun geh' nur, Franz, ich werde Dir winken, wenn es nöthig werden sollte!"

„Wollen Sie das Alles noch aufessen?" fragte die Gräfin, indem sie den aufgehäuften Teller ihres Nachbars mit Erstaunen betrachtete.

„Mein Himmel, ich begreife auch nicht, warum man die Gänge des Desert so sehr übereilt! Die Sachen könnten nacheinander gereicht werden — jetzt weiß ich allerdings kaum, wie ich aus diesem Gewühl meines Tellers nun die richtige Reihenfolge ordentlich herstellen soll!"

Der Gastrosoph mußte die Leerung seines Deserttellers sehr beschleunigen, denn schon regten sich allerlei bedenkliche Anzeichen, welche darauf hindeuteten, daß die Tafel aufgehoben werden sollte. Etwas verstimmt blickte er, so weit die Prüfung der sehr verschiedenen Gegenstände seines süßen Chaos es erlaubte, im Kreise umher, und eben hatte er diese Mission vollendet und wollte Franzen in Betreff der kleinen „Niedlichkeiten"

zu sich winken, als die Dame des Hauses sich erhob und das Signal zum Aufbruch gab.

„Jetzt, lieber Geheimrath,“ flüsterte die Gräfin, „muß der Hauptschlag in unserm Drama eintreffen, und ich rechne auf Ihre Unterstützung. Ha — da verläßt Sidonie den Saal, und eilt in's Gewächshaus — das ist ein Zeichen! Richtig, der Lieutenant folgt ihr — Victoria! Es hat eine Verständigung stattgefunden. Jetzt gehe ich den Beiden nach, betrachte Anfangs die Camellien, und komme den Liebenden zu Hülfe, wenn es denselben an Muth gebrechen sollte. Sie aber, Geheimrath, stellen sich als Wächter in die Thüre zum Gewächshause, fesseln jeden eindringen Wollenden durch Unterhaltung — lassen aber Niemand hinein! Nur über Ihre Leiche gehe der Weg! Keine Widerrede! Wünsche gesegnete Mahlzeit!“

Der Geheimrath verneigte sich und murmelte:

„Und hat mit diesem kindisch-tollen Ding
Der Klugerfahr'ne sich beschäftigt,
So ist fürwahr die Thorheit nicht gering,
Die seiner sich am Schluß bemächtigt!“

Die Liebenden waren mit weiser Benutzung des Moments im Gewächshause verschwunden und wahrscheinlich bereits in dem verabredeten Winkel, „wo die Zitronen blühten,“ mit Auswechselung ihrer Herzen beschäftigt. Die Gräfin betrachtete vorgeblich die Camellien, verschwand aber ebenfalls bald hinter den Blumen-Terrassen, verfolgt von einem Blicke der Frau v. Zippel, welcher es nicht entgangen war, daß hier Etwas im Werke sei.

Während die Gesellschaft Arm in Arm den Speisesaal verließ, und sich in die Fauteuils und Causeusen des anstoßenden Salons vertheilte, nahm der Geheimrath Franzen eine Tasse Kaffee ab, und stellte sich mit dieser breitbeinig — so weit dies nämlich der feine Ton zuließ — in den Eingang des Gewächshauses. Die erste, welche mit neugieriger Miene auf ihn zukam, und zwar in der schlecht verhehlten Absicht, dem Cerberus durch Schmeichelei und List den Durchgang abzugewinnen, war Frau v. Zippel.

„Welch ein entzückender Blumenflor!“ rief sie aus.

„A propos, meine Gnädigste! ich wollte Sie schon vor einer Weile auf das schöne Oelgemälde hier seitwärts aufmerksam machen!“

„Ein Gemälde, Herr Geheimrath? Die Wände sind ja gar nicht decorirt?“

Der Geheimrath besah die Wand, sie war leer. „Ach,“ rief er, „ich verwechsele das! Das Gemälde befindet sich in dem Salon, in welchem wir vor Tische waren.“

„Sogar Rosen sehe ich zwischen den Camellien!“ fuhr Frau v. Zippel mit lang gestrecktem Halse fort.

„Da wollte ich Ihnen noch, gnädige Frau, von den neuesten Pariser Confituren erzählen: man macht nämlich jetzt auch Rosenknospen ein, wie man früher schon die jungen grünen Tannenzapfen, ähnlich den Nüssen, in Franzbranntwein und Zucker aufbewahrt hat.“

„Warum nicht gar! Wenn ich nicht irre, sehe ich dort die Uniform des Lieutenant Blankknopf unter den Blumen —“

„Es zieht hier etwas, meine Gnädigste, darf ich Ihnen meinen Arm anbieten? Im Salon ist es wärmer.“

„Herr Geheimrath, ich wünsche den Gärtner zu sprechen — wie es ihm gelingt, die Camellienblätter so blank zu erhalten?“

„Sie werden alle Sonnabend mit Spiritus und Kreide geputzt —“

„Herr Geheimrath, Sie scheinen mir absichtlich den Weg in das Gewächshaus zu versperren!“

„Allerdings, meine Gnädigste! Nur über meine Leiche geht der Weg! Um diesen Preis werden Sie keinen Eintritt verlangen!“

Frau v. Zippel sah ihn mit einem wüthenden Blicke an, und eilte in den Salon mit den Worten: „Ich muß doch die Frau Commerzienräthin fragen, wo sich Fräulein Sidonie befindet!“

Der Geheimrath athmete auf, murmelte: „Verlangt Dich nicht nach einem Besenstiele?“ — schlürfte einen Zug des köstlichen Mocca-Trankes, und rief dann mit gedämpfter Stimme in's Gewächshaus: „Pst! Pst! Schöne Freundin — meine gnädigste Gräfin! Schürzen Sie schnell den dramatischen Knoten! Die Zippel wird es gleich ruchbar machen, daß ich diesen Eingang mit meinem Leibe decke, und ich werde der Gewalt weichen müssen!“

Schon aber trat die Gräfin mit strahlendem Gesicht aus dem Grünen hervor und rief: „Triumph, sie sind einig — jetzt muß der Commerzienrath bearbeitet werden. Den übernehme ich. Wo ist Franz? — Franz,

ich lasse den Herrn Commerzienrath bitten, mir einige Minuten hier in diesem Saale zu schenken!"

Franz flog in den Salon.

„Sie, lieber Geheimrath, lassen sich schnell in ein Gespräch mit der Bornhofen ein, und bringen sie **en promènent**, wie zufällig, ebenfalls hierher. Eilen Sie!"

Der Geheimrath flog ebenfalls in den Salon, und begegnete dem Commerzienrath, welcher seinerseits zur Gräfin flog. Man flog, man sprach, man staunte, man wunderte sich, man holte die Commerzienräthin-Mutter und sodann die Liebenden aus dem Treibhauswinkel herbei, und nach zehn Minuten bewegte sich der geheimnißvolle Zug in gemessener Bewegung dem Salon entgegen, wo der Commerzienrath seinen Gästen Sidonien und den Lieutenant v. Blankknopf als Verlobte vorstellte. Hier war ein vielstimmiges Oh! die erste Antwort, bis Staunen und Freude sich in bewegteren Tönen Luft machten, und die Verdauung in anmuthigster Weise unterstützten.

Als der Geheimrath, der jetzt seine wirkliche Tasse Kaffee einnahm — die frühere war nur eine außerordentliche gewesen — in einem bequemen Fauteuil wiederum neben der Gräfin Erlach saß, sagte er: „Sie haben mich, schöne Freundin, heute in eine Thätigkeit gezogen, zu welcher ich, wenn ich in meine gastrosophischen Studien versenkt bin, niemals fähig zu sein geglaubt hatte!"

„Das war eben ein Irrthum," entgegnete die Gräfin. „Sie pflegen bei Tische einseitig die gastrosophische Kunsthöhe festzuhalten, während ich Ihnen

gezeigt habe, wie weit man auch andern Künsten bei Tische Spielraum gewähren müsse, z. B. der Kunst, zu beobachten, Fäden zu knüpfen, trotz des Kunstgenusses das Leben im Auge zu behalten. Uebrigens, daß auch Sie fähig sind, bei Tische noch andern Regungen, als denjenigen des Schmausens nachzugehen, davon, mein Theurer, wüßte ich ein Liedchen zu singen. Man muß bei Tische auf Alles gefaßt sein, Alles bewerkstelligen können. Hüten Sie sich, daß Sie bei Ihrem Versenken in die Kunst nicht, wie Ihr Sardanapal, zum Märtyrer der gastrosophischen Idee werden!"

Johann.

Nicht weit von der Landstraße im Föhrenwalde steht ein altes zweistöckiges Haus. Es ist eine Försterwohnung; doch weist kein Hirschgeweih über der Thüre, noch sonst ein Jägerschmuck auf diese seine Bedeutung hin, im Gegentheil scheint das Gebäude halb in Verfall zu sein. Die fünf öden verschwärzten Fenster des Oberstockes sind mit Schwalbennestern übersäet, der Mauerbewurf ist zum Theil von den Außenwänden herabgefallen, und ein weißer Kalkstreifen am Boden zeigt, daß er täglich mehr und mehr herabbröckle. Die hohen starren Föhren treten zu beiden Seiten hart an das Haus heran, und verdecken rechts einen Stall, der in nicht besserem Zustande zu sein scheint, als das Haus. Es ist keine Hauptstraße, welche vorüber führt, sondern ein wenig betretener Waldweg, der die umliegenden Dörfer verbindet. Selten geht ein Wanderer hier vorüber, der weiteren Kreisen angehört, als jenen, die das Dorf umschließt. Es ist so öde, still und einsam hier, daß man oft Wochen lang nur Hundegebell und das fortwährende dumpfe Rauschen in den alten Kiefernwipfeln vernimmt.

Drei Menschen wohnen in diesem Hause. Ein junger Mann, welcher halb als Herr des Hauses, halb

als Förster angesehen wird, und ein alter Unterförster mit seiner Frau. Das jahrelange, einsame und anspruchslose Zusammenleben der Hausgenossen hat bewirkt, daß die Standesunterschiede sich abgeschliffen haben, und Herr und Untergebene in ihrem Verkehr einander fast wie Gleichberechtigte betrachten.

Der Erste dieser drei Genannten, Namens Johann, eine hohe schlanke Gestalt, kam mit der Flinte über der Schulter, und seinem Jagdhunde, eben den Hügel herauf nach Hause geschritten, als er Jemand laut hinter sich rufen hörte. Der Hund sprang mit Gebell dem Rufenden entgegen, in welchem Johann den Landboten erkannte, der ihm einen Brief brachte. Ein Brief mochte ein unerhörtes Ereigniß für ihn sein, denn er empfing ihn fast mit Befremdung. Aber dieselbe wuchs zum Erstaunen, als er den Inhalt gelesen hatte. Auch Waldmann, der Hund, schien entsetzliche Dinge zu wittern, denn er flog mit lautem Gebell dem Hause entgegen, als wolle er die Bewohner in Eile zusammenrufen. Frau Brandt, die Unterförsterin, trat neugierig in die Thüre, und als sie den Brief erblickte, den Johann ihr emporhielt, und den Landboten neben ihm, schrie sie laut auf vor Schrecken. Sie konnte sich mit einem Briefe nur ein entsetzliches Unglück verbunden denken, wiewohl sie völlig im Dunkeln darüber schwebte, woher ihnen, die von der Welt so abgeschlossen lebten, das Unglück kommen könne. Jetzt kam auch Brandt aus dem Hause, und auf seine Frage, was es gebe, rief Johann: „Mein Oheim, der Graf Wartenberg, will uns besuchen!“

Ein ungläubiges Erstaunen malte sich auf den Gesichtern der Uebrigen. „Les't selbst," entgegnete Johann. „Er kommt mit seiner Tochter, mit meinem Bruder, dem Baron, mit Kammerjungfern und Bedienten, weiß der Himmel, was er noch Alles mitbringen will!"

„Gott steh' uns bei! Auch die Gräfin, und Kammerjungfern! Wo sollen wir denn die Damen unterbringen?" rief Frau Brandt. „Was geht denn nur vor? In seinem Leben ist es dem Grafen nicht eingefallen, hierher zu kommen. Seit zehn Jahren hat er sich nicht um uns bekümmert — und nun gar der Herr Bruder! und die Gräfin, und Kammerjungfern!"

Es war ersichtlich, daß die Nachricht von den Bewohnern des vereinsamten Waldhauses wie ein Unglücksfall angesehen wurde, bei dessen Herannahen Keiner sich zu fassen, noch zu helfen wußte. Endlich wurde auf wörtliche Vorlesung des Briefes gedrungen, und Johann las, oft von den Ausrufungen seiner Hausgenossen unterbrochen, folgendermaßen:

„Ich avertire Dich hiermit, mein Herr Neveu, daß ich die Absicht habe, das Forsthaus mit meiner Tochter und Deinem Bruder, dem Majoratsherrn, zu besuchen. Wir werden, außer dem Kutscher, einen Bedienten und eine Kammerjungfer bei uns haben. Auch wird ein Jockey bei uns sein, nebst drei Reitpferden, da meine Tochter reiten will. Ich kenne Deine Wohnung nicht, doch höre ich, daß sie geräumig sein soll, und erwarte somit, daß Du uns Alle unterbringen wirst. Da wir auf Comfort und große Vorräthe bei Dir nicht

rechnen können, werden wir Betten, und Alles, was zur Speisekammer gehört, mitbringen, indem wir Dir nur die Besorgung des Wildbratens überlassen. Erwarte uns am Mittwoch Abend.

Wartenberg."

„Uebermorgen!" rief Frau Brandt, indem sie die Hände zusammenschlug. Obwohl einigermaßen getröstet über die Nachricht, daß sie für die Speisekammer nicht verantwortlich zu sein brauche, vergingen ihr doch beinahe die Sinne beim Anhören der Ankündigung einer solchen Menge von Gästen. Denn das Haus war durchaus nicht geräumig, und sie fühlte, daß sie, als der einzige weibliche Theil, eine größere Last und Verpflichtung bei der Unterbringung auf sich zu nehmen habe, als die beiden Männer. Sie ergriff ein Schlüsselbund, und eilte die Treppe hinauf in die oberen Zimmer, wohin die Männer ihr folgten. Die Stuben, drei an der Zahl, waren zwar halbwegs möblirt, aber bei langjährigem anderweitigem Gebrauch einer durchgreifenden Reinigung benöthigt. Auf dem Fußboden lag Obst auf Stroh geschüttet, zum Theil waren sie als Heuboden benutzt worden. Der Kattunüberzug der Stühle fand sich von Motten zerfressen. Kurz, die erste Musterung schien den Bestürzten die Unmöglichkeit zu zeigen, so vornehme und viele Gäste unterzubringen. Doch galt es, sich zu fassen, und Frau Brandt war die Erste, welche dies einsah. Dem Landboten wurde sogleich aufgetragen, beim nächsten Dorftischler die nöthige Anzahl Bettstellen zusammenschlagen zu lassen, und ein Paar Bauermädchen herauszuschicken, die sie

für die nächste Zeit als Mägde zu miethen gedachte. Und von Stund' an begann sie ein Kramen, Treppenlaufen und Poltern mit allerhand Geräthschaften, ja schließlich ein Scheuern auf eigene Hand, daß die Männer schon bei dieser Vorfeier der großen Hausumkehr ein Schauder überkam.

Es war Herbst. Draußen im Kiefernwalde merkte man nicht viel davon, aber wenn man durch das Haus hindurch und in den sogenannten Garten ging, wurde er schon erkennbarer. Hier führte auf einer allmählichen Abdachung des Bodens ein Weg zwischen Gemüsebeeten hinab. Ab und zu stand eine hohe Sonnenblume oder Fuchsschwanz dazwischen. Ein Birkengehölz machte den Uebergang zu kräftigerem Laubwerk, welches jenseits einer Wiese dem Walde einen völlig verschiedenen Charakter verlieh. Diesen Weg zwischen den Kohlbeeten schritt Johann entlang, indem er aufgeregt und verwirrt den unglaublichen Dingen nachsann, die plötzlich ein ganz neues fremdes Leben in seine Einsamkeit bringen sollten.

Johann war der zweitgeborne Sohn des Freiherrn v. Alden. Seine Mutter starb bei seiner Geburt, sein Vater wenige Jahre darauf. Seinem älteren Bruder Eugen fiel das Majorat der väterlichen Besitzungen zu, der Oheim der beiden elternlosen Knaben, der Graf Wartenberg, trat als Vormund ein. Von fremden Menschen erzogen, ohne das Glück des Familienlebens zu kosten, wuchsen die Knaben heran. Eugen war lebhaft und leichtsinnig, erhielt eine standesmäßige Erziehung, wurde der Liebling des Oheims, studirte,

wurde Offizier und trat, nachdem er das gesetzliche Alter erreicht hatte, seine Besitzungen als Majoratsherr an. Anders verhielt es sich mit Johann. Er zeigte weder glänzende Gaben, noch ein lebhaftes Naturell, ward gegen seinen Bruder überall zurückgesetzt, und von diesem schon in früher Kindheit stets verhöhnt, verlästert und gepeinigt. Half er sich dann einmal mit kräftiger Faust, so wurde aus der That ein Verbrechen gemacht, welcher eine unverhältnißmäßige Strafe folgte, und der Graf, welchem ausschließlich dergleichen Nachrichten über seinen jüngeren Mündel mitgetheilt wurden, drang darauf, die strenge Behandlung nur noch zu verschärfen. So lebte der Knabe eine freudlose Kindheit dahin, von seinem Vormund, dem er gleichgültig war, vernachlässigt, von seinem Bruder gehaßt, von seinen Erziehern, die im Sinne des Grafen zu handeln suchten, mißachtet, während man vor seinen Augen den Majoratserben hätschelte, ihm in allen Stücken willfahrte und glänzende Tage versprach.

Johann war scheu und verschlossen, aber ehrlich und wahrheitsliebend. Ein natürliches Rechtsgefühl ließ ihn alle Zurücksetzung und Vernachlässigung sehr tief empfinden. Er hätte sich ausweinen mögen, aber ein frühlebendiger Stolz ließ ihn alle Regungen des Gemüths bezwingen. Was an hingebender Liebe, Anhänglichkeit, Freude, Schmerz, Zorn über erduldete Kränkung in der Knabenseele war, arbeitete und tobte sich im Innern aus, und scheinbar lieblos, theilnahmlos und gleichgültig, wußte er mit der Zeit Allem zu begegnen. Und doch war jede Empfindung auf das

Lebhafteste in ihm vorhanden. Aber gewohnt, überall verkannt zu werden, täglich mit der Versicherung belästigt, daß er vom Leben nichts zu erwarten habe, drängte er jedes bessere Gefühl in sich selbst zurück, und gewöhnte sich ein abstoßendes, schroffes und abgeschlossenes Wesen an.

Die Brüder wuchsen ohne ein brüderliches Verhältniß heran. Eugen sollte zur Universität gehen, besuchte seinen Oheim auf einige Zeit, und gewann durch sein früh cavaliermäßiges Wesen und seinen liebenswürdigen Leichtsinn des Vormunds ganzes Herz, so daß derselbe bald völlig in das Verhältniß eines glücklichen Vaters zu ihm trat.

Mit Johann wußte man gar nichts anzufangen. Der Graf mochte nach all den abscheulichen Schilderungen, die man ihm gemacht hatte, das verwahrloste Subjekt — wie er ihn nannte — gar nicht sehen und schickte ihn zu einem seiner Förster in die Lehre, mit der Weisung, daß er sich ungerufen niemals solle vor ihm blicken lassen. Ein kleines Jahrgehalt ward ihm aus dem väterlichen Nachlasse ausgeworfen, und so zog denn der unter Menschen vereinsamte Jüngling in den noch einsameren Föhrenwald hinaus. Hier erst kam er zu sich selbst. Der alte Förster wußte nicht viel von dem, was außerhalb seines Reviers lag. Diese seine kleine Welt aber wurde für seinen Zögling die Welt, in welcher er erst aufathmete, zu leben begann und, ein Interesse an Ereignissen und Gegenständen gewann. Die Einsamkeit war ihm keine Einöde, er

bedurfte der Menschen nicht, und er suchte sie nicht, da er nichts Wünschenswerthes unter ihnen erlebt hatte.

Nach einigen Jahren starb der Förster. Johann machte dem Grafen Meldung davon, und erhielt die Antwort, er solle in die Stelle desselben treten und sich einen Unterförster — den er näher bezeichnete — zum Gehülfen nehmen. Von dieser Zeit her schrieb sich die Vereinigung der drei Bewohner des Waldhauses, Johann lebte ohne Antheil an der Welt und ohne Interesse für sie. Dachte er an seinen Bruder, so war er für ihn ein Fremder, völlig Gleichgültiger. Gegen seinen Oheim aber konnte er sich einer Erbitterung nicht erwehren. Das früh in sich selbst zurückgedrängte Gemüth des Jünglings fand in der Einsamkeit keine Gelegenheit, ausgiebiger oder mittheilsamer zu werden. Ihm fehlte ein Genosse gleichen Alters, der es hätte hervorlocken können. Und doch empfand er diesen Mangel nicht; denn frühe Erfahrungen hatten ihm kein angenehmes Bild eines brüderlichen oder befreundeten Verhältnisses zurückgelassen. Seine Hausgenossen, der Unterförster Brandt und dessen Frau, waren alt und standen nur in äußeren Beziehungen zu ihm. So kam es, daß er schweigend mit ihnen dahin lebte, manchen Tag kaum Gelegenheit fand, ein paar Worte mit ihnen zu wechseln, und endlich das Reden als einen entbehrlichen Luxus des Lebens betrachtete. Er verlangte nichts weiter; er war abgestumpft gegen Alles, was jenseits seiner Bäume lag. Das dumpfe Rauschen ihrer starren Wipfel, wandellos und organlos, war wie das gleichmüthige Hindämmern seiner Seele,

ein Traum, der die Sinne umnebelte, kein freudiges und kein trauriges Bild mit sich führend. So gingen ihm die Jahre hin, er wußte es selbst nicht, und die Gewohnheit ließ ihm weder den Wunsch, noch den Gedanken aufkommen, daß es je anders werden könne.

Welch eine Verwirrung mußte unter solchen Umständen der Brief des Grafen in Johanns Seele anrichten! Wie ein Schwarm Krähen plötzlich mit geräuschvollem Flügelschlage vom stillen Kiefernwalde auffliegt, und mit lautem Geschrei, zweifelnd, wo er sich niederlassen solle, lange durch die Luft kreist, so waren die Gedanken des Vereinsamten plötzlich aufgestört worden und schweiften hastig und ruhelos durch seine Seele. Er sah sich plötzlich aus einem langen, langen Traume gerüttelt, hunderte von Beziehungen wurden ihm plötzlich lebendig, ohne daß er sich noch in einer von ihnen zurechtfinden konnte. Er sollte seinen Oheim bei sich sehen, von dem er aus frühester Kindheit nur ein unbestimmtes Bild hatte; er sollte seinen Bruder nach zehnjähriger Trennung, nach Jahren der bedeutsamsten Entwickelung, wieder begrüßen; er sollte gar die Gräfin, seine Cousine, die er nur dem Namen nach kannte, bei sich aufnehmen — ihm schien das wie eine Unmöglichkeit. Ja, der letztere Fall machte ihn fast am meisten bestürzt, denn er war Frauen stets scheu aus dem Wege gegangen, und seine einzige weibliche Bekanntschaft war die alte Frau Brandt. Was konnte er seinen nächsten Verwandten bieten? Er konnte nur mit Schrecken ihrer Ankunft denken. Der Gedanke, wie ein roher Knecht vor ihnen stehen zu müssen, trieb ihm alles Blut zu

Kopfe, und bewirkte, daß in trotzigem Stolze seine Hand sich ballte. War es auf eine Demüthigung abgesehen? Was konnten diese verwöhnten Menschen der großen Welt hier draußen an dem abgelegensten Orte suchen, hier, wo nichts ihren Ansprüchen entgegen kam? —

Unter solchen Gedanken schweifte er in den nächsten Tagen auf der Jagd umher, doch ließ ihn die Zerstreuung zu keiner Ausbeute kommen. Er, der sonst nie einen Fehlschuß that, traf in diesen Tagen kein Stück, und mußte es dem alten Brandt Dank wissen, daß er mit Hasen und Rebhühnern reich beladen von seinen Streifzügen heimkehrte. — Inzwischen war im Hause unter Weiberhänden ein Waschen, Scheuern und Rumoren in's Leben getreten, das unter dem alten hohen schwarzen Dache zu den unerhörtesten Ereignissen gehörte. Und als am dritten Tage Frau Brandt in ihrem Sonntags-Anzuge, und mit einer weißen Schürze, die Zimmer musterte, die seit langen Jahren wieder aufgehängten Gardinen glatt strich und endlich vor die Thüre trat mit den Worten: Es ist fertig! war sie die Einzige im Hause, durch deren Brust ein Gefühl stolzer Genugthuung ging. —

Zur anberaumten Stunde wirbelte der Staub auf dem einsamen Waldwege empor, Pferdegestampf wurde hörbar und die Herzen der Hausbewohner schlugen lauter. Eine nie gesehene Erscheinung, ein Jockey in rother Jacke, sprengte daher, hielt vor dem Hause und fragte in jenem frechen Tone, dessen sich vornehme Bedienten in Gasthöfen bedienen, ob hier das für die

Herrschaft bestellte Quartier zu finden sei. Er betrachtete das Haus und schien zu stutzen, als er eine bejahende Antwort erhielt. Gleich darauf trabte ein Reiter mit einer Dame herbei. Frau Brandt faßte ein Herz und trat entschlossen vor, die Männer folgten langsam. Eugen v. Alden, der Majoratsherr, sprang vom Pferde, nickte flüchtig und hob die Gräfin Hildegard aus dem Sattel. Mittlerweile kam der Reisewagen heran, der den Grafen, die Kammerjungfer und den Bedienten trug. Der Graf warf, nachdem er ausgestiegen war, einen erstaunten Blick über die Umgebung und sagte: „Mon dieu, mein Herr Neveu, das ist das Forsthaus? Hier will Er uns einquartiren?“

Eugen lachte laut auf, Fräulein Hildegard sah ihren Vater überrascht und lächelnd an, die Bedienten lachten, die Kammerjungfer wendete sich um und kicherte, daß sie sich die Seiten halten mußte. Der Graf war von Allen am wenigsten heiter angeregt. „Das scheint ja ein fürchterlicher Aufenthalt!“ sagte er zu Johann gewendet. „Wie will Er uns denn hier unterbringen?“

Johann fühlte bei dem Tone, den der Graf annahm, den heftigsten Unwillen in sich aufsteigen, doch suchte er sich einigermaßen zu bezwingen.

„Wir haben gethan, was wir konnten, Herr Graf,“ entgegnete er. „Das Haus selbst vermochten wir nicht durch ein besseres zu ersetzen.“

„Aber wir waren doch berichtet,“ rief der Graf, „daß ein gutes Wohnhaus hier zu finden sei!“

„Sicherlich nicht durch mich,“ entgegnete Johann.

Der Oheim warf ihm einen entrüsteten Blick zu, wie einem Bedienten, der zu widersprechen gewagt hat.

„Wir sind falsch berichtet" — nahm Eugen das Wort — „es ist abscheulich! Lassen Sie uns sofort wieder umkehren, cher oncle. Wenn wir uns beeilen, finden wir in der nächsten Dorfherberge noch eine bessere Aufnahme, als in dieser Räuberhöhle."

Der Graf schien nicht übel Lust zu haben, auf den Vorschlag einzugehen.

Da überwand Frau Brandt ihren Schreck über diese Begegnung und rief: „Wollen denn die Herrschaften die Zimmer nicht wenigstens ansehen? Es ist Alles auf's Beste eingerichtet."

„Gewiß, liebe Frau!" sagte Hildegard in gütigem Tone. „Wir bleiben. Was können diese guten Leute dafür, Papa" — fuhr sie zum Grafen gewendet fort — „daß wir uns getäuscht haben? Ueberdies haben wir ja so viel zur Aushülfe bei uns, daß wir uns für einige Tage einrichten können." — Mit diesen Worten ergriff sie die Hand ihres Vaters und führte ihn in das finstere unfreundliche Gebäude.

Kisten und Kasten, Schachteln und Bettsäcke, Körbe und Koffer wanderten nun aus dem schweren Reisewagen in's Haus, als gälte es, Monate darin zu hausen, und es begann ein Treiben der fremdesten und buntesten Art darin. Der Förster hatte im Stalle vollauf zu thun; seine Frau fand gleich reichliche Geschäfte in der Küche, wobei sie die Pasteten und sonstigen Vorräthe wie ungeahnte Wunderwerke bestaunte. Nach Johann fragte kein Mensch, er war

überflüssig. Und zu stolz, um sich in eine Gesellschaft zu drängen, die ihn nicht begehrte, ging er auf sein Zimmer, eine Bodenkammer, die statt des Fensters nur ein Luftloch und an Geräthschaften nur ein Bett und einen Stuhl mit drei Beinen und ohne Lehne besaß. Hier konnte seines Bleibens natürlich nicht lange sein. Er ging in den Garten. Seine Lage war die unerfreulichste. Eine ganz neue Welt hatte ihn plötzlich aus der seinigen herausgedrängt, und er fand kein Mittel, ihr zu begegnen, oder sich ihr zu nähern. So schritt er dem Walde zu. —

Der Graf Wartenberg war ein Mann in seinen besten Jahren. Groß und etwas dick, sehr gesund, ein vornehmer, behaglicher Lebemann, der womöglich jede Unbequemlichkeit aus seinem Leben entfernt wünschte. Seine Besitzungen waren ausgedehnt und reich, entbehrten aber eines schönen, bequemen und geräumigen Hauses. So lange er, nach dem frühen Tode seiner Frau, allein stand, hatte er seine geselligen Freuden lieber in der Stadt gesucht, und die Erbauung eines Schlosses auf die Zeit verschoben, da seine Tochter die Pension verlassen würde. Dies war seit einem Jahre geschehen, und sie, die Alles über ihn vermochte, nahm ihn nun beim Worte. Er war bereit und freute sich mit ihr auf Tage heiterer Geselligkeit auf einem seiner Güter. Aber diese hatten eine reizlose Lage, und Hildegard hatte sich in den Kopf gesetzt, in einem „romantischen" Schlosse zu wohnen. Man ging zu Rathe, und endlich fiel dem Grafen jenes Forsthaus ein, in welchem sein verwahrloster Neffe hauste. Es

lag entlegen von seinem gewöhnlichen Wege, er erinnerte sich nicht, es jemals besucht zu haben, doch war ihm von einem seiner Beamten versichert worden, daß Hügel, Wälder und Wiesen dort sehr „romantisch" abwechselten. Von nun an drang Hildegard darauf, das Forsthaus zu besuchen, und wie er denn ihren Bitten niemals widerstehen konnte, willfahrte er ihr endlich und um so lieber, als Eugen versprach, mit von der Partie zu sein. —

Hildegard hatte schnell ihren Anzug gewechselt, und trat jetzt mit ihrem Vater und Eugen in den Garten.

„Ach!" rief der Letztere lachend: „Das stellt gewiß den Garten vor! Ein Kohlpark! Nichts als Kohl!"

Hildegard aber schritt, unbeirrt vom ersten Eindruck, leicht und schnell voran, und rief nach einigen Schritten:

„Und doch läßt sich hier etwas thun! Seht nur, da unten die Wiese, und den Buchenhügel da drüben! Hier muß das Schloß hergebaut werden!"

„Aber, Kind," warf der Graf ein, „der Platz da vorn zwischen den trockenen Kiefern ist doch zu unfreundlich! Der ganze Ort ist zu entlegen und unbequem!"

„Das nächste Dorf soll nur eine kleine Stunde von hier entfernt sein, wie mir die alte Frau im Hause sagt," fuhr Hildegard fort. „Und, siehst Du, Papa, es ist doch der einzige Ort auf unseren Besitzungen, wo man die Gegend etwas romantisch machen kann! Gefallen Dir die Kiefern da oben nicht, so stellen wir das Haus etwas tiefer, und machen die Auffahrt von der Wiese her. Die Birken da unten werden weg-

geschlagen, auf diese Weise gewinnen wir die schönste Aussicht."

Es wurde weiter über den Plan gesprochen. Eugen theilte die Bedenklichkeiten seines Oheims. Indem die Gesellschaft nach einer Stunde des Umherwanderns zum Hause zurückkehrte, kam der Bediente und lud sie zu Tische.

„Unser Vetter Johann wird doch mit uns essen?" fragte Hildegard.

„Warum nicht gar!" rief Eugen. „Lassen wir ihn bei Seite, er würde sich und uns geniren. Oder möchte die schöne Cousine diesen Sohn der Wildniß zu erziehen suchen?"

„Fordern wir ihn nicht auf!" sagte der Graf beistimmend, „wir sind solchen ungehobelten Waldmenschen bei Tische nicht gewohnt."

Hildegard jedoch wendete ein, daß er der Wirth sei, und sie halte es für rücksichtslos, wenn sie, die Gäste, sich ohne ihn zu Tische setzten. Sie wußte noch mehr Gründe, und endlich gab der Graf nach. Johann kam glücklicherweise eben nach Hause zurück.

„Kommen Sie, Vetter," rief Hildegard ihm entgegen, „wir wollen zu Tische."

Johann war bei der Abendmahlzeit ein kalter und unzugänglicher Gesellschafter. Der Graf und Eugen wendeten sich mit keinem Wort an ihn. Hildegard jedoch wußte auf das Gewandteste die Vermittlerin zu machen. Johann war unbekannt mit den Formen der feinen Gesellschaft, blöde und schweigsam von Natur, und doch gelang es ihr, ihn reden zu machen, wenngleich

seine Antworten meist kurz und knapp waren. Er fühlte die demüthigende Behandlung seines Oheims und Bruders sehr tief, und setzte ihr einen unbeugsamen Trotz entgegen, unter dessen Eindruck die beiden Andern sich auch eben nicht behaglich fanden.

Bei Hildegard war es jedoch nicht blos gesellige Rücksicht oder Aufopferung, wenn sie eine Annäherung der feindlichen Parteien anzubahnen strebte. Sie hatte so viel Abschreckendes von ihrem Vetter Johann, diesem Waldmenschen, diesem verkommenen, verwilderten Subjekt, das seiner Familie völlig unwürdig sei, gehört, daß in ihrer Mädchenphantasie so ein Mittelding zwischen einem Orang Utang und einem betrunkenen Kutscher, der sie einmal umgeworfen hatte, entstanden war. Nicht ohne ein geheimes Grauen hatte sie daher seiner Bekanntschaft entgegen gesehen. Aber sie fand sich sehr zu ihrer Befriedigung enttäuscht. Sie sah eine hohe kräftige Gestalt vor sich, die sich in dem grünen Jagdrocke stattlich genug ausnahm. Sie sah ein männlich gebräuntes, aber kein wildes Verbrechergesicht. Die finsteren tief liegenden Augen schienen ihr eher interessant, als abschreckend. Kurz, der erste Eindruck der fremden Gestalt war nicht nur beruhigend, Hildegard fand sogar, daß der Majoratsherr gegen seinen Bruder äußerlich etwas in Schatten trat. Eugen war kleiner, verhältnißmäßig gut, aber schmächtiger gewachsen. Seine Gesichtsfarbe war etwas blaß. Freilich stand ihm der wohlgepflegte Backenbart vortrefflich, freilich war er an Kleidung, noblen Manieren und feinem Takt ein vollendeter junger Weltmann. Er war auch geistvoll,

hatte Mancherlei gelernt — in allen diesen Stücken stand Johann so tief als möglich unter ihm. Alles in Allem, die junge Dame fühlte sich angenehm enttäuscht, sie mochte das Verwandtschaftsgefühl nicht aufgeben, und in ihrem Herzen war schnell der Plan entstanden, den Vetter mit seinem Bruder und ihrem Vater zu versöhnen. Mit Eugen stand sie auf einem vertraulich neckenden Fuße, mit ihrem Vater wußte sie bald liebevoll, bald schalkhaft umzuspringen; so wurde sie zum Mittelpunkte des Verkehrs, und leitete das Gespräch in der liebenswürdigsten und gewandtesten Weise.

Als Johann sich spät Abends in seine Kammer zurückzog, war er von ganz neuen Empfindungen erfüllt, die ihn lange keinen Schlaf finden ließen. Zum Erstenmal war ihm das Familienleben nahe getreten. Er hatte die verschiedenen Beziehungen gegenseitiger Achtung, liebevollen Zuvorkommens, heiterer Geselligkeit, fröhlichen Spiels mit kleinen Begebnissen und Worten kennen gelernt, Beziehungen, die ihm ganz neu und unbekannt waren. Glaubte er gleich seinen Oheim und Bruder von ganz anderer Seite zu kennen, so sah er Beide doch hier, wo ein liebenswürdiges Mädchen Jeden von der besten Seite zu nehmen suchte, frei von Schroffheit und Härte, in Freundlichkeit und schöner menschlicher Weise mit einander vereint. Wie viel entbehrt der, der ohne Familie aufgewachsen ist! Ohne sich dieser Entbehrung noch recht bewußt zu sein, sah Johann plötzlich ganz neue Verhältnisse vor sich, die er niemals besessen, und denen er vermöge seiner ganzen Existenz entfremdet schien. Und zum Erstenmal überkam

ihn der Gedanke, daß das, was er bisher verachtet hatte, wohl auch wünschenswerthe Seiten haben könnte.

Das Haus in dem düstern Kiefernwalde war nun in den nächsten Tagen der Mittelpunkt des lebendigsten Lebens geworden. Die Gesellschaft durchstreifte, bald zu Fuß, bald beritten, die Umgegend, und da Johann ihren Führer abgeben mußte, und der Graf manche Fragen beantwortet wünschte, mußte man seine Gegenwart gestatten. Hildegard fuhr fort, ihn als Vetter zu behandeln, sich gelegentlich kleine Dienstleistungen von ihm zu erbitten, und ihn in die Unterhaltung zu ziehen. Ihr allein gelang es, seine Starrheit zu lösen, er thaute auf in ihrer Gegenwart, verschloß sich jedoch dem Wesen der Männer wieder, so bald ihr segensvoller Einfluß eine Stunde lang fehlte.

Für die Ausflüge zu Pferde war, da man nur drei Reitpferde hatte, ein Wagenpferd, welches gelegentlich schon manchmal ausgeholfen hatte, für Johann bestimmt worden.

Am Nachmittage des dritten Tages, als man schon von der Abreise am nächsten Morgen sprach, ritt die Gesellschaft einem entfernteren Punkte zu, wo die Gegend eine noch schönere Abwechselung bieten sollte. Schon waren sie in die Nähe gekommen, als Eugen ausrief: „Dort ist der Platz für das Schloß! Das Dorf da unten gewährt einen lebendigeren Anblick, als die einsamen Waldhügel!“ Er spornte sein Pferd und sprengte voraus, der Graf folgte ihm schnell. Johann kam mit seinem Pferde nicht zurecht, und Hildegard, die ihm lächelnd zusah, sagte schalkhaft, indem sie auf

eine in der entgegengesetzten Richtung stehende Birke zeigte: „Wer von uns Beiden ist zuerst dort am Ziele?“

Im Augenblicke sprengten Beide darauf hin. Johann fühlte, als er an der Seite des schönen Mädchens dahin flog, wie eine berauschende unbekannte Glut ihn durchströmte, ein Taumel ergriff ihn, in welchem es ihn ohne Wahl zu irgend einer That hinriß. Er ergriff, nachdem Beide zu gleicher Zeit am Ziele angelangt waren, Hildegards Pferd am Zügel, und riß es mit sich fort um eine Waldecke, in die Wildbahn hinein. Hildegard erschrack, hielt sich aber im Sattel. Wieder ging es um eine Ecke, im wildesten Galopp in's Thal hinunter. Die Zweige streiften an den Reitenden hin, die Vögel flogen auf, der Staub hob sich in Wolken empor. Jetzt ging der sausende Ritt über einen Wiesenweg, in den Laubwald hinein. Das Mädchen wurde angstvoller, sie mußte mit aller Kraft an sich halten, es schien ihr der Moment gekommen, wo sie den furchtbaren Wilden in Johann erkennen sollte, und alle früheren Schreckbilder tauchten in ihr auf. Johann aber riß die Reiterin mit sich fort in den Wald, als wollte er sie entführen, die Pferde ächzten und trieften vom wilden Galopp. Da endlich hemmte ein Dickicht den Weg, und Johann hemmte den Lauf der Thiere. Hildegard bebte am ganzen Körper vor Schreck und Anstrengung, dennoch aber fragte sie herzhaft: „Vetter, was fällt Ihnen ein!“

„Sie haben mich zu einem Wettlauf aufgefordert, Fräulein!“ entgegnete Johann Athem holend.

Hildegard wurde ruhiger. „Das war kein Wett-

lauf," erwiederte sie. „Sie haben mein Pferd gezwungen, Ihnen zu folgen, und das war wider die Abrede. Ich bin Ihnen böse! Aber ich muß einige Minuten absitzen, der Ritt hat mich angegriffen. Helfen Sie mir vom Pferde."

Jetzt erst überkam Johann das Bewußtsein seiner Gewaltthat, zugleich mit Verwirrung und Scham. Er befolgte Hildegards Befehl, ohne ein Wort der Entschuldigung finden zu können.

„Mich dürstet sehr," sagte sie, nachdem sie abgestiegen war. „Sehen Sie zu, ob dort in dem Gebüsch einige wilde Beeren zu finden sind."

Johann band die Pferde an einen Baum, und gehorchte schweigend dem Gebot seiner Dame. Nachdem er sich entfernt hatte, ordnete sie eilig ihre Locken, die vom schnellen Ritt in Verwirrung gerathen waren, indem sie zuweilen einen scheuen Blick rückwärts auf ihren Entführer warf. Dann setzte sie sich ausruhend auf einen bemoosten Stein und sah in lächelnder Erwartung Johanns Rückkehr entgegen. Wer mit kundigen Augen die schöne jugendliche Gestalt hier im Walde hätte sitzen sehen, würde eins der anmuthigsten Bilder entdeckt haben. Solche Augen hatte aber Johann nicht. Er schlug die seinigen nieder, als er zurückkehrte und Hildegarden eine Hand voll Brombeeren überreichte. Sie nahm sie dankbar an und sagte, indem sie sich daran erquickte: „Vetter, Ihnen soll verziehen sein, wenn Sie mir Ihr Wort geben, daß dergleichen nicht wieder geschieht!"

„Ich gebe es Ihnen," entgegnete Johann. „Aber

ich kann nicht dafür stehen, daß Sie nicht in andern Fällen mein Betragen verabscheuen müssen."

„Das wäre schlimm!" erwiderte Hildegard. „Also verlangen Sie, daß ich Ihnen nach jedem Verstoß das Wort abnehme, daß gerade diese eine Handlung nicht wiederkehren solle?"

„In meiner Einsamkeit ist keine Sitte schwer zu lernen," sagte Johann nach einer Pause. „Doch," fuhr er fort, „Sie reisen morgen ab, Sie werden durch mein Betragen nicht mehr belästigt werden."

„Wissen Sie was, Vetter," — rief das Mädchen schnell, „kommen Sie den Winter über zu uns in die Stadt! Wir sind Verwandte und kennen uns noch so wenig. Versprechen Sie mir, daß Sie uns begleiten wollen."

„Diese Einladung würde Ihnen der Herr Graf und mein Bruder wenig Dank wissen," sagte Johann, der sich durch seine freundliche Gefährtin wie zu einem freieren Menschen umgewandelt fühlte. Er setzte sich auf einen Stein in Hildegards Nähe, und fuhr fort: „Ich bin nun einmal der ungebildete, rohe Mensch, den man dazu bestimmt hat, im abgelegenen Walde zu leben. Nicht wahr, man hat Ihnen nur Böses von mir erzählt?"

Hildegard zögerte mit der Antwort. „Nach dem, was Sie mir vorhin angethan haben" — sagte sie dann — „finde ich Sie zwar immer noch wild genug, aber doch nicht so schlimm, als ich mir gedacht hatte."

„So werden die Andern nicht denken," entgegnete Johann mit einer beglückenden Empfindung. „Ich mag

Niemand Vorwürfe machen. Aber wie ich bin, so mußte ich werden, denn Sie, mein Fräulein, sind das erste menschliche Wesen, das mir mit Güte begegnet. Von Andern habe ich nichts Freundliches erfahren."

„Ehe wir weiter sprechen, Vetter," fiel Hildegard ein, „lassen Sie mich einen Vorschlag machen. Nennen Sie mich nicht immer so ceremoniös „mein Fräulein"; nennen Sie mich Cousine, ich sage ja auch Vetter zu Ihnen. Nun also weiter."

Johann hatte nicht die Gewandtheit, nach diesem ihm so wichtigen Vorschlage den Faden der Unterhaltung wieder anzuknüpfen. Hildegard mußte ihm zu Hülfe kommen.

„Sie haben keine glückliche Jugend gehabt?" fragte sie.

Glückliche Jugend! Das war ein Wort, welches unserm Helden wie mit einem Zauberschlage eine neue innere Welt zeigte, und bewirkte, daß ihm sein ganzes früheres Leben wie ein finsterer drückender Traum erschien. Er suchte nach Worten, und fand nur eine halbe, ungenügende Antwort. Aber Hildegard ließ nicht nach, sie bestand darauf, er solle ihr erzählen. Des Erzählens völlig ungewohnt, hatte Johann einen schweren Stand mit sich selbst. Er mußte in Betreff des Vaters seiner Dame Seiten berühren, die ihr unglaublich dünken, oder sie verletzen konnten, und seine Natur sträubte sich, in dieser Stunde von erlittenen Kränkungen und alten Jugendleiden zu sprechen. Gleichwohl hatte er zuerst dem Gespräch diese Wendung gegeben und mußte sich einer Erzählung seines Lebens fügen. Aber indem er seine schöne Verwandte be-

trachtete, die es nicht verschmähte, Antheil an ihm zu nehmen, gestaltete sich Alles, was er zu sagen hatte, milder, und so erzählte er denn, von ihr ermuthigt, einen Theil seiner einfachen Schicksale. Hildegard fühlte aus diesen Geständnissen Manches von der Wahrheit, die er zu verhüllen suchte, heraus, sie sah, daß ein volles jugendliches Gemüth früh unterdrückt und in seiner Entwickelung gebrochen worden war, und hörte ihm mit der theilnehmendsten Aufmerksamkeit zu.

Endlich schwiegen Beide. Hildegard stand auf, und sagte: „Ich gebe Ihnen mein Wort, Vetter, die Irrungen zwischen Ihnen und meinem Vater sollen aufhören. Aber thun Sie auch etwas dazu. Treten Sie ihm nicht kalt und verschlossen entgegen. Er ist so gut und liebevoll, wenn man ihm mit Liebe begegnet. Doch es ist spät geworden, wir müssen an den Heimritt denken."

Die Sonne war hinter den Hügeln hinabgesunken. Johann half seiner Gefährtin in den Sattel, und Beide trabten auf einem kürzeren Wege dem Forsthause zu. Johann schien von dieser Stunde an eine bessere Wiedergeburt zu feiern. Frei und leicht, wie nie in seinem Leben, empfand, dachte und sprach er, und Hildegard, angenehm durch die Erfolge ihrer Bemühungen berührt, fand sich schnell in ein offenes geschwisterliches Verhältniß zu ihm. Unter lebhaftem Gespräch und Lachen war der Weg bald zurückgelegt, und schon wurde das Haus sichtbar, als ihnen der Bediente, der sie gesucht hatte, in der größten Bestürzung entgegen eilte. Die Nachricht, welche er brachte, fiel wie ein vernichtender

Blitzstrahl in die heitere Stimmung unserer Freunde. Der Graf Wartenberg war in jenem Augenblick, da Johann und Hildegard den Wettlauf begannen, seinem Neffen Eugen gefolgt, um den Platz zu betrachten, den dieser für die Erbauung des Schlosses günstig hielt. Da stürzte er mit seinem Pferde auf dem unebenen Waldboden, und konnte sich nicht wieder erheben — er hatte das Bein gebrochen. Mit dem Wagen war er in's Haus zurück geschafft worden.

Der Schreck und die Verwirrung, die dieses Ereigniß hervorbrachten, war außerordentlich. Hildegard stürzte leichenblaß auf das Lager ihres Vaters zu, dieser aber ertrug sein Leiden mit männlicher Fassung, und ermahnte seine Tochter, sich zu trösten. Am ungeberdigsten benahm sich Eugen. Er fluchte auf das abscheuliche Haus und die Gegend, verwünschte die ganze Reise, und sprach in nicht gelinder Form seinen Mißmuth über die Möglichkeit aus, daß man nun vielleicht Wochen lang in dieser Räuberhöhle werde verweilen müssen.

Der Förster Brandt, der nach der nächsten Stadt geritten war, um einen Arzt zu holen, kam mit diesem gegen Morgen zurück. Eugen bestand auf eine Translocation des Leidenden nach der Stadt, wo die Familie für den Winter zu wohnen pflegte, der Arzt jedoch erklärte dies für gefährlich, und drang seinerseits auf Ruhe und Verweilen am Orte. Er verschwieg nicht, daß dies ein paar Monate währen könne. Traurige Aussichten, bei welchen Eugen halb außer sich gerieth!

Schon begann der Herbst das Laub gelb zu färben,

ein Verweilen in dieser Wildniß bis in den späten November mußte daher manche Bedenklichkeiten erregen. Doch erklärte sich Hildegard bereit, Alles mit ihrem Vater zu ertragen, während der Graf weniger für sich, als für sein verwöhntes Kind betrübt war. Er selbst traf daher alle Anordnungen, den Aufenthalt durch Herbeischaffung von Bequemlichkeiten angenehm, oder doch erträglich zu machen. Eugen wurde beauftragt, die Sorge dafür in der Stadt zu übernehmen. Er nahm einen zärtlichen Abschied von dem Oheim und seiner Cousine, und reiste ab. Einige Tage darauf erschien ein schwerer Möbelwagen vor dem Försterhause, von dem allerhand Geräthschaften, darunter sogar ein Fortepiano und eine Kiste mit Büchern abgeladen wurden. Eugen aber kam nicht mit. Er schrieb seinem Oheim, wie er von Freunden aufgehalten werde, die sich bei der beginnenden Saison schon zu sammeln anfingen, sprach von fesselnden Geschäften, und von der allgemeinen Theilnahme, die des geliebten Oheims Unfall errege, und schließlich gab er das Versprechen, recht bald einen Besuch bei ihm zu machen, sogar einige Gäste mitzubringen. Der Graf billigte diesen Brief vollkommen, Hildegard aber faltete ihn schweigend zusammen und legte ihn bei Seite.

Das Leiden des Grafen ging langsam aber normal der Heilung entgegen. Er ertrug es mit Standhaftigkeit und war nur darauf bedacht, daß sein Kind nicht darunter zu leiden habe. Hildegard mochte das Lager ihres Vaters nicht verlassen, er aber drang darauf, daß sie sich die guten Herbsttage zu Nutze mache, und mit

Johann tägliche Spazierritte unternehme. An den Letzteren gewöhnte er sich mit der Zeit, und da Johann, Hildegarden zu Liebe, seinem Oheim gern in jeder Weise beistand, bei ihm wachte und ihn pflegte, wurde der gegenseitige Widerwille immer mehr überwunden. Der Graf verwunderte sich, in dem bösartigen Waldmenschen so viel Fügsamkeit und verständige Gesinnung zu finden, und nach einer Zeit von zwei Wochen fehlte er ihm, wenn er nicht mit Hildegard an seinem Lager saß. Freilich, wenn er ihn mit Eugen verglich, mußte er ihn tief hinter den Letzteren stellen, aber der Irrthum, in welchem er sich eingewöhnt hatte, war ihm doch genommen, er fühlte, daß aus Johann doch etwas Andres hätte werden können, ja er machte in mancher einsamen Stunde schon Pläne, wie er ihn künftig noch als seiner Familie würdig präsentiren könne.

Johann war in der glücklichsten Lage. Alles Edle, was in seiner Natur geschlummert hatte, erwachte, wuchs und erstarkte. Er fühlte, bei dem veränderten Betragen des Grafen, Theilnahme und die edelste Aufopferungsfähigkeit für seinen Oheim. Die Liebenswürdigkeit und ungetrübte Offenheit Hildegards, ihre Schönheit und Lebensfülle, waren das leuchtende Tagesgestirn, das seinen Segen über ihn ausgoß und ihm das Leben erst schön machte. Die Stunden, in welchen er mit ihr auszureiten pflegte, waren seine Lehrstunden, in welchen sich sein ganzes Wesen läuterte und umschuf.

Die schon länger werdenden Herbstabende suchte sich die Familie durch Musik, Vorlesung und Gespräch genußreich zu machen. Hildegard war sehr geschickt auf

dem Klavier, und sang mit schöner wohlgebildeter Stimme. Das Fortepiano stand im Zimmer ihres Vaters. Der Theetisch wurde vor das Lager des Grafen gerückt, und der Kranke vergaß alle Schmerzen, wenn er das anmuthige Mädchen, bald wirthlich, bald künstlerisch, walten sah. Zum Vorlesen mußte sich oft auch Johann bequemen. Heimlich nahm er die Bücher, aus welchen gelesen wurde, mit, um sich vorzubereiten und sich vor seinen Zuhörern keine Schande zu machen, und bald gab man das Amt des Vorlesers ganz und gar in seine Hände. Aber wie tief hatte er dabei seine mangelhafte Bildung zu beklagen, wie betrübte er sich über die lange, leere, unbenutzte Zeit, welche ihn so viel aus seinen Schuljahren hatte vergessen lassen. In manchen Stunden empfand er diesen Mangel so tief, daß ihm das Glück der Gegenwart völlig dadurch entrückt ward.

In solcher Bekümmerniß schritt er einst durch den Garten, wo er in den verwilderten, nun schon blätterlosen Gesträuchen eine Bank entdeckte, auf die er sich niederließ. Er hatte erst am Abend vorher Gelegenheit gehabt, Hildegards Geist, ihr ruhig richtiges Urtheil bei der Lektüre zu bewundern, er hatte ihrem Gesange zugehört, bei dem er in ein Gemisch von Entzücken und Andacht versunken war, und lebhaft stand in diesem Augenblicke die Gestalt des Mädchens mit all ihrer Anmuth, mit allen ihren Vorzügen vor seiner Seele. „Was kann ich diesem liebenswürdigen, vollkommenen Geschöpf sein?“ dachte er. „Sie, die jeden Anspruch auf das Schönste und Beste machen darf, sie kommt aus einer glänzenden, genußreichen Welt in meine

Einöde und gießt eine Fülle der Güte und Nachsicht über mich aus. Trotz dieses hohen Glückes, wie unglücklich bin ich, daß ich nichts gelernt, meinen Geist nicht dem ihren ebenbürtig gemacht habe!"

Immer tiefer bohrten solche Regungen sich in sein Herz, und Scham und Reue kamen dazu, ihn auf's tiefste zu demüthigen. „Und wenn sie nun fortgeht" — dachte er weiter — „das Haus leer, und der Wald, den ich mit ihr durchstreifte, öde wird, wie soll ich dann leben und die alte Einsamkeit ertragen, nachdem ich das Glück des Beisammenlebens gekostet habe? Ihr in die Stadt folgen? Ich bin ein roher, unwissender Mensch, dessen Bekanntschaft ihr überall zur Schande gereichen würde! Wer zeigt mir einen Weg, mich ihrer würdig zu machen?"

Trostlos stützte er den Kopf auf den Arm, als er leichte Tritte vernahm, und ein farbiges Gewand durch die blätterlosen Zweige erblickte. Hildegard kam den Gang herunter. Rasch erhob sich Johann und schritt auf sie zu. „Wo stecken Sie, Vetter?" rief sie ihm entgegen. Aber befremdet über den Ausdruck seines Gesichts, fuhr sie fort: „Was fehlt Ihnen? Sind Sie krank?" Johann schwieg verwirrt.

„Sie machen mir Angst, lieber Vetter, so reden Sie doch!"

Johann sah in ihr offen besorgtes Antlitz, und fand die Sprache wieder. „Ach, theure Cousine," rief er, „ich dachte an die Zeit, wo Sie nicht mehr hier sein werden — und weiß nicht, was dann aus mir werden soll. Sie haben mir alles Schöne der Welt auf Ein=

mal gezeigt, um es dann auch auf Einmal wieder mit sich zu nehmen, und mich die Trostlosigkeit meines Lebens erst recht fühlen zu lassen!" Er wollte weiter sprechen, da mußte er seine Natur plötzlich überwältigt sehen, und der große starke Johann brach in heftige Thränen aus. Ein leichtes Roth überflog Hildegardens Antlitz, sie schlug die Augen einen Augenblick zu Boden, dann aber sah sie ihn klar und mit hellen Augen an. „Johann," sagte sie, „die Tage, welche ich hier verlebt habe, sind mir durch Ihre Gesellschaft angenehm und schön, ja sie sind mir noch mehr als das geworden. Sie, Vetter, hatte man mir schwer verlästert, und ich fand einen wackeren Freund und Verwandten in Ihnen. Sie haben in edelster Weise die Verstimmung gegen meinen Vater bekämpft, dafür bin ich Ihnen ewig dankbar. Was von unserer Familie Ihnen bisher Unrecht geschehen ist, das werde ich gut zu machen suchen. Hier gebe ich Ihnen meine Hand darauf, daß ich nicht von hinnen gehe, ohne daß Sie — volle Genugthuung erhalten!" Bei den letzten Worten erröthete sie noch einmal leicht, Johann aber beugte sich auf ihre Hand nieder und bedeckte sie mit seinen Küssen.

Da hörte man einen Wagen auf dem Wege daher rollen, und schweigend trennten sich Beide; Johann von einem heiligen Schauer erfüllt, Hildegard muthig und fest, im Antlitz den Ausdruck einer glücklichen Zuversicht.

Eugen von Alden war zum Besuch gekommen, und hatte auf die Nachricht der erfreulichen Besserung seines Oheims, zwei Offiziere, seine Freunde, mitgebracht. Indem er aus dem Wagen stieg, gab er die Weisung,

den mitgebrachten Korb Champagner in acht zu nehmen. Mit großer Zärtlichkeit bewillkommnete er seinen Oheim. Dieser empfing ihn herzlich, Hildegard heiter wie immer. Der Majoratsherr erzählte viel und mit guter Laune, die Gäste fühlten sich ungebundener auf dem Lande, und dem Grafen war diese Unterbrechung, die einen lebendigeren Ton in seine Einsamkeit brachte, etwas Erwünschtes. So ging der Nachmittag mit Unterhaltung schnell dahin, und der Abendtisch wurde durch den Champagner glänzend belebt. Doch hatte Eugen gleich anfangs einige Verwunderung zu verbergen, was ihm mit der Zeit immer schwerer wurde. Hildegard nämlich schien es sich zur Pflicht gemacht zu haben, den Waldmenschen durch Fragen, oder auf sonstige Weise, in den Mittelpunkt der Unterhaltung zu ziehen, ja sie schien eine besondere Freude daran zu haben, daß ihr Schüler sich gut präsentire. Johann seinerseits hatte bereits einige gesellige Festigkeit gewonnen, der Graf stand mit ihm auf dem Fuße verwandtschaftlichen Verkehrs — ohne ihn gerade besonders auszuzeichnen. Eugen traute seinen Augen und Ohren nicht. Welch' eine Wandlung war in seiner Abwesenheit vorgegangen? Die kleinen Dienstleistungen, zu welchen Johann sich seiner Cousine erbot und welche dankbar angenommen wurden, erfüllten ihn erst mit Mißmuth, bald aber mit wachsender Eifersucht. Der Champagner that das Seine, ihn aufzuregen. Er suchte seine Empfindungen unter einer übertriebenen Lustigkeit zu verstecken, in welcher er der Flasche im Uebermaße zusprach. Als aber Johann in einem kleinen Auftrage Hildegardens

das Zimmer verließ, war Eugen seines Zornes nicht mehr Herr, er sprang auf und folgte seinem Bruder. „Halt!" rief er ihm zu, „hiergeblieben und Rede gestanden! Wer gibt Dir das Recht zu einer solchen Vertraulichkeit gegen Hildegard?"

Johann stutzte, er sah einen Auftritt aus seinen fernen Knabenjahren erneuert, aber ein edler Einfluß hatte ihm Fassung und Ruhe gegeben. „Die Verwandtschaft," entgegnete er, „gibt mir das Recht, und ich darf es mir nehmen, wo es mir nicht verweigert wird."

„Hüte Dich, Mensch!" rief Eugen, nur noch aufgebrachter über diese Antwort. „Ich leide Dich nicht auf meinen Wegen, und hast Du die Frechheit, ihn mir hier zu kreuzen, so nimm Dich vor meinem Zorn in acht!"

„Deinen Zorn fürchte ich nicht," sagte Johann, „noch habe ich von Dir Bestimmungen über meine Handlungen zu empfangen. Beginne nicht von Neuem Verwirrungen, die hier sich inzwischen gelöst haben. Hildegard ist mir theuer — —"

Er sprach nicht weiter, denn eine völlige Selbstvergessenheit schien über den Majoratsherrn gekommen zu sein. Er packte seinen Bruder wüthend bei der Brust mit dem lauten Ausruf: „Nichtswürdiger Bube!"

Johann wich zurück und hielt ihn in kräftiger Ueberlegenheit von sich ab und bei den Armen fest. „Eugen!" rief er mit gedämpfter Stimme, „bedenke, was Du thust und in wessen Nähe Du Dich gegen mich vergehst!" Mit diesen Worten ließ er seinen Bruder los, und eilte die Treppe hinunter.

Die Gesellschaft hatte bei dem Hinausgehen Eugens nichts Arges vermuthet. Da tönte in eine plötzliche Pause des Gespräches von draußen der Ruf „nichtswürdiger Bube“ hinein. Man sah sich betroffen an. Hildegard war die Erste, die den Zusammenhang ahnte. Eugen trat in's Zimmer, bleich und entstellt von zorniger Aufregung, trocknete sich die Stirn mit dem Taschentuche, und warf sich auf den Stuhl.

„Was ist vorgefallen?“ fragte der Graf.

„Nichts!“ entgegnete Eugen kurz.

Es war spät geworden und Eugens Freunde nahmen den Augenblick wahr, um zur Abfahrt zu mahnen. In dem richtigen Gefühl, daß Oheim und Neffe mit einander allein zu sein wünschten, verließen sie das Zimmer, um den Wagen zu besorgen. Auch Hildegard eilte hinaus, um sich von Johann das Vorgefallene erzählen zu lassen. Eugen und der Graf waren allein.

„Was ist begegnet, Eugen?“ fragte der Erstere.

„Oheim, dieser Mensch muß aus dem Hause!“ rief Eugen auffspringend.

„Wer?“ fragte der Graf befremdet.

„Johann, dieser freche Bube, der sich gegen Dich und Hildegard Freiheiten nimmt, die ihm niemals zugestanden werden dürfen! Er muß aus dem Hause!“ wiederholte Eugen, indem er ein Wasserglas voll Champagner goß und den Inhalt hinunterstürzte.

„Eugen, trink nicht mehr!“ sagte der Graf. „Sammle Deine Fassung! Johann ist inzwischen in Beziehungen zu uns getreten, die ihm Rechte gestatten. Wir betrachten ihn als unsern Verwandten — erkenne in ihm

Deinen Bruder. Oder hast Du einen wichtigen Grund zum Zorne wider ihn?"

„Oheim," rief Eugen, im Zimmer auf und ab schreitend, „konnten Sie die Vergangenheit dieses Menschen so ganz vergessen? Sie haben diesen rohen Bauer verwöhnt. Wagt er es doch sogar, Hildegarden mit Blicken anzusehen — Tod und Teufel! Es gibt keinen Ausweg, als mich mit ihm zu schießen!"

Der Graf erhob sich auf seinem Lager. „Eugen," sagte er in strengem Tone, „wenn Du mit diesem Gedanken umgehst, so sind wir auf ewig geschieden! Und sei überzeugt, daß ich selbst krank und gelähmt, wie ich hier liege, gegen eine solche That einschreiten würde. Das ist Wahnsinn oder äußerste Verhärtung des Herzens! Johann steht unter meinem ganz besondern Schutz, das merke Dir! Bewirke nicht, daß ich den Schutz, den ich bisher Dir allein habe angedeihen lassen, ewig bereuen muß!"

Eugen fuhr fort, mit hastigen Schritten das Zimmer zu durchmessen. Oheim und Neffe schwiegen einige Minuten. Die Gäste kamen, man nahm unter dem Einfluß der Verstimmung einen unbequem höflichen Abschied, und der Wagen rollte davon. Die Lustigkeit des Abends war mit einem Mißton zu Ende gegangen. Seit vier Wochen hatte ein ruhig schönes Familienleben unsre Freunde im Forsthause umschlossen, heut war ein klaffender Zwiespalt hinein gerissen worden. Hildegard erzählte ihrem Vater, bleich und wie zerschmettert, den einfachen Verlauf des Auftrittes, wie sie ihn von Johann vernommen hatte. Johann erschien

nach einer Weile, um seinen Verwandten gute Nacht zu wünschen. „Mein lieber Neffe,“ sagte der Graf, indem er ihm die Hand entgegen reichte: „Sei Du großmüthig und vergiß, was geschehen ist! Laß mich nur auf den Beinen sein, und es soll Alles anders werden.“ — —

Am nächsten Morgen erhielt der Graf einen Brief, der ihm neue Unannehmlichkeiten brachte. Auf einem seiner Güter waren der Ober- und Unterinspector schnell hinter einander gestorben, und der neue Beamte, welchen Eugen besorgt hatte, konnte einiger Verwirrungen, welche ausgebrochen waren, nicht Herr werden. Er bat um dringende Abhilfe, widrigenfalls er seinen Platz verlassen müsse. Der Graf war in großer Verlegenheit. Noch gestern würde er unbedingt Eugen gebeten haben, dort seine eigne Person zu vertreten, heut aber verwarf er diesen Ausweg. Der Verdruß, welchen der Majoratsherr ihm gemacht hatte, bewirkte, daß Johann ihm in kurzen Stunden um so näher trat. Er sah die Nothwendigkeit, die Hülfe eines Andern in Anspruch zu nehmen, und da er in der Erscheinung seines jüngeren Neffen eine ausdrucksvolle Persönlichkeit fand, und ihm Festigkeit und Entschiedenheit zutraute, ließ er Johann zu sich rufen. Er stellte ihm die Sachlage dar und beauftragte ihn, an seiner statt die Ordnung herzustellen. „Du wirst,“ sagte er, „durchaus als Vertreter meiner eigenen Person dort auftreten. Mit den Specialitäten des Geschäftes, die Dir fremd sind, hast Du natürlich nichts zu thun. Ich gebe Dir Briefe an meinen Advocaten in der Stadt und Andre, die mir neue Beamten

besorgen sollen, mit. Bis diese angekommen sind, bitte ich Dich auf dem Gute zu bleiben, und Dich dort als Herr zu benehmen. Was sonst dazu nöthig ist, wird meine Sorge sein. Ich habe das Vertrauen, daß Du Dich mit Eifer und Erfolg diesem Geschäft unterziehen werdest."

Johann war im höchsten Grade beglückt über dies Vertrauen. Schon nach einigen Stunden war er reisefertig. Die Hoffnung, neben dem Geschäft ein Stückchen von der Welt zu sehen, versetzte ihn in freudige Aufregung. Zwar däuchte es ihm nichts Geringes, Hildegard vielleicht auf lange Zeit entbehren zu müssen, doch stand die Gewißheit des Wiedersehens als ein leuchtendes Ziel vor seiner Seele. Die Briefe des Grafen waren geschrieben, auch Hildegard vertraute ihm einige Aufträge zur Besorgung an, der Oheim gab ihm herzliche Glückwünsche mit, Hildegards Augen glänzten vor Freude — und so reiste er ab. Seit zehn Jahren war es die erste Reise aus seinem Walde. —

Die Verwickelungen, welchen Johann entgegen ging, waren bei weitem schwieriger, als er erwartet und der Graf sich klar gemacht hatte. Grenzstreitigkeiten waren eingetreten, der neue Verwalter hatte auf fremdem Grunde Holz schlagen lassen, verwickelte Prozesse standen in Aussicht. In der Fabrik und in der Brennerei mußte für neue Arbeiter gesorgt werden. Zwischen den Leuten beider Anstalten war es zu einem Conflikt gekommen, der mit blutigen Köpfen geendet hatte. Die Schlimmsten waren zwar bereits weggeschickt worden, aber die Eifersucht dauerte fort und mußte mit Gewalt in Schranken gehalten werden, was um so schwieriger

war, da sich auch schon die Werkführer von dem Parteihaß hatten anstecken lassen. Johann hatte vollauf zu thun. Freilich machte ihn seine Unkenntniß der Verhältnisse oft rathlos, doch suchte er sich in einer fast täglichen Correspondenz mit dem Oheim zu unterrichten, sowie auch durch den Advocaten, der selbst Gutsbesitzer war, zu belehren. Er scheute keine Mühe noch Arbeit, und das Bewußtsein, auch für Hildegard zu schaffen, gab ihm Eifer, Kraft und Ansehn. Oft hatte er in der Stadt zu thun, lernte Menschen kennen und mit ihnen umgehen, und gönnte sich, von seinem Oheim brieflich dazu aufgefordert, auch zuweilen eine Zerstreuung. Er besuchte das Theater und, auf Hildegards Veranlassung, einige Familien ihrer Bekanntschaft. Auch seinen Bruder zu besuchen hatte er mehrmals den Versuch gemacht, ihn aber nicht getroffen. Auf der Straße war derselbe ihm einmal begegnet, hatte ihn verwundert flüchtig angesehen, und ihn ohne Gruß stehen lassen.

Die Thätigkeit auf dem Gute war eine vielverzweigte, und unter den gegenwärtigen Umständen nicht eben geisterquickende. Das viele Neue aber, was sie unserm Helden bot, die verschiedenen Fächer menschlicher Thätigkeit, welche er überblickte, wirkten anfangs erregend auf ihn, und wenn sich dies auch bald verlor, so ersetzte das Pflichtgefühl ihm das Interesse. So kam es, daß er mehr übernahm, als er gerade ausdrücklich beauftragt war. Ueber Alles suchte er sich Aufklärung zu verschaffen, um im nöthigen Falle selbstthätig handeln zu können. Und wenn er den Tag über in den Büreau-

stuben, in den Wirthschaftsgebäuden und wo er es immer nöthig fand, seine Pflicht gethan hatte, dann fand ihn der späte Abend noch thätig bei Arbeiten, die er sich selbst auferlegte. Das Wohnhaus des Gutes war äußerlich einfach, unscheinbar und nicht geräumig, aber im Innern allen Anforderungen eines behaglichen Junggesellenlebens, wie der Graf es führte, entsprechend. Johann fand eine reichhaltige Büchersammlung vor, und setzte jene Leseabende der Familie, die ihm lieb geworden waren, auf eigne Hand fort. Ihn überkam ein solcher Drang, seiner Familie Ehre zu machen, daß er die ganzen Nächte hätte zu Hülfe nehmen mögen, um sich Kenntnisse zu verschaffen.

Sechs Wochen waren auf diese Weise vergangen, der November neigte sich unter Stürmen, Regengüssen und Nachtfrost zu Ende. Wie mochte es draußen im einsamen Waldhause aussehen? So dachte Johann, als er durch den Garten ging und sein Fuß die feuchten, abgefallnen Blätter aufwühlte. Seine Zeit war um, die neuen Beamten hatten auf dem Gute ihre Thätigkeit begonnen und er sollte heimkehren. Die Nachrichten über seines Oheims Befinden waren befriedigend, er konnte am Stocke schon täglich eine kleine Strecke ausgehen. Die Nähe seiner Uebersiedlung nach der Stadt war damit ausgesprochen und Johann schauderte bei dem Gedanken, nach kurzem Wiedersehen, allein in seinem Walde zu bleiben. Er packte seine Sachen, um am nächsten Morgen abzureisen. Da erhielt er noch einen Brief von seinem Oheim. Derselbe sprach ihm nochmals seine Billigung alles dessen, was er geleistet

habe, so wie seine Freude über das baldige Wiedersehen aus, und fragte schließlich nach Eugen, der die ganze Zeit über nicht eine Silbe von sich habe hören lassen. So beschloß Johann denn, auf der Rückreise noch einen Tag in der Stadt zu verweilen, um seinen Bruder aufzusuchen. Er fand ihn auch diesmal nicht, es hieß, er sei zu einer großen Jagd in der Umgegend geladen. Unverrichteter Sache reiste unser Held weiter. Es war ein kalter, sonniger Tag. Die acht Stunden seiner Fahrt währten ihm aber zu lang, bis er seinen Föhrenwald wieder sah. Endlich rauschten die Wipfel der alten Bäume über seinem Haupte. Hier kannte er auf Schritt und Tritt jeden Stamm, er konnte sich's abzählen, wie lange er noch bis zum Forsthaus zu fahren habe. Immer lauter schlug sein Herz, wie einen Freudentaumel empfand er die Erwartung des Wiedersehens.

Da gewahrte er auf dem Wege in der Entfernung zwei Gestalten. Er erkannte diejenigen, die ihm die Theuersten waren. Er stand auf und winkte mit dem Tuche, er hieß den Kutscher die Pferde antreiben, und endlich, als er nahe genug war, sprang er aus dem Wagen und ihnen entgegen. Mit lautem Freudenrufe flog Hildegard auf ihn zu, und hing an seinem Halse. Er preßte sie an seine Brust und bedeckte ihren Mund mit seinen Küssen. Dann riß sie sich los, und führte ihn ihrem Vater zu, der langsam, aber mit offenen Armen ihm entgegen kam. Alles Fremde und Entfremdende war zwischen ihnen niedergerissen, es war eine Stunde des vollkommensten Glückes.

Nachdem man sich nach hunderten von Fragen und

Antworten behaglich im erwärmten Zimmer zusammengesetzt hatte, ließ der Oheim seine Blicke mit Wohlgefallen auf seinem Neffen ruhen, der ihm in der modisch gewählten städtischen Kleidung auch äußerlich den besten Eindruck machte. „Junge," sagte er, „was ist mit Dir vorgegangen? Du scheinst mir gewachsen und breiter geworden, und hast ein Ansehn wie — ein Rittmeister! Und was der Mensch für Bewegungen hat! Hast Du Dir etwa einen Unteroffizier und einen Tanzmeister heimlich aus der Stadt kommen lassen?" Man lachte und war guter Dinge. „Das bei Seite" — fuhr der Graf fort — „Du hast Dich wacker benommen, und bist mir ein lieber braver Freund geworden." —

„Und wie viel habe ich Ihnen durch dies Vertrauen zu verdanken!" entgegnete Johann. „Soviel neue Verhältnisse wurden mir dadurch eröffnet, ich mußte denken, mir Kenntnisse verschaffen, mit Menschen umgehn lernen, und das Alles so schnell und unbedingt, daß meine träge gewordne Natur wie mit einem Ruck aus sich selbst und in eine bessere Sphäre versetzt wurde. Ich fühle, daß ich jetzt erst zu leben angefangen habe." — —

Der Oheim hatte inzwischen Beobachtungen eigner Art gemacht. Das immer lebhaftere Interesse seiner Tochter für Johann war ihm in den letzten Wochen deutlicher entgegengetreten, und hatte ihm zu großen Bedenklichkeiten Gelegenheit gegeben. Seinem einzigen Kinde hätte er einen Gatten gewünscht, der vor der Welt eine glänzende Rolle spielte, die Neigung zu seinem Neffen wollte ihm nur schwer gefallen und er hegte die stille Hoffnung, sich in der Heftigkeit derselben

zu täuschen. Als er aber jenen Empfang Hildegards mit angesehn, wußte er genug, und indem er selbst Johannes Erscheinung mit Befriedigung betrachten konnte, war sein Entschluß gefaßt, das Unabwendbare lieber zu beschleunigen als zu verzögern. Er ging unter einem Vorwande aus dem Zimmer und ließ die Glücklichen allein. —

„Hildegard," begann Johann, „Du gehst nun bald von hinnen!" —

„Du gehst mit uns," entgegnete das Mädchen, „oder ich bleibe bei Dir!" Und Johann umschlang die Geliebte und war der Glücklichste der Menschen. — —

Was weiter geschah, ist in ein paar Worte zu fassen. Eugen von Alden reiste, als ihm der Oheim die Verlobung Johanns und Hildegards meldete, sofort nach Paris, wo er bis nach der Verheirathung seines Bruders blieb. Er schien sich Jahre lang ganz von seinen Verwandten losreißen zu wollen, und erst in späteren Jahren gelang es den vereinten Kräften der Glücklichen, wenigstens ein anständiges äußeres Verhältniß anzubahnen. Johann kam als Gatte Hildegardens in den Besitz der Güter seines Oheims und erhielt dadurch eine glänzende Genugthuung für frühere Kränkungen. Das romantische Schloß kam nicht zur Ausführung, wohl aber nach dem Tode des alten Brandt ein neues nettes Forsthaus, in welchem sich ein Kreis von glücklichen Menschen in jedem Sommer einige Wochen versammelte.

Die Kunstgenossen.

In dem Atelier des Professor N., eines berühmten Malers, war eine Anzahl junger Männer versammelt, welche, als seine Schüler, ihre künstlerische Thätigkeit in verschiedener Weise betrieben. Der Eine zeichnete den Faltenwurf eines Gewandes, welches er einer Gliederpuppe übergehängt hatte; der Andre untermalte ein Oelgemälde, noch Andre waren mit weicher Kohle an größeren oder kleineren Cartons beschäftigt. Es war eine lange, lautlose Stille in dieser großen, geräumigen Werkstätte der Kunst. An einem breiten hohen Fenster saß ein junger Mann in eleganter Kleidung am Tische, und entwarf auf einem Reißbrette eine Composition von vielen Figuren. Dieser unterbrach plötzlich die Stille, indem er eine Opernmelodie vor sich hin pfiff. Das Pfeifen gab die einzigen, hell durch den weiten Raum gellenden Töne, die übrigen sechs Jünglinge saßen in ununterbrochenem Fleiße bei ihrer Arbeit. Nach einigen Minuten wurde in einer entfernten Ecke unruhig mit dem Stuhle gerückt, ein unwilliges Brummen erhob sich, und ging endlich, da das Pfeifen immer lauter wurde, in die Worte über: „Dies Pfeifen ist unleidlich!"

Der Musikalische pfiff unbekümmert seinen Satz zu Ende, fiel dann aber sogleich in eine Choralmelodie, welche, da jeder Anwesende die nähere Beziehung derselben kannte, eine laute Heiterkeit hervorrief. Auch dadurch ließ sich der elegante junge Mann nicht stören, sondern saß ruhig bei seiner Zeichnung und pfiff gelassen seinen Choralsatz durch. Diese Ruhe aber brachte den Unmuthigen nur noch mehr auf. Er trat hinter seinem Carton hervor, welcher groß und umfangreich aufgespannt war, und rief: „Diese Verhöhnung fällt auch auf Sie selbst zurück, Herr Reiling! Durch eine Unsittlichkeit kann man mich nicht beleidigen. Höchstens fühle ich Mitleid mit Ihrer Verblendung!"

Der Elegante legte den Zeichenstift bei Seite, gähnte ziemlich vernehmlich, nahm eine Cigarre aus der Tasche und zündete sie an, indem er langsam durch den Saal schritt, und sich mit großer Behaglichkeit vor den Carton des Sprechers stellte. Reiling war ein schlanker, wohlgewachsener, junger Mann, von fertigem, weltmännischem Wesen, welches den weniger Gewandten sehr zu imponiren pflegte.

„Ei, mein lieber Asmus," sagte er, „Ihre vortreffliche Composition rückt ja recht schön vorwärts! Und das ist also Alles göttliche Offenbarung, was Ihre Kohle da auf das Papier meistert?"

Asmus wendete sich um, schoß einen feindlichen Blick auf Reiling, und arbeitete schweigend weiter. Er war ein langer bleicher Jüngling von fahrigen, unstäten Manieren. Dunkles, langes Haar hing ihm unordentlich über den hohen Hals herab, während tiefliegende,

etwas stechende Augen, verbunden mit der meist asch-farbigen Blässe seines Gesichtes, nicht geeignet waren, einen wohlthuenden Eindruck hervorzubringen.

„So also," fuhr Reiling fort, „nimmt sich göttliche Offenbarung aus, von deren Erscheinung in der religiösen Kunst Sie uns immer so schöne Dinge erzählen. Aber was stellt denn Ihr Bild eigentlich dar? Ah, ich denke ich hab's! Gott Vater erscheint den ersten Menschen im Paradiese, nachdem sie von der verbotenen Frucht genossen — nicht so? Ja, ja, man erkennt das mit der Zeit. Ueber den Herrn selbst will ich nicht reden, aber was den Adam betrifft, so muß ich gestehen, daß mir seine Nase, ihrer Größe und Dicke nach, in der That wie die Urnase der gesammten Menschheit vorkommt. Und die Eva — also so hat die Unglückliche ausgesehen! Es ist doch schrecklich! Verzeihen Sie — ich mache Ihnen keinen Vorwurf, mich setzt nur das Factum in Erstaunen. Denn daß Eva wirklich so ausgesehen hat, verbürgt mir die göttliche Offenbarung in Ihnen. Und das Gefolge der weinenden Engel! Gut, es mögen lauter Portraits sein, lauter geoffenbarte Portraits, aber ich kann mir nicht helfen, die irdischen Engel sind mehr nach meinem Geschmack! —"

Durch diese Betrachtungen wurde das ganze Personal des Ateliers herbei gelockt und gruppirte sich, überaus belustigt, um den Carton des Künstlers. Dieser aber, der bis dahin wie auf glühendem Eisen gestanden hatte, warf die Zeichenkohle zu Boden, und verließ wüthend das Atelier. Kaum war er weg, als die

Heiterkeit in ein allgemeines Gelächter ausbrach. Die lustigsten Glossen wurden gemacht, zu welchen das verunglückte Bild hinlänglichen Stoff darbot, und es bildete sich ein Gespräch über Asmus, in welchem Keiner viel Günstiges über ihn zu sagen wußte.

„Was liest er denn da?“ fragte Reiling, indem er ein auf dem Stuhle liegendes Buch in die Hand nahm. „Da haben wir's: „der gerettete Jüngling oder der Weg durch die Sünde“. Anstatt etwas Vernünftiges zu lesen, vertieft er sich in den Weg durch die Sünde.“

„Selten ist mir eine Natur so ohne allen sittlichen Halt vorgekommen!“ nahm ein Anderer, Namens Eberhard, das Wort. „Unfähig, seinen Trieben zu gebieten, lebt er ohne ernstliches Studium, ohne Kraft und Sicherheit in den Tag hinein. Wie ein Rohr läßt er sich von der Bewegung des Augenblicks dahin und dorthin biegen. Er führt ganz im Verborgenen das abscheulichste Leben, und ich bin überzeugt, es ist ihm ganz abscheulich dabei zu Muthe. Da wirft er sich denn einer frömmelnden Richtung in die Arme, in welcher er sich allerlei vorlügt, sich tief zerknirscht fühlt, und — im nächsten Augenblicke doch wieder Sclave seiner Natur wird. Vermuthlich um das schöne Gefühl der Reue immer frisch zu erhalten.“

Die Pause, welche die jungen Künstler gemacht hatten, bewirkte, daß die ganze Schaar sich wieder um ein anderes Bild gruppirte.

„Das ist Alles recht gut und hübsch,“ begann Reiling wieder, „aber dieser Moses in Egypten sieht

dennoch sehr langweilig aus. Daß Ihr Menschen doch gar nicht von diesen alten biblischen Geschichten loskönnt, als gäbe es in aller Welt kein anderes Interesse!"

Von allen Seiten wollte sich ein heftiger Einspruch gegen den Tadler erheben, dieser aber schnitt ihnen die Rede ab, indem er fortfuhr: „Aha! Nun bricht der alte Sturm wieder über mich los! Ich bitte, verschont mich damit! Ich weiß, daß die Bibel das ehrwürdigste Buch ist, daß seine Darstellungen eben so edel, menschlich, als ewig groß sind, aber daß sie der einzige Codex für den stoffsuchenden Künstler sei, davon werdet Ihr mich nicht überzeugen. Und nun ersuch' ich Euch, spart Eure Proselytenmacherei an mir!"

Diese Wendung bewirkte, daß die Meisten schweigend ihre Arbeit wieder aufnahmen.

„Wo ist heute Ulrich?" fuhr Reiling, zu Eberhard gewendet, fort. Eberhard zuckte die Schultern und schien ausweichen zu wollen.

„Was ist mit ihm? Er kommt mir seit einiger Zeit verändert vor," fragte Reiling weiter, indem er Eberhard in eine entferntere Ecke des Saals führte.

„Es geht ihm schlecht!" entgegnete Eberhard mit gedämpfter Stimme. „Seine Verhältnisse sind sehr drückend. Seit er von seiner Stipendienreise aus Italien zurück ist, scheint ihm Alles fehlschlagen zu wollen. Seine Ruth, die er in Italien gemalt hat, ist doch gewiß ein vortreffliches Bild, aber es will sich kein Käufer dazu finden."

„Ein ausgezeichnetes Bild!" bekräftigte Reiling,

indem er den Duft seiner Cigarre von sich blies. „Ist denn Ulrich in gar so trostlosen Verhältnissen?“

„Leider!“ sagte Eberhard. „Sein Hauswirth, dem er schon seit einem halben Jahre die Miethe und allerlei Auslagen schuldet, droht gerichtlich gegen ihn zu verfahren. Und das ist noch das Geringste, denn auch von andern Seiten wird er stark bedrängt. Er sagte mir, er wolle heute auf das Leihhaus gehen, um — seine Uhr zu versetzen. Es ist eine geringe Aushülfe für den Aermsten!“

„Und er hat gar keine Unterstützung von seiner Familie?“ fragte Reiling.

„Seine Eltern leben nicht mehr,“ entgegnete Eberhard, „sein Vater war ein armer Dorfschullehrer. Ulrich hat stets in großer Dürftigkeit gelebt, sich fast immer von Zeichenunterricht erhalten. Nach seiner Rückkehr aus Italien wurde ihm ein abgeschmackter Auftrag zu einem Bilde gegeben, den er von sich wies. Diese Zurückweisung ist ihm für Hochmuth ausgelegt worden, und hat ihm Manche abwendig gemacht, die vielleicht geneigt gewesen wären, etwas für ihn zu thun.“ —

Das Gespräch wurde unterbrochen. Mehrere der jungen Kunstgenossen hatten ebenfalls flüsternd die Köpfe zusammengesteckt, und einer derselben trat jetzt hervor mit den Worten: „Herr Reiling, unsere Bilder sind täglich Ihren Blicken ausgesetzt, Sie aber halten die Ihrigen unter Schloß und Riegel. Wollen Sie uns nicht endlich einmal Ihre Mappen öffnen, und uns einen Blick in Ihre bisher so geheimnißvolle Thätigkeit thun lassen?“

Alle Anwesenden stimmten in diese Bitten ein.

„Schlauköpfe!" sagte Reiling. „Dafür, daß ich Euch unbarmherzig kritisire, wollt Ihr Euren Humor jetzt an meinen Machwerken üben? Ich will Euch den Spaß machen."

Damit räumte er den Tisch ab, und legte eine große Mappe auf, um welche sich die ganze Gesellschaft mit neugierigen Blicken drängte.

Die Spannung, mit welcher man den geheimnißvollen Blättern entgegen sah, war durch das eigenthümliche Verhältniß begründet, in welchem Reiling zur Kunst und seinen Kunstgenossen stand. Man wußte, daß er der Sohn eines sehr reichen Mannes war, der in einiger Entfernung von der Stadt großartige Fabriken von Maschinen aller Art besaß; man wußte, daß Reiling große Reisen gemacht hatte, man hörte von einigen Professoren der Akademie viel Gutes von seinen Studien sagen, obgleich die jüngere Genossenschaft im Atelier sich nicht erinnerte, etwas davon gesehen zu haben. Was man von seinem Schaffen sah, war ein mehr cavaliermäßiges, als ernsthaftes Betreiben der Kunst als solcher, dagegen aber eine große Hingabe an die Kunst, das Leben zu genießen und große Summen auszugeben. Sein Urtheil, welches meist sehr treffend und stets im höchsten Grade rücksichtslos war, wurde in gleichem Maße begehrt und gefürchtet, seine Satire tyrannisirte das Atelier. In einem eigentlich befreundeten Verhältnisse stand er zu keinem der Kunstjünger. Manche beneideten die Vorzüge seiner Erscheinung und seiner Stellung, hüteten sich aber vor einem ungeselligen

Benehmen gegen ihn. Andere haßten und beneideten ihn gleichmäßig; zu diesen wurde Asmus gezählt. Alle aber nahmen ein Interesse an ihm, dessen sich bei der sicheren Geschlossenheit, bei dem kecken Selbstbewußtsein seiner Persönlichkeit Niemand erwehren konnte. Er pflegte in den Sommermonaten Wochen lang in der Umgegend umher zu schweifen, und man erzählte sich, daß seine Skizzenbücher sich mit jedem Tage füllten, wiewohl Niemand den Inhalt erblickt hatte. Jetzt im Winter schien er fast nur der buntesten Geselligkeit zu leben, im Atelier hatte man ihn selten gesehen. Vor einigen Tagen jedoch war er, und zwar mit einer großen gefüllten Mappe, unter den Schülern des Professors wieder erschienen, und hatte, wie es schien, sich mit mancherlei Entwürfen beschäftigt. Diese aber, sowie den Inhalt seiner Mappe, wußte er geflissentlich vor den Augen Aller zu verbergen. Wie gespannt mußten daher die Erwartungen der jungen Männer sein, als ihnen die geheimnißvollen Blätter endlich geöffnet werden sollten!

Mit dem Beifallsrufe eines allgemeinen „Ah!" wurde gleich das erste Blatt bewillkommnet, und immer beifälligere und staunendere knüpften sich an die folgenden. Es waren Darstellungen aus dem Volksleben, bald humoristisch, bald ernst, einige sogar großartig und ergreifend. Zum Theil Zeichnungen, zum Theil Aquarellen, waren alle diese Blätter gewandt, frisch, künstlerisch abgerundet und im besten Style selbstständig durchgeführt.

Die Freude der Betrachtenden steigerte sich mit

jedem Blatte, und Eberhard legte die Hand auf Reilings Schulter (eine Zutraulichkeit, welcher er sich sonst enthalten haben würde) und sagte: „Reiling, Sie sind ein glücklicher Mensch!“

Reiling lachte, zog die Handschuhe an, und warf, indem er sich in den Mantel hüllte, die Worte hin: „Sehen Sie das Zeug nach Belieben an. Eberhard, es sei in Ihre Hände gelegt. Ich muß gehen.“

„Wohin?“ fragte Einer.

„Studien machen!“ war die Antwort.

„Jetzt im Winter?“ wendete der Erstere ein, welcher an Reilings landschaftliche Excursionen gedacht hatte.

„Ist das Studienmachen an eine bestimmte Jahreszeit gebunden?“ gab Reiling als Gegenfrage zurück, und verließ lachend das Atelier.

Die Zurückbleibenden konnten nicht aufhören, die Zeichnungen zu bewundern. Wie erstaunten sie jedoch, als sie im Verfolg sich selbst abconterfeit fanden, und zwar Jeden in einer Situation, mit welcher er einmal geneckt worden, oder welche für ihn besonders charakteristisch war. Lachender Jubel begleitete diese humoristischen Darstellungen, und das bloße Interesse an dem Künstler ging in förmlichen Respect über, von welchem sich sogar diejenigen nicht ganz befreien konnten, welche sich zu absoluten Anhängern der biblischen Historienmalerei bekannten. —

Ulrich, der schon erwähnte Kunstgenosse der vorgeführten jungen Männer, schritt um diese Zeit durch das Schneegestöber einer engen Straße, einem alten finsteren Hause entgegen. Der Februarnachmittag war

dunkel, der Schneehimmel führte die Nacht früher als sonst herauf. Der Wanderer hatte sich dicht in ein dünnes Mäntelchen gehüllt, auf welchem, sowie auf dem schwarzen Filzhütchen, das zu besserer Zeit so phantastisch ausgesehen hatte, sich die Schneeflocken dick aufhäuften. Er zögerte einen Moment auf der Schwelle des verschwärzten Gebäudes, durch dessen Flur der Wind den Schnee jagte, blickte noch einmal scheu hinter sich, und schlich dann die Treppe des Leihhauses hinauf. Er trat in das Büreau, ein großes verräuchertes Zimmer, und sah sich inmitten einer Gesellschaft, welche reichlichen Stoff zur Betrachtung und zum Nachdenken geben konnte. Auf den Tischen der Beamten, welche hinter Gittern und Verschlägen saßen, brannten Oellampen, und drangen unheimliche Lichter in die dunkle Mitte des Raumes, wo sich eine Menge von Gestalten durcheinander drängte. Alle waren in ihrer Armuth gekommen, um einige Stücke ihres Eigenthums in baare Münze umzutauschen. Der Ofen pustete vor Gluth, und um das Gitter, welches denselben umgab, drängten sich arme Weiber, um ihre nassen Kleider zu trocknen, und von dem freigebigen Geschenk der Wärme zu profitiren. Der feuchte Dunst erwärmter feuchter Kleider mischte sich mit dem Qualm der Oellampen, und durch das dumpfe Gemurmel halblauter Gespräche klapperten die Geldstücke, welche die Beamten auf die Tafeln zählten. Welche Gesichter, welche Mienen wurden in den wandernden Lichtreflexen dieser Atmosphäre sichtbar! Dort saßen ein paar Frauen auf einer Bank, jede hatte ein Bündel auf dem Schoße, vielleicht

Kleidungsstücke, oder die besten Stücke ihrer Wäsche. Die eine erzählte ihrer Nachbarin eine Geschichte, bei welcher sie reichliche Thränen vergoß, während die andere verstehend mit dem Kopfe nickte und seufzte. Nicht weit davon stand ein Mann, der die Mütze tief in's Gesicht gedrückt hatte, und ein karirtes Taschentuch hervorzog, aus welchem er sechs silberne Löffel wickelte. Er schien unschlüssig zu sein, hüllte seinen Schatz wieder ein, und wandte sich nach der Thüre. Dort stand er einen Augenblick still, drängte sich dann aber mit schnellem Entschlusse durch die Menge zu den Tafeln, wo die verlockenden Silberstücke klapperten. Hier wiederum standen zwei jüngere Frauenzimmer, welche laut miteinander sprachen und lachten, während ein junger Mensch von lüderlichem Aussehen zuweilen einen unfeinen Scherz in ihre Unterhaltung warf. Die drei schienen sich an diesem Orte schon oft getroffen zu haben. Die Unbefangenheit ihres Benehmens in einem Raume, dessen Schwelle manche Thräne benetzte, zeigte, daß ihre Empfindung entweder durch Gewohnheit und Druck des Unglücks, oder durch sittliche Rohheit verhärtet war. Es gab heute ein lebhaftes Drängen um die Verschläge. Der im Februar noch einmal hart ausbrechende Winter mit seinen gesteigerten, unerwarteten Bedürfnissen schien der Grund des erneuten Andranges zu sein.

Ulrich machte sich Platz bis zu einer der Tafeln, gab seine Uhr an, und empfing dafür ein paar trübselige Thaler. Sie erleichterten sein Herz nicht, er bereute sogar, sie entlehnt zu haben, da sie seiner be-

drängten Lage durchaus nicht abhelfen konnten. Es schien ihm wie eine Entweihung, seine Uhr, das einzige Erbstück seines seligen Vaters, in diesen Umgebungen zu lassen. Er drängte sich in die Mitte des Raumes zurück, und hinter ihm drückte sich die Schaar der übrigen Bedürftigen, wie die Fluth hinter dem Kiele des Schiffes zusammen. Noch einen Blick that er auf die Gruppen des Zimmers. Sie kamen ihm malerisch vor, doch hinderte ihn seine bedrückte Gemüthsverfassung, irgend etwas zum Behuf des Griffels fest zu halten. In einer Ecke gewahrte er einen Mann mit einem starken schwarzen Barte, dicht in den Mantel gehüllt. Die Augen des Fremden waren auf ihn gerichtet, seine Züge schienen ihm halb und halb bekannt, ohne daß er sie unter den Personen seines Umgangs unterbringen konnte. Verwirrt durch den Blick des Unbekannten, eilte er der Thüre zu, aber noch einmal fühlte er sich aufgehalten.

Hier stand ein junges Mädchen, mit den Spuren des Leidens in dem schönen Gesicht, und schien durch Scham und Schüchternheit abgehalten zu werden, sich in das ungewohnte Treiben zu wagen. Ihr Hut und leichtes Umschlagetuch waren vom Schnee durchnäßt, sie schien in der bedrängtesten Lage. Als sie sich von Ulrich beobachtet sah, wendete sie sich schnell, und war mit wenigen Schritten unter der Menge. Ulrich aber, in hohem Grade angezogen durch die Schönheit, sowie zum tiefsten Antheil bewogen durch die kümmerliche Erscheinung des Kindes, schlich ihr von der Seite nach, um sie näher zu betrachten. Ein paar mitleidige Weiber,

die soeben einige Silbermünzen empfangen hatten, machten dem Mädchen Platz. Jetzt stand sie am Tische, wickelte aus einem Papier einen Ring, und reichte ihn dem Beamten. Dieser betrachtete ihn, rief den Taxator, und nachdem er sich mit demselben besprochen hatte, gab er ihr den Ring zurück mit den Worten: „Wir könnten Ihnen so wenig darauf geben, daß Sie besser thun, ihn zu behalten.“ Sie stand wie vernichtet, ohne sich von der Stelle rühren zu können. Gestoßen und gezerrt, gelangte sie wieder zur Thüre, sie wußte selbst nicht wie, und brach in die heißesten Thränen aus.

Als sie nach einigen Minuten das Büreau verließ, ging ihr Ulrich wiederum nach, und, hingerissen von Mitleid, faßte er einen schnellen Entschluß. Sie blieb in der Hausthüre stehen, als zögere sie, in das stürmische Schneetreiben hinaus zu gehen, oder die Schwelle zu verlassen, an welche sie ihre Hoffnungen geknüpft hatte. Das Licht einer Straßenlaterne fiel auf ihre Züge. Rasch trat Ulrich auf sie zu und sagte: „Verzeihen Sie, daß ich es wage, Sie anzureden! Ich habe gesehen, wie Sie unverrichteter Sache das Büreau verlassen mußten, während ich selbst eine bei Weitem größere Summe erhalten habe, als ich erwartete. Darf ich Ihnen daher dies Wenige anbieten?“ Mit diesen Worten hielt er ihr die Summe entgegen, welche er auf seine Uhr erhalten hatte.

Das Mädchen erholte sich von dem Schreck, welchen ihr die Anrede eines Unbekannten verursachte, und sagte mit ruhiger Stimme: „Nein, mein Herr, ich danke!

Sie täuschen sich in mir.“ Sie machte eine Bewegung, davon zu eilen, Ulrich aber entgegnete rasch: „Auch Sie verkennen mich! Die Begegnung an diesem Orte zeigt Ihnen in mir einen Schicksalsgenossen, und gleiche Schicksale sollten gleiches Vertrauen erwecken. Ich bitte Sie, nehmen Sie dies an, da ich es übrig habe.“

Das Mädchen vernahm den offenen, ehrlichen Ton seiner Stimme, und stand regungslos auf der Schwelle. Endlich sagte sie: „Ach, mein Herr, Sie wissen nicht, was Sie thun! Wiederholen Sie Ihr gütiges Anerbieten nicht, — ich weiß nicht, ob wir Ihnen die Summe sobald würden wieder erstatten können. Verlassen Sie mich, ich bitte darum!“ Ulrich hörte aber nicht auf, in sie zu dringen. In einer Lage, wie die seinige war, und wie die des Mädchens sein mußte, schienen ihm alle Vorurtheile der Zurückhaltung, alle Bedenklichkeiten über Geben und Annehmen aufzuhören. Er war voll von einem schönen, reinen Gefühl, und wollte ihm allein folgen. Nicht so entgegenkommend war das Mädchen. Sie empfand tief das Peinigende ihrer Situation, und doch mochte das Anerbieten der so plötzlich gefundenen Freundeshand viel Verlockendes für sie haben. O meine gute arme Mutter! seufzte sie leise. „Nun gut, mein Herr,“ fuhr sie nach einer kleinen Pause fort, „es muß wohl so sein, ich denke, Gott hat Ihnen diese Milde gegen uns eingegeben, da er nicht will, daß ich mit leeren Händen zu meiner Mutter zurückkehre. Ich nehme ihr gütiges Darlehen an. Gott möge es Ihnen lohnen, denn ich selbst kann es nicht. Jetzt bitte ich Sie aber, mit mir zu gehen,

damit Sie wenigstens wissen, wo Ihre Schuldnerinnen wohnen."

So wanderte Ulrich mit ihr durch lange entfernte Straßen in eine Vorstadt, wo er, vor einer Hausthür angelangt, ihr das Versprechen geben mußte, so bald als möglich zu ihrer Mutter zu kommen, damit er ihr seinen Namen, und sie ihm ihren Dank sagen könne.

Ulrich befand sich in der glücklichsten Stimmung, und obgleich seine Taschen leer waren, und er die Aussicht hatte, heut, wie schon öfter, hungrig zu Bett zu gehen, sang er fröhlich durch das Schneegestöber vor sich hin, und vergaß alle Drangsale seines Lebens. Am andern Morgen saß er, der erste, im Atelier. Eine halbe Stunde hatte er gemalt, als ein ihm fremder Herr herein trat, und mit ihm zu sprechen wünschte. Der Fremde gab sich als einen einheimischen Kaufmann zu erkennen. Er sei von einem auswärtigen Geschäftsfreunde beauftragt, sagte er, sich mit Ulrich über den Ankauf seines Gemäldes aus dem Leben der Ruth zu verständigen, welches dem Genannten bei seinem letzten Hiersein auf der Kunstausstellung ganz besonders gefallen habe. Der Kaufmann betrachtete das Bild mit großer Bewunderung, fand den Preis überaus gering, und erklärte sich ferner beauftragt, dem Künstler zweihundert Thaler auf der Stelle auszuzahlen, den Rest nach Ablieferung des Bildes. Er bat Ulrich, die Verpackung des Gemäldes selbst zu übernehmen, und ihm dasselbe in sein Haus zu schicken. Darauf empfahl er sich, indem er seine Freude aussprach, die Bekanntschaft eines so vortrefflichen Künstlers gemacht zu haben.

Wer war glücklicher, als Ulrich? Er eilte jubelnd seinen Studiengenossen entgegen, welche nun auch zur Arbeit in das Atelier kamen, und allgemein war die Freude, da Jeder dem Freunde sein Glück gönnte. Sodann ging er zu seinem Hauswirth, brachte seine Rechnungen in Ordnung, und lenkte eine Stunde darauf die Schritte nach der Vorstadt, um seine Schuldnerinnen aufzusuchen.

Er trat in ein ärmliches Stübchen, wurde von dem jungen Mädchen mit verlegner Freude empfangen, und an das Bett der kranken Mutter geführt. Sie reichte ihm dankend ihre blasse, magere Hand, und sagte: „Wir sind leider aus besseren Verhältnissen in diesen unglücklichen Zustand gekommen, in welchem wir uns nicht scheuen dürfen, Wohlthaten zu empfangen. Der Ring, welchen meine Tochter gestern angeben wollte, war das Letzte, was ich für werthvoll hielt, und was ich mich zu verkaufen scheute — ach, er ist mir nun noch mehr werth, da er mir einen solchen Freund zugeführt hat. Sie sind aber zu großmüthig, junger Mann! Die dreißig Thaler, welche Sie mir heut in der Frühe geschickt haben —"

Ulrich war verwundert. „Ich — dreißig Thaler?" rief er. „Fides!" sagte die Mutter, „zeige dem Herrn die Summe, daß sie noch vollzählig ist. Wir werden sie nicht annehmen dürfen." —

Fides öffnete eine Lade und brachte das Geld, welches sie Ulrich aufdringen wollte. Dieser aber mußte, der Wahrheit gemäß, jede Betheiligung an dieser Sendung hartnäckig leugnen, und so nahm die

Mutter das Wort: „Sie beschämen uns tief, mein Herr! Wohlan, wir wollen das Geld behalten, aber, wenn ich wieder aufkomme — und das hoffe ich jetzt — arbeiten, und es Ihnen wieder zu erstatten suchen."

Nach einigem Hin- und Wiederreden gab sich Ulrich als Maler zu erkennen, und bat um die Erlaubniß, ein Portrait von Fides zu machen.

„Wenn es auf diesem Zimmer geschehen kann," sagte die Kranke, „so mag es sein." —

Als Ulrich am folgenden Tage, versehen mit allen Geräthschaften zum Malen, in das Zimmer der Wittwe trat, sank Fides schluchzend vor ihm zusammen, und wies nach dem Bette der Mutter. Er näherte sich demselben und fand die Wittwe todt. —

Da Fides unfähig schien, irgend etwas zu thun, ging er zum Hauswirth, holte ihn und dessen Frau herbei, welche das Begräbniß über sich zu nehmen versprachen, und mit großer Genugthuung das Vorhandensein von dreißig Thalern vernahmen. Fides reichte unter Thränen dem jungen Mann die Hand, er versprach wiederzukommen, und verließ erschüttert die ärmliche Wohnung.

Um dieselbe Zeit saßen Ulrichs Kunstgenossen im Atelier bei ihrer Arbeit. Da trat Asmus herein, blickte forschend nach Reilings Platze, und als er diesen leer fand, rief er triumphirend: „Wißt Ihr auch das Neueste? Reiling, der geldstolze, hochmüthige Mensch, scheint denn doch nicht in so glänzenden Verhältnissen zu leben, als er uns weis machen möchte. Kurz und gut, er ist

neulich in einer Verkleidung auf dem Leihhause gewesen und hat seine Uhr versetzt!"

Die Uebrigen wollten dieser Nachricht keinen Glauben schenken, Asmus aber versicherte, die Sache für ganz gewiß erfahren zu haben, und versprach, den Uebermüthigen zu entlarven.

„Wie Du ihn entlarven willst," entgegnete Eberhard, „weiß ich nicht. Jedenfalls aber ist es besser, eine so delicate Sache auf sich beruhen zu lassen."

Bald darauf erschien Reiling, begrüßte mit einigen Sarkasmen, wie er pflegte, die Anwesenden und setzte sich schweigend zu seinem Reißbrette. Asmus aber schlich sich in seine Nähe. Reiling bemerkte ihn, sah ihn mit lachenden Mienen an, und sagte: „Ei, ei, verehrter Kunstgenosse, warum umschnüffeln Sie mich denn so? Wollen Sie meiner Arbeit einige Schwachheiten ablauern?"

„Ich wollte Sie nur fragen, wie spät es ist?" entgegnete Asmus.

Reiling zog seine schöne goldne Uhr. „Es ist fünf Minuten über zehn," sagte er. „Gut, daß Sie mich erinnern, ich habe vergessen, die Uhr aufzuziehen." Damit nahm er den Uhrschlüssel, welcher an einer venetianischen Kette hing, und holte das Versäumte nach.

Asmus ging etwas verblüfft hinter seinen Carton, keiner der Uebrigen konnte sich des Lachens erwehren.

„Warum lacht Ihr?" fragte Reiling.

Niemand wollte mit der Sprache heraus. Endlich sagte Eberhard: „Asmus hatte erfahren, daß Sie auf

dem Leihhause Ihre Uhr versetzt hätten, und wollte Sie über diese Schmach entlarven."

„So, so!" lachte Reiling. „O, Sie lieber, würdiger Gold-Asmus! Ueber die große Schmach, auf dem Leihhause gewesen zu sein! Uebrigens hat Ehren-Asmus nicht so Unrecht. Hatte ich Euch nicht gesagt, daß ich ausginge, um Studien zu machen? Mir war eingefallen, daß es höchst interessant sein möchte, die Gruppen und Gesichter auf dem Leihhause zu studiren. Es war mir nicht bequem, etwas von meinen Sachen, die ich in Gebrauch habe, zu versetzen, und so kaufte ich unterwegs eine ziemlich gewöhnliche Taschenuhr, um etwas Versetzbares bei mir zu haben, wenn ich durch mein Erscheinen gezwungen werden sollte, zu thun wie Alle an dem betreffenden Orte. Ich hatte mich übrigens durch einen falschen Bart einigermaßen entstellt — ich thue das oftmals, lieber Asmus, wenn ich in dunklen Stunden nicht erkannt zu sein wünsche — und glaubte nicht, daß man mich „entlarven" würde. Nun, es thut nichts. Ich habe viel dort gelernt, und kann Euch sagen, daß das Leihhaus ein zwar ungemüthlicher, aber ausgezeichnet interessanter Aufenthaltsort ist. Nämlich — muß ich hinzufügen, wenn man weiter nichts dort sucht, als malerische Studien." — —

Einige Wochen waren vergangen. Reiling war in dieser Zeit sehr fleißig gewesen, er bereitete, wie es schien, geheimnißvoll eine neue Ueberraschung vor. Keiner aus seiner Umgebung hatte, wie gewöhnlich, einen Blick in seine Thätigkeit werfen dürfen.

Da trat eines Tages Ulrich in das Atelier mit

den Worten: „Heut bitte ich Euch, Eure Laune in Schranken zu halten, da wir einen anständigen Besuch zu erwarten haben. Ein junges Mädchen hat mir versprochen, zu einem Portrait zu sitzen, und wir haben keinen andern Ort dafür als das Atelier."

„Wer ist es? Ist sie hübsch?" So und noch anders wurde von mehreren Seiten gefragt.

„Das kann unterhaltend werden," meinte Reiling, „wir sind Ihnen Dank schuldig, daß Sie in dies ewige Einerlei etwas für's Herz bringen."

„Reiling!" entgegnete Ulrich, „ich sagte schon, es sei ein anständiges Mädchen. Nach dem Tode ihrer Mutter sah sie sich genöthigt, sich durch Handarbeit ihren Lebensunterhalt zu verdienen, und trat in das Geschäft einer Putzmacherin. Nur mit Widerstreben ist sie auf die Erfüllung ihres früheren Versprechens, sich von mir malen zu lassen, eingegangen. Ich wünschte um Alles nicht, daß sie hier durch ein Wort verletzt würde. Wenn Sie," — fuhr Ulrich im Tone gutmüthiger Bitte zu Reiling gewendet fort — „wenn Sie daher sich Ihrer Zunge nicht ganz sicher glauben, so wäre es wünschenswerther, Sie arbeiteten heut in Ihrer Wohnung."

„Um keinen Preis!" rief Reiling, ohne aufzusehen. „Ich freue mich, hier, wo man meist mit unanständigen Modellen zu thun hat, auch ein anständiges zu begrüßen. Also eine kleine Putzmacherin! Ich bin gespannt, Ihren Geschmack kennen zu lernen."

Während Ulrich noch in einiger Besorgniß seine Geräthschaften ordnete, wurde an die Thüre gepocht,

und Fides trat herein. Sie war in Trauer, geschmackvoll, fast elegant gekleidet. Ihre Erscheinung und ihr Wesen wirkte gleich im ersten Augenblicke mehr auf die jungen Männer, als die vorausgeschickten Einschärfungen Ulrichs. Alle erhoben sich bei ihrem Eintreten, die Sitzung ging vor sich, die Unterhaltungen beider Parteien wurden halblaut geführt. Einmal nur trat Reiling zu Ulrich, wechselte mit Fides in gewandter Art ein paar Worte, und zog sich wieder an seinen Platz zurück. So kam die Mittagstunde heran. Die Genossen verließen das Atelier, und Ulrich sah mit Sehnsucht dem Augenblick entgegen, wo er sich mit Fides allein befinden würde. Aber Reiling saß fest bei der Arbeit, und wich nicht von der Stelle, als gelte es, das Allernothwendigste zu vollenden. Immer unwilliger blickte Ulrich zu ihm hinüber, jeden Augenblick hoffte er, der Lästige werde sich entfernen. Dem jungen Mädchen schien die Sitzung zu lang zu werden. Das Neue einer solchen Situation beängstigte sie, und schüchtern fragte sie, ob sie sich entfernen dürfe? Sie gab Ulrichs Bitte nach, noch eine Viertelstunde zu bleiben, dann aber erhob sie sich schnell. „Meine Zeit ist um,“ sagte sie, „ich darf nicht länger bleiben.“ Sie nahm Hut und Mantel, versprach wiederzukommen, sobald es ihre Principalin erlauben würde, und empfahl sich.

Kaum hatte sie sich entfernt, als auch Reiling seine Arbeit einstellte. Er legte ein Blatt in die Mappe, und schickte sich an, wegzugehen.

„Nun?“ sagte er, „habe ich Sie gründlich gelangweilt?“

Ulrich schwieg verstimmt.

„Es war mir eine Freude,“ fuhr Reiling fort, indem er eine Cigarre anzündete, „den Anstand bis auf die Neige durchzukosten!“ Mit diesen Worten verließ er den Saal.

In Ulrichs Herzen loderte der heftigste Unwille gegen den Störer. Er sah sich in seinen Erwartungen getäuscht, denn eine Stunde mit Fides allein sein zu dürfen, erschien ihm bereits als das höchste Glück, ein Glück, welches er bis dahin vergeblich ersehnt hatte.

Fides hatte sich schon am Tage nach dem Begräbnisse ihrer Mutter in einen Putzladen begeben, über dessen Thür in goldnen Buchstaben zu lesen stand: „Amalia Seidenflock, Hoflieferantin.“ Schon früher hatte Fides häufig für die Inhaberin dieses Namens gearbeitet, und gerne erklärte diese sich bereit, das Mädchen, von dessen sittlicher Reinheit sie überzeugt war, bei sich aufzunehmen. Amalia Seidenflock war Wittwe, und eine sehr stattliche Frau, die in ihrer Erscheinung alle Künste ihres Geschäftes zur Schau trug. Sie hatte eine Schaar von zehn jungen Mädchen in ihren Diensten, über deren Sittlichkeit sie mit Argusaugen wachte. Zwar wohnten diese ihre Lehrlinge nicht in ihrem Hause, aber sie hatte geheime Verbindungen nach allen Seiten hin, und wo nur das Geringste gegen eine ihrer Untergebenen verlautete, wußte sie dieselbe im Augenblick aus ihrem Geschäft zu entfernen. Bei dieser Dame wohnte Fides, und beide

Theile schienen sich recht wohl in einander zu finden. Da war eines Tages Ulrich erschienen, um Fides an ihr Versprechen zu ermahnen, sich von ihm malen zu lassen. Dame Seidenflock, welche durchaus mit zu Rathe gezogen werden mußte, wies einen solchen Vorschlag mit Entrüstung von sich, und begann sogleich geheime Nachforschungen über Fides und Ulrich anzustellen. Diese schienen jedoch kein übles Resultat zu haben, und als Ulrich eines Sonntags in ihrer Privatwohnung erschien, um ihr eine förmliche Visite zu machen, empfing sie ihn schon freundlicher. Sie fand den jungen Mann ganz angenehm, nahm die Artigkeiten, welche er ihr sagte, mit Wohlwollen auf, und fühlte sich überaus geschmeichelt, als er behauptete, sie selbst sei wie zum Malen geschaffen, so daß es ihm eine Ehre und Freude sein würde, ihr Portrait entwerfen zu dürfen. Bald darauf wurde er von ihr zum Thee eingeladen, bei welchem sich ihr Bruder nebst seiner Frau befand, und es ward beschlossen, daß Ulrich zuerst Fides, und darauf Dame Seidenflock malen solle. Da nun Fides überaus zurückhaltend und dabei von ihrer Gebieterin stets beobachtet war, so verlegte Ulrich alle Hoffnung auf diese Sitzung, welche Reiling ihm nun so verdorben hatte.

Als Ulrich kurz darauf nach irgend einem verlegten Studienblatte umhersuchte, gerieth er an Reilings Tisch, und sah die Mappe dort liegen, von deren Inhalt ihm die Genossen schon so viel des Lobenden gesagt hatten. Er öffnete sie und betrachtete mit Bewunderung die einzelnen Blätter. Als er jedoch an

das letzte Blatt kam, glaubte er seinen Augen nicht trauen zu dürfen. Er sah sich selbst, er erkannte Fides, und zwar in jener ganzen Umgebung des Leihhauses, wo er des Mädchens Bekanntschaft gemacht hatte. In dem Dunkel eines braunen Farbentons lagen die ausdrucksvollsten Gruppen. In der Mitte aber, und unter dem vollen Lichte einer Lampe, stand Fides in ihrer ärmlichen Kleidung, mit schmerzlichen Zügen vor dem Beamten, welcher ihr jenen Ring zurückgab. Ulrich selbst war auf dem Bilde nicht weit entfernt zu sehen, seine Gestalt stand im Schatten, nur der Kopf von einem Lichtstrahle erhellt, und betrachtete mit Antheil den traurigen Vorgang.

Seine Augen hafteten, wie gebannt, auf dem wunderbaren Blatte. Reiling mußte ihn beobachtet haben, so viel stand fest. Was aber führte ihn an den verhängnißvollen Ort? Plötzlich kam ihm der Gedanke an jene, fälschlich ihm selbst zugeschriebene Unterstützung der Wittwe. Reiling mußte seinen Spuren gefolgt sein, nur von ihm konnte jene Unterstützung herrühren. Aber wie, hatte Reiling vielleicht ein dem seinigen ähnliches Interesse an Fides? Ein Gedanke der Eifersucht durchflog seine Seele.

Hatte Reiling ohne sein Wissen die Bekanntschaft des Mädchens gemacht? Sein Ausharren heute Morgen bei der Sitzung war verdächtig.

Ulrich und Reiling hatten bis dahin auf einem eigenthümlichen Fuße gestanden. Sie empfanden ein lebhaftes Interesse für einander, ohne daß sich ein Anknüpfungspunkt für sie geboten hatte. Ulrich war

zu stolz, denselben zu suchen, Reiling schien kalt, und behandelte ihn vielleicht noch rücksichtsloser und ironischer als alle Uebrigen. Jetzt aber fühlte sich Ulrich, diesem Bilde gegenüber, welches zu betrachten er gar nicht müde wurde, mit Einemmale gegen Reiling in die wunderbarste Stimmung versetzt. Er hätte ihn wie einen Freund lieben können, und dennoch regten sich Stimmen der Befürchtung und Eifersucht in ihm. Endlich schloß er die Mappe, und da Reiling nicht kam, ging er fort, um ihn aufzusuchen. Er fand ihn nicht; gegen Abend aber begegnete ihm Eberhard, der ihm sagte, Reiling habe vor zwei Stunden die Nachricht erhalten, daß sein Vater schwer erkrankt wäre, und sei schleunigst nach Hause gereist.

Die folgenden Besuche des jungen Mädchens waren für die Neigung Ulrichs begünstigender. Die Genossen hatten gemerkt, daß hier die Liebe ihr Spiel treibe, drückten die Augen zu, und verließen zu bestimmten Stunden das Atelier. Ulrich suchte bald das Gespräch mit Fides auf Reiling zu bringen, schien sich aber zu überzeugen, daß Fides durchaus nichts Näheres über ihn wisse. So stand Reiling ihm von jeder Schuld gereinigt da, und bald harrte er seiner Rückkehr wie der eines Freundes entgegen. Und Fides? Sie war ganz Dankbarkeit gegen Ulrich, ein elternloses, alleinstehendes Kind, hatte nie ein ähnliches Verhältniß zu einem jungen Manne gekannt; sie bedurfte eines theilnehmenden Herzens seit dem Tode ihrer Mutter. Er war voll von Schwärmerei, von edler Gesinnung, ehrlich und offen — was Wunder, daß im Verlauf von

wenigen Wochen das zärtlichste Verhältniß zwischen den beiden jungen Personen im Gange war. Sie waren glücklich, dachten nicht an die Zukunft, und hatten doch die Ueberzeugung, daß sie nie von einander lassen könnten.

Reilings Rückkehr verzögerte sich sehr lange. Der Schnee schmolz, die Stachelbeerhecken wurden grün, die Sonne goß wärmende Frühlingsstrahlen über die Felder, und grüne Saatenstreifen erquickten das Auge. Ulrich malte nun auch Dame Seidenflock, und in dieser Zeit geschah das Unerhörte, daß die letztere eines Nachmittags mit Fides und ihm einen Spaziergang unternahm, und in einem öffentlichen Gewächshause Kaffee geben ließ, zu welchem sie ein Päckchen Zwieback aus der Tasche zog.

Es war in der Mitte des Mai, als Reiling eines Tages in das Atelier trat. Ulrich, der gerade allein anwesend war, eilte ihm entgegen, und reichte ihm freudig die Hand. Reiling schlug ein.

„Sie sind lange geblieben!“ sagte Ulrich.

„Und werde auch bald wieder abreisen müssen,“ erwiederte Reiling. „Mein Schicksal hat eine entscheidende Wendung genommen, mein Vater ist vor einem Monat gestorben. Es gibt viel zu ordnen und zu thun. Das Leben, welches ich bisher geführt habe, muß leider aufhören. Nun, davon reden wir später. Lassen Sie mich auch hier meine Siebensachen zusammenpacken, das Zeug darf hier nicht länger bleiben.“

Ulrich öffnete die Mappe und zog das bezügliche Aquarellbild hervor.

„Oho!“ rief Reiling, „da hab' ich wohl nichts Gutes angerichtet? Als ich davon fuhr, hatte ich keine Zeit mehr, die Mappe zu verschließen. Nun? Was sagen Sie zu dem Dinge?“

„Sie wissen meine Geheimnisse!“ sagte Ulrich, indem er Reilings Hand ergriff.

„Sie sollen auch die meinigen kennen lernen, lieber Junge!“ erwiederte Reiling mit Wärme. „Lassen Sie uns den Abend unter vier Augen beisammen sein. Den ganzen Tag habe ich zu laufen und Geschäfte zu betreiben, und die letztvergangene Zeit macht es mir wünschenswerth, einmal mit einem Menschen frisch von der Leber weg zu reden. Kommen Sie heute Abend um acht Uhr zu einer Tasse Thee in meine Wohnung. Adieu, auf Wiedersehen!“ Reiling rief einen Bedienten, welcher draußen wartete, ließ ihn die verschiedenen Mappen unter den Arm nehmen, und eilte mit ihm davon.

Als Ulrich Abends in Reilings Wohnung trat, fand er diesen am Arbeitstische mit Briefschreiben beschäftigt, aber auf dem Tische vor dem Sofa erhellte die Lampe den Raum, und brodelte der Theekessel bereits. Zwei elegante Zimmer, ausgestattet mit Allem, was zu einem luxuriösen Junggesellencomfort gehört, stießen an einander.

„Nur zwei Minuten gestatten Sie mir noch!“ rief Reiling vom Schreibtische, „die verwünschten Briefe finden kein Ende!“

Ulrich betrachtete inzwischen einige gute alte Gemälde an den Wänden.

„So!“ rief Reiling aufspringend, „nun lassen Sie uns einer guten Stunde leben.“ Er bereitete den Thee, und ermahnte seinen Gast, sich selbst zu bedienen. Ulrich konnte nicht umhin, noch einmal auf das besprochene Aquarell zu kommen.

„Unbegreiflich ist mir's,“ sagte er, „wie Sie an jenen Ort kamen!“

„Lieber Mann,“ entgegnete Reiling, „Zufall und freier Wille haben mich schon an viel schlechtere Orte geführt. Kurz und gut, ich wollte Studien machen.“

„Und haben dort mehr gefunden, als Sie suchten, so muß ich glauben.“

„Gelegenheit zur Thätigkeit findet sich überall, sie sei nun, welche sie wolle. Wenn Ihnen das Blatt behagt, so behalten Sie es, ich werde die übrigen auch vertheilen, denn für mich ist ihr Interesse vorüber. Langen Sie nicht mehr zu? Dann geben Sie mir Ihre Tasse noch einmal her, und nehmen Sie eine Cigarre. So, jetzt machen Sie sich's so bequem als möglich, und hören Sie mir zu, denn ich will Ihnen eine Geschichte erzählen.“

„Daß mein Vater gestorben ist,“ begann Reiling, „habe ich Ihnen schon gesagt. Er besaß zehn Meilen von hier große Fabriken und Maschinenbauereien, welche nun auf mich, des Alten alleinigen Erben, übergehen. Mein Vater war ein geschickter Mann, ein großer Speculant, und ein Günstling des Speculationsglückes. Aus niederm Stande, sogar aus dürftigen Verhältnissen hervorgegangen, wurde er zum reichen Manne, und hat ein Vermögen hinterlassen, dessen Größe mir, der

ich mich wenig um seine Verhältnisse gekümmert, überraschend war. Was er aber an Gütern gewann, verlor er am Menschen. Er hatte viele arme Verwandte, um die er sich nicht im Geringsten kümmerte, die er sogar verachtete. Wenn ich gelegentlich nach ihnen fragte, hieß es, das sei schlechtes, lüderliches Volk. Zum schlechten Volke gehörte für ihn Jeder, der kein Vermögen besitzt. Dergleichen hörte ich als Knabe, gewöhnte mich daran, und da ich kaum die Namen der Verwandten erfahren hatte, vergaß ich sie und betrachtete mich als allein stehend in der Welt. Und allein stand ich in der That. Meine Mutter hab' ich kaum gekannt, der Vater ließ mich in der Ferne von Fremden erziehen, ich sah ihn selten, und dann meist kalt und geschäftlich. Eine innere Beziehung hatte ich nicht zu ihm. Er bekümmerte sich wenig um mich. Ich sollte selbstständig werden, das war seine stete Ermahnung, und wenn die Uebung im Geldausgeben mit in die Erziehung zur Selbstständigkeit gehört, so hatte ich eine vortreffliche Erziehung, denn ich bekam von frühauf soviel Geld in die Hände, als ich wollte. Als ich herangewachsen war, verlangte er, ich solle in sein Geschäft eintreten. Ich aber hatte ein wenig zeichnen gelernt, und beschloß, Maler zu werden. Es gab einen Sturm mit dem Alten. Ich machte ihn jedoch aufmerksam, daß ich nur seinen Wunsch erfüllt hätte, und selbstständig geworden sei, ich würde auf meinen Willen bestehen, und wenn es sein müßte, mich ohne seine Hülfe durch die Welt schlagen. Es folgten mancherlei Auseinandersetzungen fataler Art, aber —

ich war am Ende sein einziger Sohn, den zu verstoßen er nicht rechte Lust hatte. Ich durfte meiner Neigung folgen, erhielt alle Mittel, die ich brauchte, leider noch viel mehr, aber das Verhältniß zu meinem Vater wurde stets kühler. Er hatte mir zwar nie den Vater gezeigt, jetzt schien er nur noch mein Cassierer und Vermögensverwalter. Ich hatte eine Zeit, wo ich etwas zu Verstande kam, und manchmal etwas, wie einen Stich durch's Herz, fühlte über eine derartige Vaterschaft, indessen es half mir nichts, und ich schaffte dergleichen Empfindungen ab. Ich reiste nach Italien, da ich gehört hatte, dies sei für den Maler nöthig. Unvorbereitet kam ich hin, ich hatte noch kein Auge dafür, und Talent erst gar nicht."

„Welche Selbstverkennung!" unterbrach Ulrich den Erzähler. „Sie hätten kein Talent? Sie haben bewiesen, daß Sie Genie haben, daß —"

Reiling lachte laut auf. „Genie! Potz Element! Hahaha! Dilettantenwirthschaft! Lassen wir das gut sein. Zwei Jahre in Italien halfen mir wenig, auch gefiel es mir nicht sonderlich dort."

„Italien hat Ihnen mißfallen?" rief Ulrich gedehnt. „Aber wie ist das möglich?"

„Ganz natürlich!" entgegnete Reiling. „Eine Künstlernatur bin ich nicht, Romantik liebe ich nicht, Kunstverständniß hatte ich nicht, ein dummer Junge war ich damals noch. Ich ging nach Paris, da gefiel es mir schon besser, ich war ja auch zwei Jahre älter geworden. Mit zwanzig Jahren und hinlänglichen Wechseln findet man in Paris sehr seine Rechnung.

Nach abermals zwei Jahren ging ich nach England — offen gestanden, da hat es mir am besten gefallen. Ich beschäftigte mich mehr mit Pferden, als mit dem Pinsel, doch lernte ich hier nebenbei das Aquarelliren. Es ist nicht viel damit gethan. Jede Engländerin macht das besser, sie lernen's da mit dem Abc. Darauf trieb ich mich noch sechs Jahre in Deutschland umher, von denen zwei auf meinen hiesigen Aufenthalt kommen. Gelernt habe ich dabei wenig, ein Künstler kann nicht aus mir werden, da ich es bis jetzt nicht geworden bin, und so ist es mir denn kein Opfer, diese Lebensart aufzugeben. Sehen Sie, bester Mann, da bin ich auf dem Punkte angelangt, den ich Ihnen als Hauptsache mittheilen wollte. Ich trete nämlich aus meinem bisherigen Verbande heraus, und werde Maschinenbauer und Fabrikmensch."

Ulrich hatte dergleichen aus dem Verlauf der Erzählung schon geahnt, und doch, nachdem es ausgesprochen war, machte es ihm einen höchst betrübenden Eindruck. Er war ein Maler, voll von Künstlerstolz, und jenen Vorwürfen sehr geneigt, welche in dem realistischen Treiben der Zeit, dem Maschinen- und Fabrikwesen, der steigenden Macht des Geldes, eine tödtliche Gefahr für die Kunst erblicken. Ihm war es unbegreiflich, wie ein Mensch, der auch nur einmal in die Vorhalle des Kunsttempels geschaut habe, denselben verlassen könne, ohne die schwersten Opfer zu bringen. Er äußerte diese Gedanken unumwunden.

„Sie haben Recht, lieber Freund," sagte Reiling. „Sie haben Recht als Künstler, aber ich habe auch

Recht als Mensch der Gegenwart, als Mann, an welchen Forderungen aller Art gemacht werden. Sehen Sie meine Lage einmal etwas ernster an. Jene großartigen Unternehmungen meines Vaters haben die größte Berechtigung in unserer Zeit, sie sind ihr Ausdruck, sie gehören zu den Erscheinungsformen des modernen Geistes. Ihre praktische Seite ist noch weit wichtiger. Tausende von Menschen verdanken denselben ihr Dasein, sie sind an sie gebunden, und sind dem Elend preisgegeben, sobald ihnen das Fundament genommen wird, das ihre Existenz begründet. Sie können fragen, warum gerade ich mich dieser Geschäfte annehmen müsse, die mir bisher so fremd gewesen? Die Antwort ist sehr einfach. Ein Anderer findet nicht leicht die Mittel, all diesen Grundbesitz, diese Bauten, kurz, die Geschäftsmasse in ihrer ganzen Ausdehnung an sich zu bringen, während ein Theil meines Vermögens doch einmal darin steckt. Bin ich nicht schnell erbötig, in die Stelle meines Vaters einzutreten, so kann über die bloße Zögerung viel zu Grunde gehen. Und überdies — der Alte hatte kurz vor seinem Tode ein paar Tage, wo der Geschäftsmann vor dem besseren Menschen weichen mußte. Es erschloß sich mir plötzlich die Freude, daß ich einen Vater hatte — wenn auch nur auf kurze Zeit — und ich wollte ihm zeigen, daß er einen Sohn habe. Kurz vor seinem Tode gab ich ihm das Versprechen, daß Alles fortbestehen solle, und ich an die Spitze dessen, was er geschaffen, treten wolle. Und damit abgemacht. Seit vier Wochen bin ich schon so ziemlich eingeübt, und das Weitere wird sich geben."

Die jungen Männer saßen einige Minuten schweigend neben einander. Die Cigarren glühten hellauf, der Dampf zog sich in großen grauen und blauen Ringen um den leuchtenden Glaskopf der Lampe.

„Ich sehe wohl ein," — nahm Ulrich nach einer Pause das Wort — „daß es so kommen mußte, und bin weit entfernt, es Ihnen zu verargen. Sie hatten nicht nur Recht, Sie hatten die Verpflichtung, so zu handeln."

„Bravo!" rief Reiling, indem er aus seiner fast liegenden Lage schnell aufsprang, und dem Andern die Hand entgegenstreckte. „Daß ich das von Ihnen höre, freut mich ganz besonders! Ich muß immerhin viel aufgeben, ich kenne hier manchen guten Gesellen unter den Künstlern, sie werden mich alle als einen Abtrünnigen tadeln, und bald vergessen. Sie aber, lieber Mann, möchte ich mir gern für's Leben reserviren. Lassen Sie uns — nicht die Alten bleiben, denn wir haben bisher zu wenig Gemeinsames gehabt, lassen Sie uns in Zukunft brav zusammenhalten. Ihnen soll mein praktischer Sinn nicht schaden, mir aber sollen Sie etwas Kunst und Menschenthum in das Geschäftsleben bringen!"

Von dieser Stunde an entwickelte sich schnell und ungehindert Alles, was die jungen Männer im Stillen für einander empfunden hatten, und ein herzlicher Bund für das Leben war geschlossen. Eine Woche blieb Reiling in der Stadt, und wenn er am Tage vollauf zu thun hatte, so sahen sich die Freunde Abends, und das Gespräch war um so angeregter und lebhafter, da

ihr persönlicher Verkehr diesmal nur so kurze Tage währen sollte. Natürlich hatte Ulrich das Gespräch auch bald auf Fides gebracht. Reiling schien dabei einen kleinen Hinterhalt zu haben, er war nicht so ausgiebig mit Worten, warnte den Freund sogar öfter, und spottete über sein Verhältniß zu Dame Seidenflock. Ulrich jedoch hatte kein Arg dabei, er bemerkte ein feines Lächeln gar nicht, welches zuweilen um Reilings Mund spielte. Der Tag der Abreise kam. Reiling nahm dem Freunde das Wort ab, im Sommer einige Wochen bei ihm auf dem Lande zuzubringen, und der reiche junge Fabrikherr trennte sich von dem phantastischen Kunstjünger.

Während der Anwesenheit Reilings hatte Ulrich die Geliebte nicht zu Gesicht bekommen, und so sehen wir ihn denn am Tage nach der Abreise desselben mit schnellen Schritten zu Dame Seidenflock eilen. Es war Sonntag, Amalia empfing ihn in gewähltester Toilette auf das Freundlichste, und begann sogleich ein ihm willkommenes Gespräch über Fides.

„Sie wissen wohl noch gar nichts von dem enormen Glücke, welches mein liebes Pflegekind gemacht hat?“ rief sie. „Denken Sie nur, es hat sich ein reicher Vetter von ihr gemeldet, der ihr das glänzendste Loos in Aussicht stellt. O, die Fides ist jetzt eine außerordentlich gute Partie!“

Ulrich erstaunte, und sah erwartungsvoll nach der Thür, durch welche, wie er hoffte, Fides eintreten würde. „Und wer ist dieser Vetter?“ rief er.

„Den Namen weiß ich selber nicht,“ entgegnete

Dame Seidenflock. „Aber wie gönne ich meinem Liebling dies große, unverhoffte Glück. Sie verdient es, sie ist ein liebes, reines, junges Geschöpf. Ach, freilich ward mir recht weh um's Herz, als nun ihre Habseligkeiten eingepackt, und sie selbst in den Wagen gehoben wurde! Ich werde sie sehr entbehren — aber sie wird ja so glücklich!"

Ulrich erbleichte. „Fides ist fort?" rief er.

„Freilich, vorgestern Abend schon," sagte die Dame.

Ein furchtbarer Verdacht stieg in Ulrich auf.

„Sie wissen den Namen ihres Vetters nicht?" fragte er hastig. „Aber wohin hat man sie gebracht?"

Die Dame wollte auch das nicht wissen.

„Aber mein Gott," rief Ulrich, „wer hat sie Ihnen denn entführt?"

Amalia nannte den Namen desselben Kaufmannes, welcher jüngst den Ankauf seines Bildes vermittelt hatte.

„Wie hing das zusammen?"

„Ich will Ihnen nur gestehen," — fuhr Amalia fort, indem sie sich im Sofa zurücklehnte, und lächelnd eine riesige purpurne Schleife an ihrem Busen zurecht strich — „ich will Ihnen nur gestehen, daß dieser Herr schon seit dem Tage, da ich Fides bei mir aufnahm, ein reges Interesse jenes Vetters für das liebe Kind gezeigt hat. Er ließ ihr anständige Unterstützung zukommen — aber freilich, daß ihr Loos ein so glänzendes sein würde, erfuhren wir erst am Tage nach ihrer Abreise. Ja ja — nun, und übrigens — — sehen Sie nur diesen Rosenstrauß an, er ist für den Mai doch außerordentlich früh, und ich muß gestehen, in

meinem Atelier könnte er nicht schöner gemacht werden, als die Natur ihn gebildet!“

Die Dame wollte vom Thema abschweifen, wollte vielleicht auch noch mehr sagen. Ulrich war außer sich vor Spannung. Er ergriff unwillkürlich ihre rundliche Hand, indem er dringend rief: „Ich bitte Sie, um Gotteswillen, lassen Sie mich Alles wissen! Sie haben noch mehr zu sagen!“

Amalie Seidenflock lächelte, halb zögernd, halb verheißend, und sagte, indem sie die Augen niederschlug: „Junger Mann — ich bin selbst dem Geheimniß nicht ganz auf die Spur gekommen, doch — ich will nicht leugnen, daß ich in Betreff Ihrer meine bestimmten Instructionen gehabt habe. Man schien von Ihnen zu wissen, man schien Ihre Annäherung an mein liebes Pflegekind nicht eben zu mißbilligen, doch sollte ich stets auf der Hut sein — und daß ich Fides allein auf Ihr Atelier gehen ließ, ist mir später recht übel genommen worden.“

Jetzt lag es für Ulrich am Tage, Reiling hatte hier die Hand im Spiele, er mußte jener Vetter sein, hatte er ihm doch selbst einst von seinen armen Verwandten gesprochen.

„Und Sie haben,“ fragte er nochmals, „in der That diesen Vetter niemals gesehen?“

„Durchaus nicht,“ war die Antwort. „Alles ging durch jenen Andern. Ich gestehe, daß ich das selber nicht begreife. Was übrigens die Verwandtschaft anbelangt, so habe ich Einiges in Erfahrung gebracht. Die Mutter meiner lieben Fides war die Schwester

eines reich gewordenen Mannes. Dieser wollte ihre Verbindung mit einem ganz mittellosen Manne, einem niederen Beamten, nicht zugeben. Die Verbindung wurde dennoch geschlossen, und der reiche Bruder sagte sich von der Schwester völlig los. Der Vater meines Pflegekindes starb, die Mutter war in hülfloser Lage und suchte sich durch Handarbeiten zu erhalten. Sie muß eine brave Frau gewesen sein. Nun, ihr Ende wissen Sie ja. Da starb der reiche Bruder, und erst dessen Sohn erinnert sich seiner Verwandten wieder."

Ulrich wußte genug. Er wollte sich empfehlen. Da griff Dame Seidenflock in die Tasche und überreichte ihm ein Briefchen. „Nehmen Sie," sagte sie schalkhaft, „es ist das Letzte, was Fides mir für Sie übertragen hat. Vergessen Sie mein Haus nicht ganz, wenn gleich das Beste für Sie daraus verschwunden ist!"

Ein tiefer, graziöser, seidenrauschender Knix — eine hastige Verbeugung des Malers, und die Scene war zu Ende.

Schon auf dem Hausflur riß Ulrich den Brief auseinander, und las laut athmend die geliebten Worte.

„Vertraue auf mich," schloß der Brief, „ein edler Mann, mein Vetter, den ich nie gesehen, kaum gelegentlich einmal von der guten seligen Mutter habe nennen hören, will sich meiner annehmen. Wohin man mich bringt, was aus mir werden soll, Alles das weiß ich nicht, doch wo ich auch sein werde, Du wirst mir stets theuer, und ich werde stets die Deine bleiben. Man hat meine Abreise so beeilt, daß ich Dir vorher nicht mehr Nachricht geben, Dich nicht mehr sprechen

konnte. Sind wir gleich getrennt, wir werden bei einander sein. Leb wohl, Geliebter, und vertraue auf Deine Fides."

So tröstlich diese Zeilen waren, Ulrich blieb doch in der bedrängtesten Stimmung. Er grollte mit dem Freunde, daß er ihm niemals Wahrheit über Fides gegeben. Er hegte die Befürchtung, daß Reiling selbst Fides seine Hand zu reichen hoffte. Und niederdrückend war ihm auch der Gedanke, die Geliebte jetzt als eine „reiche Partie" betrachten zu müssen. Da sie noch das arme, hülflose Mädchen gewesen, wie glücklich erschien ihm jetzt diese Zeit! Nun war er wieder der arme Maler, der nichts besaß als seine Kunst und seinen Stolz, welcher letztere ihm wehrte, länger mit eigennützigen Plänen an Fides zu denken.

Tage, Wochen, Monate vergingen. Weder von Reiling, noch von Fides erfuhr er irgend etwas. Seine Stimmung ward immer resignirender, und nur eine neue Arbeit vermochte ihn darin zu trösten. — —

Es war an einem heißen Augustmorgen, die Besucher des Ateliers saßen in schweigender Arbeit beisammen. Da dröhnten kräftige Schritte auf dem Gange, die Thür wurde aufgerissen, und Reiling trat ein. „Guten Tag, ihr Herrn! Willkommen, Ulrich!" rief er, und eilte mit freudiger Umarmung auf den Freund zu. Ulrich sah ihn vor sich, seine Erscheinung zerriß plötzlich alle Wolken der Verstimmung, und die Freude des Wiedersehens trat auch in seine Züge.

„Was macht Ihr Gutes?" rief Reiling, indem er schnell zwischen den Bildern hin lief. „Noch immer

Moses? Da kniet eine Magdalene, da knien die heiligen drei Könige, und da liegt ein Abel todt — also Alles beim Alten! Ich muß leider gleich wieder fort, ihr Herrn. Ulrich, schnell nimm den Hut, Du sollst mit mir! Adieu, adieu — besucht mich einmal in Reilingsdorf!"

Rasch nahm er Ulrich unter den Arm und schritt mit ihm hinaus. „Da bin ich wieder einmal, lieber Mann," sagte er; „leider nur auf einen Tag. Ich nehme Dich nun aber mit zu mir hinaus. Keine Einwendungen! Ich habe bei mir draußen bauen lassen. Ein altes Schloß, welches einst von ganz andern Grundsätzen aus gebaut worden war, als wir sie jetzt haben, ließ ich abbrechen, da es mir unbequem war, und nun steht schon ein nettes Wohnhaus an derselben Stelle. Es wird Dir gefallen, es macht sich sehr gut zwischen den Bäumen des alten Parks. Ein hübscher geräumiger Gartensaal wartet darauf, daß Du das Beste daran thun sollst. Ich will da nämlich Fresken haben, über die Entwickelung der Kunst und der Industrie. Die mußt Du mir machen, Du verstehst es. Hernach, wenn die übrigen Räume fertig sind, kannst Du auch da noch an die Wand malen, was Dir beliebt. Zum Frühjahr laß ich den Grundstein zu einer Kirche legen, und ist die im Stande, dann mag die biblische Richtung eures Ateliers auch da über die Wände spazieren. Du kommst doch heut gleich mit? Ich muß mit dem Mittagszuge des Dampfwagens schon wieder fort."

Ulrich hatte große Freude an diesem Vorschlage.

Schon längst war es sein Wunsch gewesen, einen Raum al fresco zu malen. Nur war es ihm unmöglich, schon in wenigen Stunden den Freund zu begleiten, da er noch Mancherlei zu besorgen hatte.

„Nun denn," sagte Reiling, „so fährst Du morgen früh ab, versprich mir das. Ich muß Dir jetzt nach dem Willkommen gleich Lebewohl sagen, denn jede Minute ist durch ein Geschäft besetzt. Morgen also bei mir in Reilingsdorf!"

Am andern Morgen saß Ulrich im Dampfwagen, der ihn bis zu einem Anhaltspunkte der großen Eisenstraße brachte. Hierher hatte der Freund ihm einen Wagen entgegengeschickt, der ihn in einer halben Stunde an's Ziel führen sollte. Schon von ferne hörte er das Dröhnen schwerer Hammerwerke, sah er Dampfsäulen aufsteigen, welche ihm eine förmliche Industriestadt verkündeten. Fabrikgebäude gleich Palästen; saubere, fast städtische Straßen, die Wohnungen der Arbeiter und Beamten mit ihren Familien; dazwischen weite Höfe, Holzplätze, am Flusse ein Hafenleben im Kleinen, ein reges Menschentreiben — das war Reilingsdorf, das Bereich seines Freundes. Jetzt lenkte der Wagen in einen dicht belaubten alten Park, und aus einem kleinen einstöckigen Häuschen sprang ihm Reiling entgegen und begrüßte ihn mit Freude. Dieser wohnte bis zur Vollendung seines neuen Hauses in einem Verwaltungsgebäude, woselbst er auch für Ulrich eine Wohnung auf das Behaglichste hatte einrichten lassen.

Ulrich trat in das Arbeitszimmer des Fabrikherrn. Sein erster Blick fiel auf einen Gegenstand an der

Wand, und mit sprachlosem Erstaunen sah er bald diesen, bald den Freund an. Er erkannte sein Bild, die Ruth, welches er nach Hamburg verkauft zu haben glaubte. Er wußte nicht, was er sagen sollte, und legte nur die Hand auf Reilings Schulter. Dieser aber lachte vergnügt. „Hat mein Commissionär in der Stadt seine Rolle nicht gut gespielt?“ rief er. „Jetzt aber komm mit mir, daß ich Dir meinen neuen Bau zeige!“

Das Haus war äußerlich fertig, und stand, im anmuthigsten Landhausstyl äußerst geschmackvoll ausgeführt, inmitten großer Rasenflächen und Baumgruppen. Ueberall köstliche Blumenstücke, springende Wasser und kühle Plätze. Der Gartensaal, welchen Ulrich ausmalen sollte, hatte eine Aussicht über den Fluß mit seinen weißen Segeln, und war durch eine Freitreppe mit dem Garten verbunden.

Ulrich wurde nicht müde, seine Freude auszusprechen, und die beglückende Aussicht, hier selbstständig schaffen zu dürfen. Er machte sich, während Reiling einige Stunden seinen Geschäften nachging, sogleich daran, den Saal auszumessen, und schon bevölkerte seine Phantasie die noch weißen Wände mit allerlei Gruppen.

Reiling kam, um ihn abzuholen. „Das nenne ich Eifer!“ rief er. „Aber nun hör' auf, es ist sechs Uhr, und nach der Arbeit ist gut ruhen. Die Suppe wartet.“

Nach dem Essen reichte Reiling seinem Gaste die Cigarrenkiste, faßte ihn dann unter den Arm und führte ihn hinaus. Die Abendsonne spielte golden in den

Bäumen des Parks, durch dessen Gänge die Freunde schritten.

„Jetzt, mein Junge,“ begann Reiling, „ist es Zeit zu Geständnissen. Und so gestehe ich Dir denn, daß ich seit drei Wochen Bräutigam bin. Du erschrickst? Stellst Du Dir darunter etwas so Entsetzliches vor?“

„Wer ist Deine Braut?“ fragte Ulrich, dessen Brust sich krampfhaft hob.

„Ein ganz einfaches Mädchen,“ sagte Reiling. „Ohne alles Vermögen, aber ein lieber, prächtiger Schatz, der, wie ich hoffe, eine gute, brave Hausfrau werden wird. Sie ist die Tochter des Pfarrers aus dem benachbarten Dorfe, wir sind auf dem Wege zu ihr.“

Von Ulrichs Herzen fiel eine schwere Last. Er hätte zum Danke Reiling umarmen mögen, reichte ihm aber nur die Hand mit einem kräftigen Glückwunsche. In einer Viertelstunde war das Dorf erreicht. Aus dem Pfarrhause flog eine leichte, reizende Mädchengestalt, alle Seligkeit einer Braut in den Zügen, auf Reiling zu, und dieser hob sie jauchzend auf den Arm und tanzte mit ihr in's Haus.

„Das sind mir wilde Vögel!“ sagte lachend der Pfarrer, indem er Ulrich begrüßte. Die Pfarrerin und mehrere jüngere Kinder kamen herbei und reichten ihm die Hand wie einem alten Bekannten. Die Brautleute aber waren verschwunden. Der Pfarrer, ein gebildeter Mann, ließ sich mit dem Gaste in ein Gespräch ein, da aber erschienen die Verlobten Hand in Hand aus einer Nebenthür, verbeugten sich mit der

größten Feierlichkeit vor Ulrich, und Reiling begann: „Hochzuverehrender Herr Kunstrath von Reilingsdorf! Sintemalen Er uns die Wände unsres neuen Hauses zu malen genehmiget, so stehen wir nicht an, Ihm das beste Modell unserer Verwandtschaft zur Verfügung zu stellen, welches Modell sogleich auf unser Commandowort vor Seinen Augen erscheinen wird. Eins, zwei, drei!" In diesem Augenblicke öffnete die junge Braut die Thür, und über die Schwelle trat eine bekannte Gestalt.

„Fides!" rief Ulrich in lautem Jubel, und umschlang das Mädchen, welches selig an seinem Halse hing.

Der Pfarrer nickte lächelnd, die Pfarrerin weinte, die Kinder tanzten und jauchzten, Reiling aber umschlang seine Braut und rief: „Laßt uns eilen mit dem neuen Hause, damit zwei glückliche Paare in seine Mauern einziehen können!"

Der Maigraf.

Erstes Capitel.

Die alte Stadt Hildesheim sah an einem regnerischen April-Abende des Jahres 1523 recht finster und ungemüthlich aus. Der Monat April hat nun einmal die Gewohnheit, übler Laune zu sein, ja, man rechnet es dem unbeständigen Gesellen hoch an, wenn er der lieben Sonne gestattet, einmal ein paar Tage die Gegend zu besichtigen und ihre Pläne für den Sommer zu machen. Heute Abend aber geberdete er sich in einer Weise, daß Allen, die sich seinem Windeswehen auszusetzen wagten, Hören und Sehen verging. Er jagte seine Diener, die Regenwolken und Stürme, über die Giebel der Stadt hin, daß die Wetterfahnen ihrer Pflicht, nach Einer Seite zu weisen, nicht mehr nachkommen konnten, und mit kreischender Stimme fortwährend um Entschuldigung für ihr unwillkürliches Tanzen baten. Aus den Dachrinnen strömte das Wasser auf die Straßen, welche fast ganz menschenleer waren, oder ab und zu eine Gestalt zeigten, welche in ihrem hastigen Laufe plötzlich umkehrte, um ihrer davongeflogenen Mütze nachzurennen. Die hier und da

erleuchteten Fenster der Giebelhäuser bewiesen, daß es noch nicht spät sei, und wer hinter ihnen seiner Arbeit pflog, oder am Feierabend im Kreise der Seinigen saß, pries den Segen des schützenden Hauses, und streckte sich behaglicher aus, wenn der Wind plötzlich lauter und wilder um die Scheiben heulte.

Während so in den meisten Bürgerhäusern das Lämpchen friedlich dämmerte, hatten in Einem Hause der Stadt hundert Lampen zu thun, eine Menge festlicher Räume zu erleuchten, und ein glänzendes Spiel von Farben, lachenden Gesichtern, tanzenden Reihen und schwatzenden Gruppen zu ihrem Rechte kommen zu lassen.

Das war auf dem Rathhause. Dort auf der Galerie des großen Saales, der im Schmucke von Fahnen, Waffen und Mooskränzen prangte, spielten die Stadtpfeifer im Sonntagsstaate zum Tanz auf. Es war kein gewöhnlicher Tanz, sondern ein ganz besonderes Fest. Darum bliesen die Trompeter ihre Backen zu einer ungeahnten Fülle auf, darum hantierten die Fiedler mit den Bogen so eifrig, daß ihre Ellbogen zuweilen einen Angriff auf die nachbarlichen Rippen des Paukenschlägers machten, welcher seinerseits das Kalbsfell seines Instrumentes mit einer Leidenschaft behandelte, die über Amtspflicht ging. Nur in Momenten, wo der Uebergriff des Fiedlers zu feindselig wurde, benutzte er den Rücken des Letzteren für einen vergeltenden Paukentriller.

Die Bewohner von Hildesheim hatten Grund, in diesen Tagen heiter und guter Dinge zu sein, denn

Jahre voller Mißgeschick und Kriegesplage waren vorübergegangen, und ein Friedensschluß verbürgte jetzt die Ruhe und den Wohlstand der kommenden Tage. Der Bischof von Hildesheim hatte, in der besten Absicht, die Stadt an den Rand des Verderbens gebracht. Er suchte durch Sparsamkeit die große Schuldenmasse, welche auf seinem Stifte lastete, zu heben, und durch Verträge und Verhandlungen manche schwere Verbindlichkeiten gegen Fürsten und Herren von sich zu wälzen. Eine dieser Verhandlungen, mit den Herren von Saldern, führte zu ernsteren Mißhelligkeiten und, da die Herren endlich mit den Waffen sich ihr Recht verschaffen wollten, zum Kriege. Beide Theile verbanden sich mit kriegerischen Fürsten; bald standen einander die Herzoge von Braunschweig und Lauenburg gegenüber. Schlachten wurden geschlagen, wobei die arme Stadt, da des Bischofs Waffen im Nachtheile blieben, unendlich zu leiden hatte. Noch schlimmer wurde es, als der Kirchenfürst, obgleich vom Kaiser bereits in die Reichsacht gethan, auf die Entscheidung der Waffen bestand, und neue Hülfsvölker warb, und nun der König Christian von Dänemark, als Vollstrecker der Reichsacht, das Gebiet des Stifts und die Stadt selbst eroberte. Die Bürgerschaft, obgleich gegen das Verfahren ihres Kirchenherrn gestimmt, hatte sich doch zum Kampfe verstehen müssen, denn es galt, die Mauern ihrer Stadt vor dem Feinde zu vertheidigen. Jetzt war sie, nachdem sie das Blut ihrer Söhne fließen gesehen, um so mehr zum Frieden geneigt, als sie nur aus Nothwehr die Waffen ergriffen hatte. Die Schreckensscenen dieses

Krieges gehören nicht zu unserer Erzählung, zumal derselbe vorüber, und der Friede, nach Monaten der Verhandlung, endlich geschlossen und besiegelt ist. Die Stadt athmete nun leichter auf, und der Rath hatte Alles, was von Freunden und Feinden noch in der Stadt oder Umgegend sich aufhielt, zu einem glänzenden Versöhnungsfeste eingeladen.

So wogte denn der Tanz durch den Saal, die seidenen und sammtenen Gewänder rauschten, weiße und bunte Federn wehten, Edelsteine blitzten, und schöne Augen glänzten in der Freude und im Genusse des Festes. Es war aber auch eine stattliche Versammlung, für welche die Pfeifer auf der Galerie sich anstrengten. Da tanzten zwei Herzoge, da tanzten die Grafen und der hohe Adel des Landes, es tanzten die Söhne der patricischen Geschlechter der Stadt. Und manche schöne Hildesheimerin, die ihr Leben lang an diesen Abend dachte, wünschte sich, daß es alle Woche einen Krieg und glänzenden Friedensschluß gäbe. Diese Wünsche theilten die Väter und älteren Herren aber nicht. Im Gegentheil sah mancher, der bittere Opfer gebracht hatte, wehmüthig in das bunte Gewoge des Tanzsaales hinein, bis sich durch Zufall oder schnellen Entschluß seine Miene plötzlich erheiterte, und er einem der Nebensäle zuschritt, wo behäbige Herren lachend und schwatzend beim Becher saßen.

Hier ging das Bechern noch nobel und mit Sitte her, zwei Treppen tiefer jedoch, unter den Wölbungen des Rathskellers, hatte man bereits angefangen, weniger auf ein gutes Gespräch, denn auf einen stets gefüllten

Krug zu halten. Hier saßen Männer, die gern sitzen blieben, wenn sie einmal saßen. Alte Haudegen in Thaten und Worten, denen das Dreinschlagen so zur anderen Natur geworden war, daß sie, wenn sie recht aus Herzenslust lachten, den Tisch mit Faustschlägen dermaßen mißhandelten, daß er ächzte und in seinen Fugen erbebte. Hier tönte keine Musik, als die der klirrenden Becher und zinnernen Kannendeckel, und das eben so harmonische Geschrei von hundert Kehlen, die in Betreff ihrer Laute nicht eben wählerisch waren. Diesen Raum verließ eben ein junger Mann von keckem und kriegerischem Aussehen, um sich hinauf in den Tanzsaal zu begeben.

Dort war den Stadtpfeifern auf eine Viertelstunde Ruhe vergönnt. Die schönen Damen saßen in Reihen da, und nahmen, zum Theil mit niedergeschlagenen Augen, die Huldigungen zierlich geputzter Tänzer entgegen, während andere von keckerem Wesen in Gruppen standen, sich lustig machten, flüsterten, kicherten und die Falten ihrer Gewänder ordneten. Wer all die Farbenpracht an den Festkleidern der Damen und Herren nur recht beschreiben könnte! Das war nicht jenes todte Weiß und Schwarz, in welches sich heut zu Tage die tanzende Jugend getheilt hat, und welches höchstens einmal von einem matten Rosa oder Wasserblau unterbrochen wird. Nein, da sah man in kostbaren Sammt- und Seidenstoffen das tiefste Blau, das triumphirendste Roth, da sah man violettes Mieder zum hochgelben Kleide, ein wie Perlen glänzendes Grau mit blauer Stickerei. Auch wohl ein schimmerndes Weiß, aber dann

war's gewiß vom schwersten Seidenstoff, und durch einen bunten Aufschlag oder Besatz gehoben. Das sah nun freilich nicht so leicht und luftig aus, wie die schwebenden Ball-Feen unserer Tage es lieben, aber man ras'te auch nicht so wirbelhaft durch den Saal, man tanzte in gemessenem Schritte. Man brauchte nicht zehn oder noch mehr Tanzgewänder für einen Winter, sondern besaß ein oder ein paar Prachtkleider, die man immer auf's Neue zur Schau tragen durfte. So saßen und standen die Damen umher, während die Tänzer auf und nieder schritten, bald hier bei einer Gruppe stehen blieben, bald zu einer anderen traten, oder in den Nebenzimmern ihre Kühnheit durch einen Becher Wein zu erhöhen suchten.

Etwas entfernt von diesen Gruppen saß auf einem erhöhten Sitze eine Schönheit, welche nur zu wohl wußte, wie sehr sie die ganze Schaar der Mädchen überstrahlte, und sich, wie eine Fürstin, in stolzer Hoheit kaum verneigte, wenn die vornehmsten Herren und ausgezeichnetsten Tänzer, die sich fortwährend um sie drängten, sie begrüßten und ihr ihre Huldigung darbrachten. Es waren Damen anwesend, welche ihr an Rang gleich kamen, Töchter hoher adeliger Familien; Fräulein Richilde von Schauenburg aber wußte sich durch auserlesenes Wesen zu der ersten Dame des Festes zu machen, welche nicht jeder Tänzer zum Tanze aufzufordern wagte. Freilich, wer sie da sitzen sah, ein Diadem von köstlichen Steinen auf der schönen Stirn, den herrlichen Leib in ein Gewand von dunklem Purpur-Sammt gehüllt, während von den Schultern

ein Ueberwurf von feinem weißem Pelz nachlässig herab-
glitt; wer dieses edel geformte Haupt sah, wie es sich
mit langsamer Bewegung hin und wieder von der Unter-
haltung ab, und nach der Thüre des Saales wandte,
der mußte ihr den Preis zuerkennen, wenngleich er einer
anderen Tänzerin zueilte, die ihm ein mehr heiteres
Entgegenkommen gewährte.

Jetzt trat der junge Mann, welchen wir kürzlich
den Rathskeller hatten verlassen sehen, in den Neben-
saal, und die vielen Begrüßungen, welche ihm zu Theil
wurden, deuteten auf eine weitverbreitete Bekanntschaft
in bürgerlichen und soldatischen Kreisen. Er wußte sich
überall schnell los zu machen, und ging dem Tanzsaale
zu. Er durchschritt ihn mit stolz nachlässiger Hal-
tung, indem er sich gradeswegs Richildens erhöhtem
Platze entgegen bewegte. Das Fräulein aber hatte ihn
bei der letzten Wendung ihres Hauptes eintreten sehen,
und schnell eine eifrige Unterhaltung mit dem Herrn
von Diepholz begonnen. Jetzt stand der junge Mann
neben ihrem Sessel. Er wußte, daß das Fräulein ihn
eintreten gesehen, denn er hatte ihren Blick erhascht.
Er wußte, daß diese Unterhaltung ihr überaus gleich-
gültig sei, und daß sie nicht bemerken wolle, wie er
neben ihr stehe, und so stemmte er nachlässig einen
Arm in die Seite, betrachtete die schöne Gestalt einige
Augenblicke mit höhnischem Lächeln, und machte dann
eine Bewegung, als wollte er den Platz wieder ver-
lassen. Plötzlich aber, und schneller als sonst, wandte
sich das majestätische Haupt herum, und gab somit dem
Herrn von Diepholz das Zeichen seiner Entlassung.

Einige Secunden lang maßen sich vier schöne Augen mit herausfordernden Blicken. Dann fragte der junge Mann: „Will das Fräulein von Schauenburg jetzt einen Reihen mit mir tanzen, oder heißt es wiederum: nachher?"

Durch Richildens Züge ging ein kaum merkliches Zucken, und kalt erwiederte sie: „So lang Ihr diesen Ton nicht lassen könnt, werde ich nicht mit Euch tanzen."

Der junge Mann verneigte sich eben so kalt, warf den Kopf zurück und wandte sich, um sich zu entfernen.

„Rambert!" rief es da plötzlich hinter ihm mit gedämpfter, halb gebietender Stimme. Er wandte sich und erblickte Richilden, die sich halb erhoben hatte, und mit der Hand krampfhaft ihr goldenes Halsband preßte, während glühendes Roth ihre Wangen überzog.

„Nun?" fragte Rambert und stellte sich vor sie hin.

„Sehr gut!" sagte Richilde, indem sie ein Lachen in ihr Antlitz zwang: „Ihr befleißigt Euch einer überraschenden Kürze in der Unterhaltung. Es ist neu, solche Manieren, die allenfalls im Kriegslager angebracht sind, in den Tanzsaal mitzubringen."

„Es thut mir leid," entgegnete Rambert, „nicht so viel anmuthige Worte bei der Hand zu haben, wie jene süßen Herren, welchen Fräulein Richilde neuerdings ihr Ohr zu schenken beliebt."

„Muß ich nicht? Ob jedoch die Worte der süßen Herren anmuthig waren, darüber ließe sich noch streiten."

Mit diesen Worten lehnte sich das Fräulein in den Sessel zurück, und warf einen verachtenden Blick auf die Gruppen des Saales. Dann aber, nach kurzer

Pause, warf sie in spielender Art die Worte hin: „Wo hat denn Herr Rambert den ganzen Abend gesteckt? Wahrscheinlich im Rathskeller unten! Ach, freilich da findet er Gesellschaft nach seinem Sinne! Mich wundert, daß er nicht im Lederkoller zum Tanze kommt, mit Reiterstiefeln, ein Commandowort auf den Lippen."

Rambert sagte nichts, und lächelte. Darüber verlor das Fräulein einigermaßen die Fassung. „Rambert," rief sie, „kein Wort? Ihr steht da wie ein Bild! Gut, ich kenne Euch jetzt! Ich will das letzte Wort zu Euch gesprochen haben!"

Rambert trat einen Schritt näher. „Richilde," sagte er, „lassen wir diese Art, uns zu peinigen! Ihr wißt, daß ich eine bessere Gesellschaft weiß, als jene im Rathskeller unten, zu welcher mich Eure Laune getrieben hat, Ihr wißt, daß ich nicht immer stumm wie ein Bild bin. Hört auf, mit mir zu spielen, wie mit jenen Gecken, und zwingt mich nicht zu einem Betragen, welches unser nicht würdig ist!"

„Welches unser nicht würdig ist!" wiederholte Richilde. „Sehr schön, daß Ihr in das unwürdige Betragen auch das meinige mit einschließt! Was das Eurige betrifft, so gebe ich Euch Recht."

In diesem Augenblicke begannen die Stadtpfeifer ein neues Tanzstück, welches der Paukenschläger mit einem so begeisterten Effectschlage einleitete, daß mehrere Gruppen von jungen Damen erschreckt auseinander fuhren. Rambert wollte noch einmal sprechen, schon aber reichte Richilde dem auf sie zukommenden Grafen

von Hoya die Hand, und trat zum Tanze an. Rambert biß sich auf die Lippen, ein glühender Zorn zuckte durch seine Brust. Er blieb auf dem Platze stehen, und sah zu, wie der Tanz sich in Bewegung setzte. Wenige Minuten darauf aber schritt er, scheinbar so gleichgültig, wie er gekommen war, aus den Sälen und die Treppe hinunter. Hier stand er einen Augenblick still, und da er sich allein sah, stampfte er mit dem Fuße ein wenig auf den Boden, und sagte mit halb unterdrücktem Grolle: „Sie soll mich nicht länger am Narrenseil führen! Das Spiel mag zu Ende sein!“

Da der Tanz ihm verleidet war, und er einen Ekel empfand vor der bechernden Gesellschaft im untersten Raume, beschloß er, nach Hause zu gehen, ein Entschluß, der dem jungen Manne keine angenehmen Aussichten für den Abend gewährte, wovon wir den Grund später erfahren werden. Er mußte sich, als er auf die Straße trat, fester in seinen Mantel hüllen, denn die Winde, an welche er oben im Saale am allerwenigsten gedacht hatte, feierten in dieser Nacht auch einen Tanz. Der Regen hatte aufgehört, und die Sterne sahen kalt und klar vom dunkeln Nachthimmel.

Rambert hatte durchaus keine Eile, um nach Hause zu gelangen, ein paar Mal blieb er sogar stehen und überlegte, ob er nicht wieder umkehren sollte. Während er so einen Augenblick still stand, und zwar an einer vor dem Winde etwas gedeckteren Stelle, glaubte er einen brenzlichen Geruch wahr zu nehmen. Er forschte umher und sah, wie dicke Qualmwolken dem Rauchfang eines benachbarten Hauses entstiegen, und vom Winde

das Dach herunter gejagt wurden. Rambert war überzeugt, daß im Hause Feuer ausgebrochen sei, eilte auf die Thür zu und suchte durch kräftige Schläge gegen dieselbe die Bewohner zu wecken. Es dauerte lange, ehe ihm das gelang, und während er nach stärkerem Pochen einige Schritte auf die Straße zurücktrat, sah er die ersten rothen Flammen bereits durch das Schindeldach schlagen. Es war eine Straße, in der fast alle Häuser aus leichtem Holzfachwerk gebaut, und mit Schindeln gedeckt waren. Daher galt es rasche Hülfe, wenn bei dem die Flamme nur höher entfachenden Windeswehen hier ein großes Unglück abgewandt werden sollte. Immer heftiger pochte und rief er an der Thür, schlug an die Fensterläden der Nachbarhäuser, und suchte die Umgebung aus dem gefährlichen Schlummer zu wecken. Aber erst nachdem er an dem Gelärm der Hofhunde eine Unterstützung gefunden hatte, erhellten und öffneten sich einige Fenster und ließen ein lautes Geschrei der Gegenüberwohnenden hören. Endlich öffnete der Besitzer des brennenden Hauses, ein Krämer, der noch spät mit dem Lichte auf seinem mit mancherlei feuergefährlichen Gegenständen angefüllten Boden gewesen war, und so den Brand verschuldet hatte. —

„Rettet vor Allem die Menschenleben, Euer Dach brennt lichterloh!" schrie ihm Rambert entgegen. Er stürzte sich in das Haus, und die Treppe empor, während der völlig besinnungslose Eigenthümer ihm ächzend folgte. „Wo sind Eure Kinder?" fragte der junge Mann. Der Krämer zeigte auf eine Thür, und klammerte sich

bebend und sprachlos an das Treppengeländer. Aber schnell wurde er aus seinem Halbschlaf und Taumel der Angst durch den jungen Wecker aufgerissen, welcher ihn bei den Armen faßte, und mit einem kräftigen Schütteln rief: „Faßt Euch! Weckt das Gesinde! Rafft das Werthvollste zusammen!" —

Darauf eilte Rambert in das bezeichnete Gemach, und riß zwei Kinder mit den Betten aus den Gestellen, ungeachtet des lauten Schreiens, welches die Frau des Krämers bei seinem Geschäft erhob. Er flog mit seiner Beute hinunter, und setzte dieselbe auf der andern Seite der Straße ab. Von Neuem eilte er hinauf, und rief der geängstigten Mutter entgegen: „Wie viel Kinder sind hier noch?"

„Noch drei!" schrie sie mit bebender Stimme, indem sie das kleinste fest einwickelte, und es ihm mit den anderen übergab. Er rief im Hinuntereilen eine Magd an, die in grenzenlos verwahrlos'tem Costüme die Hände rang, ihm zu folgen, und stellte sie, unten angelangt, als Wache an bei der Gruppe der schlaftrunken weinenden und, trotz der Betten, im Nachtwinde frierenden Kinder. Als er zum dritten Mal in's Haus trat, waren sämmtliche Bewohner munter, rannten schreiend und in Verwirrung die Treppen auf und ab, und schleppten die nutzlosesten Gegenstände hinunter.

Schon war das ganze Haus mit Rauch angefüllt. Die durch die offene Hausthüre hereinströmende Zugluft lockte die Flamme tiefer hinab, und bald brannten die Gemächer, in welchen noch kurz vorher der friedliche Schlaf geherrscht hatte. An Rettung des Hauses war

nicht mehr zu denken. Ja, schon brach das Unheil auch über das Nachbarhaus herein, über dessen Dach der Wind die hoch aufsteigende Flammensäule warf.

Mittlerweile war es auf der Straße lebendig geworden. Haufen von Menschen drängten sich, indem sie einander mehr hinderten, als behülflich waren, durcheinander, und der unheimliche Ruf: „Feuer!" dröhnte durch die Stadt. Da taumelte der unglückliche Krämer halb erstickt vom Rauche aus dem Hause, und mit dem Schrei: „Mein Weib!" sank er auf einen Haufen geretteter Gegenstände kraftlos nieder.

Noch einmal eilte Rambert in das der Zerstörung verfallene Haus. Er tappte bis zur Hälfte der Treppe empor, der Qualm versetzte ihm den Athem. Ein brennender Balken prasselte vor ihm nieder, und glühende Trümmer polterten die Stufen hinab.

„Wo seid Ihr, Frau?" schrie Rambert, schier verzweifelnd an der Rettung des Weibes, da er sich selber fast dem Ersticken nahe fühlte.

„Hülfe!" rief es da in seiner Nähe. Mit Todesverachtung that er die letzten Schritte hinauf, ließ noch einmal seine Stimme ertönen, und tastete mit den Händen die glühende Wand entlang. Da stieß er mit dem Fuße an einen Gegenstand. Rasch bückte er sich danach, und fand eine zusammengesunkene Gestalt am Boden, welche er augenblicklich emporzog. Er nahm sie, so gut es ging, auf den Arm, und suchte mit seiner Last nach der Treppe. Ohne erhebliche Verletzung gelangte er hinunter, und übergab, von einem Freudengeschrei empfangen, die Ohnmächtige einer Schaar von Weibern.

Tief athmete er auf, als er die Nachtluft wieder um sein Antlitz wehen fühlte, und ruhte einige Augenblicke von der Anstrengung aus. Sodann aber schickte er sich an, sein Rettungswerk im Nachbarhause fortzusetzen. Denn auch hier wüthete die Flamme schon, und leckte gierig nach den Giebeln des dritten und vierten Hauses hinüber. Bei der Unzulänglichkeit der Löschanstalten der damaligen Zeit war das Schrecklichste vorauszusehen. Eine Menge Hände waren zwar in Thätigkeit, die Feuereimer flogen hinauf und hinab, aber das morsche Holz der Häuser schien die Gluth begierig in sich zu saugen, und noch ehe die Flamme es berührt hatte, in Kohlen zusammen zu stürzen. So kam es, daß in Zeit von zwei Stunden fünf Häuser in rauchende Gluthhaufen verwandelt waren, während die nächsten dem gleichen Schicksale entgegen zu gehen drohten.

Auf dem Rathhause schien der Tanz auch eine Unterbrechung erlitten zu haben. Man sah unter der helfenden oder gaffenden Menge hier und da Feder-Barette, und unter den vom Winde auseinander gewehten Mänteln glänzende Festkleider.

Rambert blieb in unausgesetzter Thätigkeit. Er erlebte in den übrigen Häusern ähnliche Auftritte, wie in dem des Krämers. Er war überall, stieg auf Leitern und Dachsparren, sein Gesicht war von Rauch geschwärzt, sein Kleid zerrissen und verbrannt. Er achtete keine Verletzung oder Gefahr, und arbeitete mit allen Kräften dem furchtbaren Element entgegen. Mit der Zeit hatte es sich von selbst gemacht, daß seinem

Commando Alles gehorchte, daß man ihn als denjenigen ansah, der hier allein helfen und retten konnte. Eben stand er auf den obersten Sprossen einer hohen Leiter, und hieb mit der Axt auf die brennenden Balken eines Dachstuhls, um durch ihr Niederstürzen das Weitergreifen des Feuers zu verhindern, als er neben sich in der Gluth der Flamme ein Gesicht sah, dessen Inhaber in gleicher Thätigkeit begriffen war. Das Gesicht kam ihm bekannt vor, doch erlaubten die Umstände nicht, dem weiter nachzuforschen. Während aber der Balken niederstürzte in den schwarzen Grund der vier rauchenden Wände, rief Ramberts Nebenmann: „Krach, da liegt er! den hätten wir glücklich herunter! Jetzt, Junker, an den nächsten!“

„Christian!“ entgegnete Rambert, „mein Jugendkamerad aus der Mühle — Du bist's doch?“

„Versteht sich,“ sagte Christian, während Beide mit den Aexten drauf los hieben, „freilich bin ich's. Haben uns seit fünf Jahren nicht gesehen, hab' Euch aber gleich wieder erkannt. Finden uns bei einer heißen Arbeit wieder! Ich war auf der Galerie im Rathhause; mein Vetter, der Paukenschläger, hat mich herein gelassen.“

„Tüchtig drauf los gehauen, so — da liegt er! Puh, das qualmt!“ Mit diesen Worten begleitete Christian den nächsten heruntergeschlagenen Balken.

Es mochte jetzt wohl gegen vier Uhr Morgens sein, als der Wind sich legte und das Feuer an den massivsteinernen Wänden eines hohen Giebelhauses einigen Widerstand zu finden schien. Das Dach dieses Ge-

bäudes war von Ziegeln, reichte aber sehr tief hinab, und es galt, dieses durch Wassergüsse den Flammen unangreifbar zu machen. Bei der rasch von einigen Dutzend Händen gebildeten Eimerkette war Rambert wieder der Erste, und fand, in der tollkühnsten Stellung auf dem Dache sitzend, seinen früheren Nachbar wiederum neben sich.

„Wenn meine Liese hört" — sagte Christian, indem er Rambert den Eimer reichte — „daß ich hier beim Brande bin, was wird das Weibchen eine Angst ausstehen!"

„Bist Du verheirathet?" fragte der Andere, das Wasser über das Dach verbreitend.

„Versteht sich!" entgegnete Christian. „Seit zwei Jahren. Mein Vater starb vor drei Jahren, in derselben Woche, wo Euer Herr Vater seliger aus der Welt ging, und ließ mir die Mühle. Na, ich dachte: allein sein ist nicht gut, und zu Johanni drauf ging ich mit des Weidenmüllers Liese zum Altar. Sie ist ein gutes Ding, die Liese! Das Aelteste ist ein Junge, hernach kam ein Mädel, das wird nächsten Monat ein Jahr."

„Christian, ich gratulire — aber gib den Eimer her!" sagte Rambert.

Die Verringerung der Gefahr, welche sich unter dem Einflusse einer mehr geregelten Abwehr immer mehr zu dämpfen schien, machte ein ferneres Gespräch der Jugendkameraden möglich, und so fuhr der redselige Christian fort:

„Nun, Junker, der Krieg ist aus, Gott sei Dank!

und jetzt bleibt Ihr doch in der Stadt und führt Eure Geschäfte fort?"

„Meine Geschäfte?" entgegnete Rambert. „Wenn ich meine Geschäfte fortführe, bleibe ich mein Leben lang draußen unter Waffen und Lagerzelten. Nicht Jedem wird es so gut wie Dir, daß er gleich eine schmucke Liese findet, die ihn daheim warm hält. Ich muß mich draußen im Pulverdampfe erwärmen, oder bei Gelegenheiten, wie die heutige — da, gieße mal einen Eimer dort die Wand entlang, sie hat's nöthig!"

Christian ließ dem glühenden Mauerwerke das kühle Bad angedeihen und sagte: „Was die Liese betrifft — nu, was brauchte es denn gerade eine Liese zu sein, für Euch würde sich Eine mit noch schönerem Namen finden. Platz hättet Ihr auch in Eurem großen Hause, und wenn der alte Meusel mal stirbt —"

„So verkaufe ich den ganzen Plunder," fiel Rambert ein, „und bin frei wie der Wind, der über die Haide fährt."

Noch eine Weile suchte Christian das Gespräch über diese Angelegenheit fortzuführen, endlich aber sagte Rambert: „Ich denke, wir sind für heute fertig. Laß uns nach Hause gehen, das Feuer kann nicht weiter fressen, es sind nur noch die Trümmer, welche fortglimmen."

In der That war die Gefahr vorüber. Die Morgenluft ging kalt und schneidend über die rauchende Brandstätte von sechs Häusern, und blaß und trübe brach im Osten der Tag an. Rambert und Christian stiegen herab. Nur wenige Personen befanden sich noch

auf der Straße. Rambert ordnete schnell noch Einiges zur weiteren Bewachung der Trümmer an, und verhieß einigen jammernden Hausvätern, die, nachdem sie ihre Familie anderwärts untergebracht hatten, die öde Stätte betrachteten, so viel fernere Hülfe, als in seinen Kräften stände. Darauf verabschiedete er sich von Christian, der im Morgengrauen nach seiner Mühle wanderte, und schritt seinem Hause zu, welches sich in einer entfernter gelegenen Straße befand. Auf sein Klopfen erschien sogleich ein altes Männchen in einem etwas abgeschabten Pelze, die Lampe in der Hand, und rief, vor Schrecken zurückfahrend: „Um Gottes willen, Herr Rambert, wie seht Ihr aus! Zerrissen das schöne Festgewand, und verbrannt, und im Gesichte schwarz wie ein Mohr!"

„Ich komme auch aus des Satans Küche, alter Hausgeist," entgegnete Rambert, „und wenn ich nicht fürchten müßte, daß die Farbe, die ich mir da habe in's Gesicht malen lassen, sich unvertilgbar in Deinen zierlich gefalteten Runzeln festsetzen würde, so würde ich Dir einige zärtliche Küsse der Dankbarkeit schenken."

„Wahrhaftig, Ihr habt rechtschaffen gehandelt, Herr Rambert," sagte der Alte, „aber so sehr hättet Ihr Euch der Gefahr nicht aussetzen sollen. Ich hab's wohl gehört. Wascht Euch nur schnell den Ruß aus dem Gesichte."

„Meusel!" entgegnete der junge Hausherr, „ich danke Euch für den sehr nützlichen Kinderfrauen-Rath. Ja, nehmt die Ueberzeugung mit Euch, daß ich Wasser und sogar Seife an mein Gesicht wenden werde; und

nun, altes Geschöpf, laßt mich noch eine Stunde zu Bette gehen, denn ich bin müde."

Meusel gab ihm die Lampe, und während sein junger Herr sich zur Ruhe verfügte, ging er lächelnd und kopfschüttelnd an das frühe Werk des Tages.

Zweites Capitel.

Das Haus, welches Ramberten gehörte, lag in dem vornehmsten Theile der Stadt, wo hohe steinerne Giebel an der Straße in Reih' und Glied standen, und durch saubere, hervorspringende Erkerthürmchen mit kunstvoller Steinarbeit, Sandsteinplatten mit eingemeißelten frommen Sprüchen, und andere kostbare Verzierungen der Façade, Kunde gaben von der Wohlhabenheit ihrer Bewohner. Ramberts Haus war zwar eines der größten und höchsten, nicht aber eines der schönsten in der Reihe. Es zeichnete sich aus durch ein düsteres und verschwärztes Aussehen. Die kleinen Fensterscheiben im ersten Stock waren ziemlich blind, in den höheren Stockwerken sogar völlig mit Staub bedeckt und zersprungen. Das Haus war nur fünf Fenster breit, hatte aber eine bedeutende Tiefe. Es erweiterte sich zu einem Hinterhause, und stieß mit diesem an das Flüßchen Innerste, zu welchem Treppen von mehreren Gallerien herunter führten. Hier hingen seit fünfzig Jahren an Stangen lange Streifen von blauem, rothem, grünem Tuche herab. Die Wellen des

Flusses und die farbigen Tuchstücke wechselten fort und fort, das Bild war aber für die ältesten Nachbarn immer dasselbe gewesen. Ramberts Vater hatte die Tuchfärberei getrieben und Geschäfte im großen Styl gemacht. Das Haus blühte und wuchs, und die Familie wurde zu denen der höchsten Patricier gerechnet. Der Verstorbene war zum Mitgliede des Rathes erhoben worden, und strebte die hohe Achtung, in welcher sein Haus stand, durch die Bildung seines Geistes zu rechtfertigen. Er hatte unter seinen Collegen einen Freund, den Dr. Musculus, Bruder seines langjährigen Geschäfts-Factors Meusel, einen grundgelehrten Mann, der nach der Sitte jener Zeit seinen prosaischen deutschen Namen in das gelehrter und bedeutender klingende Lateinische übersetzt hatte.

Dr. Musculus erschloß seinem Freunde das vielbewegte Treiben, in welchem die besten Geister jener Zeit sich dem Dunkel des Mittelalters entrangen, und hatte, soweit es die Geschäfte des Rathsherrn erlaubten, einen gelehrigen Schüler. Der Letztere hatte seine Gattin sehr früh verloren, und da seine eigenen Geschäfte und seine Stellung im Rathe ihm keine Zeit für die Erziehung seines einzigen Kindes, eines Sohnes, übrig ließen, vertraute er denselben fast ganz dem Dr. Musculus an, welcher über eine größere Mußezeit zu verfügen hatte. Der junge Rambert theilte jedoch die Vorliebe der beiden alten Herrn für die Studien in keiner Weise, und noch weniger zeigte er besondere Lust für das Familien-Geschäft, die Tuchfärberei, so daß der gelehrte Herr Mühe hatte, seinen Zögling mit den

Jahren auch an Kenntnissen fortschreiten zu lassen. Es war der Lieblingsgedanke des Rathsherrn, sein Sohn solle studiren, und dann eine hohe Stellung in der gelehrten Welt einnehmen, während das Geschäft des Hauses unter der Leitung eines Verwandten fortbestehen könne. Ein Gedanke, der, besonders was den ersten Theil betrifft, den Knaben oft zur Verzweiflung brachte. Endlich aber, nach unsäglichen Qualen, ward der angehende Gelehrte auf die Universität nach Wittenberg geschickt, und dort den ausgezeichnetsten Männern von seinem Lehrer auf's beste empfohlen. Zwei Jahre lang hatte er sich hier aufgehalten, ohne daß jedoch seine gelehrten Gönner Gelegenheit gehabt hätten, viel Gutes über ihn nach Hause zu berichten, als jener Krieg ausbrach, welcher die kühne Jugend der Stadt Hildesheim zu den Waffen lockte. In diesen drohenden Tagen starb Ramberts Vater eines plötzlichen Todes, und damit schien das Schicksal des Sohnes entschieden zu sein. Er verließ sofort Wittenberg und stellte sich unter die Fahnen des Herzogs von Sachsen-Lauenburg, welcher für das Stift, und somit für die Stadt Hildesheim die Waffen ergriffen hatte. Das Geschäft der Familie Ramberts stand unter der vortrefflichen Leitung des alten Meusel, und war somit keiner Gefahr ausgesetzt, wiewohl der junge, kriegslustige Repräsentant der Firma nicht das geringste Interesse dafür bezeigte, und nur darauf hielt, daß ihm seine Wechsel zu rechter Zeit übersandt würden. Meusel war oft in großer Sorge darüber, daß er die ganze Verantwortlichkeit für ein so bedeutendes Haus zu tragen hatte, zumal sein

junger Herr sehr große Summen brauchte, und die Aussicht nicht fern lag, daß derselbe sein Leben lang außerhalb des Hauses unter den Waffen bleiben werde. Denn Fehden gab es zur Zeit genug. Rambert bildete sich inzwischen völlig zum Krieger aus. Durch seine Tapferkeit in der Schlacht bei Soltau, wurden ihm ehrenhafte Auszeichnungen zu Theil, und diese, verbunden mit den Geldmitteln, über welche er zu verfügen hatte, brachten ihn in Verbindung mit den vornehmsten und lebenslustigsten Herren im Lager und auf den Zügen durch die Städte. Seine Kühnheit, sein Uebermuth und seine Laune fesselten die Männer, während seine vortheilhafte Erscheinung ihm überall in den Herzen der Damen das Wort redete. Drei Jahre hatte der Krieg gedauert. Nun war der Friede geschlossen, und mit dem größten Verdrusse sah der junge Held sich durch den letzteren einer so verächtlichen Thätigkeit, wie der der Tuchfärberei zurückgegeben, ja, sogar von Ansprüchen zurückgefordert, die der ängstliche Herr Meusel nicht länger zurückhalten konnte.

Es war zehn Uhr Morgens, als der Letztere auf den Zehen in das Zimmer schlich, in welchem sein junger Principal schlief, und, was er schon ein paar Mal gethan hatte, die Bettvorhänge behutsam aus einander schob. Rambert erwachte bei seinem diesmaligen Erscheinen, und rief, indem er sich dehnte: „Meusel, müßt Ihr mir denn die Hauptsorge meines Lebens beim Erwachen gleich in Eurer Gestalt entgegen bringen? Oder seid Ihr so eitel, Euer pergamentenes Geschäftsgesicht für ein Stück Morgensonne ausgeben zu

wollen? Ich kann Euch nicht helfen, theure Stütze meines Hauses! Ihr lebt in diesem Punkte in einer beklagenswerthen Täuschung — jetzt fangt Ihr gar noch an zu lächeln! O Meusel, Meusel, wer hätte Euch solche Thorheiten zugetraut!"

Meusel, der es schon von früher her gewohnt war, in dieser Weise mit sich spielen zu lassen, entgegnete ruhig: „Es ist zehn Uhr, Herr Rambert, ich wollte nur zusehen —"

„Morgen oder Abend?" fiel ihm Rambert in die Rede. „Es ist mir sehr gleichgültig, wie lange ich geschlafen, ich habe ja nichts zu thun! Aber ich will aufstehen zur Plage und schändlichen langen Weile."

Meusel entfernte sich, und Rambert kleidete sich an. Er sah sich im Gemache um, und dann aus dem Fenster in den trüben, nebeligen Morgen hinaus. Die Abenteuer der verwichenen Nacht kamen ihm wie verworrene Träume vor. Er ging in's Nebengemach, das einstige Wohn- und Studierzimmer seines Vaters. Hier stand und lag noch Alles so, wie der Verstorbene es verlassen hatte. In der Mitte ein großer, stark gebauter Eichentisch, ein Schreibzeug darauf, und ein mit Leder bezogener Lehnstuhl darneben. An den getäfelten Wänden gebohnte Schränke, alte Erbstücke, geschwärzt vom Alter, mit kunstvollem Schnitzwerk versehen. Ein paar Bücherbretter und mehrere alte Gemälde, Bildnisse seiner Vorfahren, darunter auch das seiner seligen Mutter, deren er sich nur aus frühester Knabenzeit erinnerte. Ein eigenes Gefühl überkam Rambert, als er nach mehreren Jahren zum ersten Male wieder, und

zwar heute als alleiniger Besitzer, dieses Zimmer betrat. Jede Gestalt auf den alten Bildern richtete die Augen so fest auf ihn, jede schien ihm zuzurufen: Bleibe hier, schaffe treu und bürgerlich, wie wir es gethan, und mehre den Segen des Hauses! Die alten Schränke aus Urväterzeit schienen sich zu dehnen, als wollten sie auf ihren plumpen Eichenfüßen ihm entgegen gehen und sagen: Mach' auf, Thüren und Laden sind noch ganz und heil, wir wollen dir den Erwerb schon bergen und festhalten! Auf dem Tische aber lag vor dem Dintenfasse das große Hauptbuch des Hauses aufgeschlagen, das sah dem alten Meusel zum Sprechen ähnlich, und schien zu sagen: Schlag' um, Blatt für Blatt, es war immer Ordnung! Jetzt komm' und laß keine Unordnung werden, die alten Herrn da an der Wand müßten sich deiner schämen! — Rambert setzte sich in den Lehnstuhl vor das Buch, und versank in sehr ernste Gedanken. Alles schien ihn hier an bürgerliche Pflichten zu mahnen, und trat kalt und verweisend seiner Neigung entgegen. Er malte sich das Leben aus, wie es sich ihm hier im Gange der Geschäfte eintönig eröffnete, und konnte einen Widerwillen dagegen nicht bekämpfen. Ja, derselbe wuchs und steigerte sich, wenn er den Vergleich zog zwischen diesen Umgebungen und dem unumschränkten, lebendigen Treiben des Kriegerlebens, aus welchem das schöne, verlockende Bild Richildens leuchtend emportauchte. Eine Weile saß er stumm und vor sich hinbrütend da, dann erhob er sich plötzlich und schritt mit den Worten: „Es geht nicht, es geht nicht!“ im Zimmer auf und nieder.

Da öffnete sich die Thür, und herein trat Meusel, gefolgt von einer alten Frau, welche das Frühstück brachte. „Endlich," sagte er, „haben wir den jungen Herrn einmal zu Hause, und nun hoffentlich für immer! Ich habe das Hauptbuch gleich herauf getragen. Habt Ihr es vielleicht schon angesehen?"

„Angesehen hab' ich's," entgegnete Rambert, indem er sein Frühstück begann, „aber gelesen hab' ich nichts darin, diesen Genuß überlass' ich Euch ganz und ungeschmälert."

Meusel schob mit einem Seufzer das kostbare Kleinod etwas bei Seite, damit kein Flecken darauf käme, und begann wiederum: „Wißt Ihr auch, Herr Rambert, wer jetzt die geringen Geschäfte der Haushaltung besorgt?"

Rambert füllte seine Schale auf's Neue mit Warmbier und erwiederte: „Nein, Meusel, das weiß ich nicht. Lebt denn die alte Trude nicht mehr?"

„Ach, die hat den seligen Herrn nicht lange überlebt," sagte der Alte. „Seitdem kommt ihre Schwester, Frau Barbara, täglich auf ein paar Stunden in's Haus. Ich würde sie gebeten haben, ganz herein zu ziehen, aber sie hat selbst ein Häuschen am Thore — da steht sie, kennt Ihr sie nicht mehr?"

„Freilich kenn' ich sie noch," entgegnete Rambert, indem er der Alten die Hand reichte. Sie schlug mit freudigem Gesicht ein, und Rambert betrachtete mit Wohlgefallen die würdige Gestalt der Alten, die ungebeugt von der Last der Jahre, im Schmucke ihres

grauen Haars und der reinlich saubersten Kleidung, vor ihm stand.

„Was werde ich die Muhme Barbara nicht mehr kennen," fuhr er fort, „die so manchmal eine Strafpredigt oder einen wohlverdienten Schlag an meine Erziehung gewandt hat! Hört, Frau Barbara, wenn Ihr mich näher kenntet, würdet Ihr zu der Ueberzeugung kommen, daß meine Erziehung noch nicht vollendet sei! Der Unhold da, Meusel genannt, hat das in der ersten Stunde des Wiedersehens gewittert, und plagt mich jetzt in jeder erdenklichen Weise!"

„Nun, was noch fehlt," entgegnete Barbara, indem sie das Frühstücks-Geschirr abräumte, „muß der junge Herr jetzt selbst an sich wenden. Es ist wohl möglich, daß bei dem bunten Leben Manches versäumt worden, doch nun ist ja Friede, und Ihr habt Ruhe und Zeit, nachzuholen und zu schaffen."

„Da haben wir's!" lachte Rambert. „Jetzt gibt auch die schon zu, daß ich grenzenlos verwahrlos't sei! Will denn die ganze Welt mich schulmeistern? Wenn ich hier bliebe, so machte ich Euch zum Tort so viel tolle Streiche, bis Ihr wenigstens darin unbedingt überein kämet, daß ich der vollendetste Taugenichts meines Jahrhunderts sei!"

Meusel machte bei diesen Worten ein etwas ängstliches Gesicht, Barbara aber sagte: „Dazu kann es nach dem, was Ihr in vergangener Nacht verrichtet habt, nicht kommen. Wer sein Leben so muthig und edel zur Rettung der Hülfsbedürftigen in die Schanze schlägt, der ist von Grund aus brav und ein Ehren-

mann. In der ganzen Stadt ist nur Eine Stimme darüber. Wäret Ihr nicht bis zum letzten Augenblick thätig gewesen, den schrecklichen Brand zu dämpfen, o Gott, das Unglück hätte für die ganze Stadt furchtbar werden können! Ihr habt ein edles Werk gethan, Herr Rambert."

„Warum nicht gar!" fiel ihr der Angeredete in's Wort. „Es war kalt, der Wind pfiff mir um die Nase, da wollte ich mich nur ein wenig wärmen. Wie steht es denn mit dem Feuer?"

„Es ist aus, nur der Rauch steigt noch. Ach, es ist ein trauriger Anblick! Nun, es freut mich, daß Ihr Euch meiner noch erinnert. Wenn Ihr nichts dagegen habt, so behalt' ich bis auf Weiteres bei Euch die Aufwartung."

Mit diesen Worten nahm Barbara das Geschirr zusammen, und verließ das Zimmer. Meusel aber blieb am Tische stehen, öffnete das Hauptbuch, und warf halb bittende, halb verlegene Blicke auf Rambert. Dieser dehnte sich mit lachendem Gesichte im Lehnstuhl der Länge nach aus, sah ihm eine Weile zu, und sagte dann: „Nun, Meusel, was fangen wir jetzt an?"

Meusel schob ihm das Buch hin. „Oder wollt Ihr lieber erst einen Gang durch das Haus, die Böden und Speicher machen?" fragte er schnell. „Vielleicht habt Ihr einige Aenderungen im Sinne, wiewohl ich verbürgen kann, daß sich die bisherige Einrichtung als sehr gut bewährt hat."

„Davon bin ich fest überzeugt," versicherte Rambert, „und darum werde ich mir auf den Bodentreppen

nicht den Hals brechen. Aber strengt jetzt einmal Eure Rechenkunst an. Auf wie hoch veranschlagt Ihr das Haus, das Geschäft, kurz, des ganzen Familienbesitz, der auf mich Unglücklichen gekommen ist?"

Meusel nannte im Geschäftston schnell und bereitwillig eine Summe, die ihrem Eigenthümer so über Erwartung groß vorkam, daß er ausrief: „Was? das ist ja eine unglaubliche Menge Geld! Nun, meinetwegen! Wißt Ihr jemanden, der bereit wäre, uns diese Summe dafür zu zahlen?"

Meusel verfärbte sich, ein Zittern überkam ihn, er mußte sich mit einer Hand auf die Tischplatte stützen, während die andere krampfhaft das Hauptbuch umfaßte.

„Ihr müßt nämlich wissen," fuhr der junge Hausherr fort, „daß ich nicht übel Lust habe, alle meine Habseligkeiten zu verkaufen, und Euch obenein, obgleich ich der Gewißheit lebe, daß, da man mir für Euch wenig geben wird, ich Euch werde als Zugabe verschenken müssen. Wie denkt Ihr darüber?"

Meusel suchte sich zu fassen, und mit fest sein sollender, aber völlig gebrochener Stimme entgegnete er: „Herr Rambert, Ihr seid Herr über Euer Eigenthum — Ihr könnt frei darüber verfügen, aber — verzeiht mir altem Manne — ich — ich — —". Er stockte, die Stimme versagte ihm. Rambert sah ihm erstaunt in das erblichene faltige Gesicht.

„Herr Rambert," fuhr der Alte fort, „ich habe seit fünfundzwanzig Jahren in diesem Hause gelebt, das Blühen des Geschäftes war meine Freude, mein Stolz, mein Alles, denn ich habe nichts weiter auf

der Welt. Wenn Ihr mich jetzt gehen heißet, wenn ich die Schwelle verlassen soll, die mir bisher geheiligt war — —."

Die Worte erstarben dem alten Manne auf den Lippen; er stand und weinte wie ein Kind.

Rambert erhob sich bestürzt, stellte sich vor ihn, legte seine beiden Hände auf seine Schultern, und sagte: „Meusel, so ist es nicht gemeint, daß ich Euch hinaustreiben wollte! Euer Bleiben sollte eine der Hauptbedingungen des Verkaufes sein. Wolltet Ihr aber das Haus verlassen, so habt Ihr ein Anrecht auf ein sorgenfreies Alter, und das sollte Euch gewährt sein. Ich weiß, was Ihr meinem Vater gewesen seid."

„Daran dachte ich noch gar nicht," entgegnete Meusel. „Brächten es die Verhältnisse mit sich, so würde mir mein Bruder gern ein Plätzchen für meine alten Tage gönnen. Aber ich würde es nicht lange überleben, mit angesehen zu haben, wie dieses Haus und Geschäft, welches Euerer Familie nun bald zweihundert Jahre gehört hat, in andere Hände überginge. Doch, was liegt an mir! Nein, Herr Rambert, im Namen Euerer Familie laßt mich reden, und Euch davor warnen, einen übereilten Schritt zu thun. Ihr seid der einzige Sohn des Hauses, der einzige Erbe dieser Güter. Sie kommen aus wackeren Händen, ihre Besitzer waren immer echt und edel bürgerlich gesinnt, ja, es war ihr Stolz, Bürger dieser Stadt zu sein. Ihr, der Letzte, strebt aus diesen bürgerlichen Schranken heraus. Euer Sinn zieht Euch in adelige Kreise, in die der Krieg Euch gebracht hat — verzeiht mir, um

Gottes willen, es ist vielleicht das letzte Mal, daß ich zu Euch rede! Ja, Herr Rambert, das hat Euch recht sehr geschadet! Ihr habt den Stolz verloren, mit welchem Euere Vorfahren auf das Wachsen ihres Hauses, und auf den Kreis ihrer Kinder blickten, die bestimmt waren, es weiter wachsen und blühen zu lassen. Ihr habt Euch einen anderen Stolz angeeignet — und der richtet das ganze Werk Eurer Väter zu Grunde. Was zweihundert Jahre bestanden hat, und nicht etwa morsch und hinfällig, nein, kräftiger und sicherer, als jemals dasteht, soll das nun so hingegeben werden in Hände, die es vielleicht verwahrlosen und verschleudern? Euer Herr Vater würde sich im Grabe umdrehen! Seht, Herr Rambert, es mag auch vor Alters schon Mancher in der Familie gewesen sein, dem es nicht zu Sinne war, daheim zu bleiben und zu schaffen. Wenn der Brüder mehrere waren, da mochte das angehen, aber wo es der einzige Erbe war, da hat er sich gewiß gezwungen, und hernach ist's gegangen! Ihr seid nun jetzt der einzige Erbe, Herr Rambert — — seht, da an der Wand hangen ein Stücker sechs von Eueren Vorfahren, seht Euch ihre Bilder an, und haltet ihr Werk in Ehren! Und dort, seht das Bild Euerer seligen Frau Mutter an!"

Der alte Mann konnte nicht weiter reden, er wankte zu einem der gemauerten Fenstersitze, und stützte erschöpft und halb gebrochen den Kopf auf die Hand. Rambert schritt mit untergeschlagenen Armen erregt im Zimmer auf und ab, und lange Zeit wurde die Stille

des Zimmers nur von den Tritten des Schreitenden unterbrochen.

Endlich fuhr sich Rambert mit der Hand über die Stirn, trat beruhigt vor Meusel hin, faßte die Hand des Alten, und sagte: „Meusel, Ihr habt gesprochen! Ihr seid ein altes Erbstück der Familie und dürft Euch etwas erlauben. Ihr habt sogar in gewissem Sinne gut gesprochen. Jetzt laßt mich auch reden. Für's Erste gebe ich Euch das Versprechen, eine Wartezeit von vier Wochen versuchsweise im Hause auszuhalten, dann wollen wir weiter sehen. Ferner enthebe ich Euch der Verpflichtung, während dieser Zeit über einen möglichen Verkauf zu grübeln oder nach einem Käufer zu forschen."

Meusel athmete auf, und sah Rambert mit einem dankbaren Blicke an. „Drittens," fuhr der Letztere fort, „gebe ich Euch die feierliche Versicherung, daß ich Euch für einen Ehrenmann und für eine der besten alten Häute halte, die mir je vorgekommen sind; und schließlich will ich auf Euren Vorschlag eingehen, und mit Euch einen Gang durch das Haus, die Böden und Speicher machen. Doch nein — Ihr seid angegriffen, ich werde allein gehen. Trinkt ein Glas Wein und ruht aus. Ihr habt zu Nacht wenig geschlafen. Das Glas Wein — Ihr dürft es auch multipliciren oder noch andere Rechenkünste damit anstellen — das trinkt Ihr auf das Fortbestehen unserer alten Freundschaft! Und jetzt, mein altes, verteufelt eigensinniges Meuselchen, gebt mir das riesige Schlüsselbund, ich will einen Gang durch mein unbekanntes Reich machen!"

Meusel nahm das Hauptbuch unter den Arm und schritt langsam die Treppen hinunter. Er hatte einen schweren Schlag erhalten, so schwer, daß er ihn nicht nur in der Seele, sondern auch in allen Gliedern empfand. Er knüpfte im Herzen an einen Verkauf des Hauses so eine Art von Untergang der Welt an, und dachte mit Entsetzen über die Frist von vier Wochen hinaus, die sein Principal sich selbst gesetzt hatte. Und doch, wie wohlthuend war es ihm, daß Rambert ihn schließlich sein „Meuselchen" genannt hatte! Er ließ sich so gern von ihm hänseln und necken, denn er liebte ihn zärtlich. War's doch der Erbe des Hauses, in welchem all sein Streben, sein Sinnen und Denken aufging, und war's doch ein Jüngling von so vortrefflichen Eigenschaften, die durch seine Thätigkeit bei dem nächtlichen Brande ein nur noch glänzenderes Licht erhalten hatten. Er beschloß, Alles dran zu setzen, ihn für die Leitung des Hauses und der Geschäfte zu gewinnen, und plötzlich schoß es ihm durch den Sinn, seinen Bruder dabei um Hülfe anzusprechen. Rasch und mit dem heißesten Segenswunsche trank er das ihm verordnete Glas Wein, und schickte sich an, den Dr. Musculus auf einige Minuten zu besuchen.

Rambert stieg indessen die Treppe hinauf, welche in das zweite Stockwerk führte. Hier fand er einige Zimmer, die noch wohl eingerichtet waren, während in anderen alter Hausrath umherstand, dessen Nutzen ihm nicht klar wurde, obschon manches Stück einer Hausfrau überaus schätzenswerth erscheinen mochte. Die nächste Stiege, welche in den schon schmäler werdenden

Giebel führte, brachte ihm des Interessanten noch weniger. Da standen alte Kisten und Kasten, zerbrochene Stühle und andere derartige Gegenstände. Ein Schrank fiel ihm auf, der, ziemlich hoch und dabei roh gearbeitet, an der Wand lehnte. Es war ihm, als müsse sich an diesen Gegenstand eine Erinnerung aus der Knabenzeit knüpfen, ohne daß er jedoch gleich darauf kommen konnte. Noch einige knarrende Treppen bis auf den Oberboden stieg er hinauf und wieder hinab, und stellte sich dann auf's Neue vor den räthselhaften Schrank hin. Was war's, das ihn an diesen, nur durch seine Höhe merkwürdigen, sonst aber so unscheinbaren hölzernen Hausveteranen fesselte? Halt! Aus seinem Gedächtniß tauchte plötzlich eine der anerkennenswerthesten Ohrfeigen empor, und — richtig, auf diesen Schrank hatte er einst ein kleines Mädchen gesetzt, Martha, das Töchterchen der Frau Barbara. Dann hatte er, um sie zu necken, die Leiter, auf welcher Beide hinaufgestiegen, weggenommen und war davon gelaufen. Andere Gegenstände hatten darauf seine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen, und erst spät Abends, als die angsterfüllte Mutter das Kind lange vergeblich gesucht, hatte er sich ihrer erinnert, und die Suchende zu der vom Weinen und in der Dunkelheit vor Angst halb todten Kleinen geführt. Er war in diesem Augenblick mit der einstigen Ohrfeige seines würdigen Herrn Vaters völlig einverstanden. Was aber mochte aus der kleinen Martha geworden sein? Mit dieser Frage, die ihn freilich nur flüchtig berührte, stieg er die Treppen wieder hinab, um im Nebengebäude die eigentlichen

Geschäftsräume zu betrachten. Gesellen und Arbeiter grüßten ihn freundlich, aber mit jenem Ernste, der dem Herrn gebührt, welcher nach langer Abwesenheit das Haus einmal vom Boden bis zum Keller revidirt. Er sah sie regsam und in voller Thätigkeit, und doch konnte er ihrer Arbeit nur geringe Theilnahme schenken. Auf den Böden fand er große Quantitäten von Farbehölzern aufgeschüttet, andere trockene Farbestoffe in Fässern, und eine Menge Geräthschaften, deren Zweck er als Knabe wohl erfahren, aber längst wieder vergessen hatte. Nach dieser Wanderung trat er auf eine der hölzernen Galerieen hinaus, von welcher Treppen zum Flusse hinunter führten. Hier eröffnete sich ihm ein Ueberblick über die Rückseite einer Häuserreihe am anderen Ufer, oder in seiner Verwirrung von hervorspringenden Ecken, schiefen, hohen und niederen Dächern, Treppen, Galerieen und moderfarbigen Wänden, ihm so wenig anmuthig als möglich däuchte. Noch immer hing hier wie vor Jahren an den lang hervorspringenden Stangen seines Hauses der blaue Tuchstreifen neben dem rothen, und der schwarze neben dem grünen, als wären sie niemals abgenommen worden; alle aber schienen sich bei seinem Heraustreten zu bewegen, wie flatternde Fahnen, und zu rufen: „Willkommen, Herr des Hauses! Wer lang hat, läßt lang hängen! Bleib' hier und schaffe, daß noch viele unseres Gleichen hier in Lüften und Sonnenschein trocknen!“ —

Während Rambert auf der Galerie hin und her schritt, bemerkte er einige Stäbe derselben, welche er einst mit bunter Farbe angestrichen hatte.

Ueberall fand er Erinnerungen, die ihn festzuhalten schienen, die ihn zurück forderten und ihn in den heftigsten Streit seiner Empfindungen versetzten. „Und was liegt denn an diesem alten Gemäuer und Holzwerk?“ sagte er zu sich selbst. „Wär' es denn ein so großes Unglück, wenn das, was zweihundert Jahre meiner Familie gehört hat, in andere Hände überginge? Wenn ich, dem dieser lästige Besitz gehört, dieses Unglück nicht erkenne, was kann mir daran liegen, wie Andere darüber denken? Das ganze Haus hab' ich durchstöbert, und nichts gefunden, was mir bewiese, daß gerade ich in seinem Besitz bleiben müsse. Was also sollte ich hier? Das bürgerliche Leben reizt mich nicht, stößt mich im Gegentheil ab. Ist es da nicht ein Unrecht, wenn ich mich von alten Vorurtheilen festhalten lasse, und hier mein Leben in die lästigsten Schranken zwänge? Und was würden meine Kriegskameraden sagen, wenn ich einen so hausbackenen dummen Streich machte? Und — Richilde! Unmöglich — dieses Haus und sie, in ihrer stolzen, königlichen Schönheit! Es geht nicht, es geht nicht!“

In diesen Gedanken wurde er unterbrochen durch die Nachricht, daß im Vorderhause Jemand sei, der ihn zu sprechen wünsche. Es war ein Bote von Fräulein Richilde, welche ihn zu einem Spazierritt auffordern ließ.

Obgleich Rambert noch am Abend vorher den Entschluß gefaßt hatte, jede Annäherung an das Fräulein fortan zu vermeiden, so konnte er jetzt doch dem Drange nicht widerstehen, ihrer Aufforderung zu folgen. Er ließ sein Pferd satteln und beeilte sich, seine Hauskle-

dung mit einer besseren zu vertauschen. Meusel kam eben von seinem Besuche zurück, als er seinen jungen Herrn gestiefelt und gespornt die Treppe herab kommen sah. „Hört, Meusel,“ sagte dieser im Vorübergehen, „ich will, daß an die in der letzten Nacht Abgebrannten eine Geldsumme vertheilt werde. Ich selbst würde ihnen vielleicht zu viel oder zu wenig übermachen, was verstehe ich davon! Drum überlasse ich Euch die Sache. Richtet das nach Gutdünken ein, aber ohne Knauserei — ich habe jetzt keine Zeit, ich will ausreiten.“ —

Mit diesen Worten schwang er sich in den Sattel und sprengte die Straße entlang, verfolgt von den neugierigen Blicken der Nachbarn. Meusel gerieth über diesen Auftrag in nicht geringe Verlegenheit. Hatte er gleich seit einigen Jahren fast selbstständig mit dem Vermögen des Hauses geschaltet, so trat seine Gewissenhaftigkeit jetzt, da der Erbe daheim war, einem solchen Thun lebhaft entgegen, zumal seine und Ramberts Ansichten über Viel und Wenig, wie er wußte, sehr verschieden waren. Dennoch mußte er nach einigem Ueberlegen eine Verfügung treffen, obgleich er voraussah, daß sein Principal nicht damit zufrieden sein werde.

Drittes Capitel.

Richilde stand an einem Fenster im Hause des Bürgermeisters, ihres Verwandten, und blickte die Straße entlang, welche Rambert herauf geritten kommen mußte,

während eine Zofe noch Einiges an ihrem Reitanzuge ordnete.

„Wollt Ihr das schwarze Federhütchen aufsetzen, gnädiges Fräulein, oder das Sammtbarett?“ fragte die Zofe. Richilde schien die Frage zu überhören, sie blickte, in Gedanken verloren, hinaus, und es schien, als ob ihre Augen in dieser Minute keinen bestimmten Punkt festhielten, sondern, nach innen gewandt, im Herzen eine reichere Beschäftigung fänden. So entschied die Zofe sich denn für das Federhütchen, welches sie auf dem schönen Haupte des Fräuleins befestigte. Hierauf ging sie im Zimmer einer schweigenden Thätigkeit nach, bei welcher sie zuweilen mit einem forschenden Blicke verstohlen nach der Herrin hinschielte.

„Sagtest du nicht etwas, Brigitte?“ rief das Fräulein nach einer langen Pause, wie aus Träumen erwachend.

„Nein, nein!“ entgegnete die Zofe, welche eine nochmalige Aenderung am Anzuge des Fräuleins zu vermeiden wünschte. „Doch, doch!“ fuhr sie, schnell in eine andere Bahn des Gesprächs einlenkend, fort: „vor einer halben Stunde sprach ich wieder ein paar Frauen, die neue Wunderdinge erzählten von der Aufopferung des Junkers Rambert bei dem nächtlichen Feuer.“

„So!“ entgegnete Richilde, sich zur Gelassenheit zwingend, „was sagten sie denn?“

„Ei, sie meinten, er müsse durch und durch feuerfest sein,“ log die Zofe. „Er habe Rauch geschluckt, daß jeder Andere auf der Stelle des Todes gewesen wäre. Drei Frauen habe er aus den Flammen getragen, und

Kinder ein halbes Schock. Endlich habe noch ein wunderschönes Mädchen im Feuer um Hülfe geschrieen. Da sei er ganz außer sich gerathen, und mit den Worten: „Ich komme, Geliebte, ich komme!" habe er sich in das brennende Haus gestürzt. Als er sie glücklich heraus brachte, hing sie an seinem Halse, und war gar nicht wieder los zu kriegen — ach, das soll so rührend gewesen sein!"

„Ganz gewiß!" sagte das Fräulein gelassen, „er hat recht gethan. Unsere Ballherren hüteten sich wohl, es ihm nach zu thun."

Brigitte war schon im Begriff, durch neue Uebertreibungen und Lügen ihre Herrin zu quälen, als ein Hufschlag die Straße herauf dröhnte. Richilde that einen schnellen Blick hinaus, schritt die Stiegen hinab, und schwang sich nach kurzer Begrüßung Ramberts auf ihr schon bereit stehendes Pferd. In raschem Trabe flogen Beide zum Thore hinaus. Es war ein schöner Anblick, als die beiden kühnen jugendlichen Gestalten dahinsaus'ten. Keines schien jedoch Lust zu haben, zuerst das Wort zu nehmen, und so mußte einige Zeit lang der schnelle Ritt das Schweigen beschönigen. Richilde hemmte zuerst die Eile des Trabes, indem sie zu ihrem Nachbar sagte: „Ihr habt eine mühevolle Nacht gehabt!"

„Und das Ballvergnügen ist Euch durch das Feuer wohl auch etwas verkürzt worden?" entgegnete Rambert schnell.

„Freilich, es war schade!" meinte die Dame. „Ich

tanzte gerade mit dem Herzog von Lauenburg. Wir sprachen auch von Euch."

„Von mir? Aber sicherlich nichts Gutes!"

„Dazu hatte ich freilich keine Gelegenheit!" bestätigte Richilde. „Der Herzog erging sich allerdings in großen Lobeserhebungen, brachte wieder die Geschichte Eurer Heldenthaten vor, wie Ihr in der Schlacht bei Soldau die Hauptschanze des Feindes genommen, und dergleichen oft gehörte Stückchen. Ich hielt geduldig aus; als er sich aber auch über Eure persönliche Liebenswürdigkeit verbreiten wollte, da konnte ich nicht umhin, ihn eines Besseren zu belehren."

„Und überzeugtet ihn natürlich völlig!" sagte Rambert. „Was gilt's, schönes Fräulein, Ihr habt dem Herzog über meine persönliche Liebenswürdigkeit gar nichts gesagt! Ihr habt mich nicht gelobt und nicht getadelt, sondern darüber geschwiegen. Eben weil Ihr von meiner Unliebenswürdigkeit zu sehr überzeugt waret, eben darum habt Ihr geschwiegen! Die Hand auf's Herz, hab' ich nicht Recht?"

Richilde lachte. „Eine Mittheilung habe ich ihm jedenfalls gemacht," fuhr sie fort, „über die er sich höchlichst verwunderte. Nämlich die, daß es heiße, Herr Rambert wolle seiner Heldenlaufbahn entsagen und sich in eine bürgerliche Stellung begeben. Ist's nicht eine Tuchfärberei, oder so etwas?"

Rambert empfand diesen Stich nur zu tief. Seine Wangen glühten, er biß sich auf die Lippen, um seiner Aufwallung Herr zu werden.

„Es ist so etwas, allerdings!" entgegnete er nach

einer Pause leichthin. „Und warum sollte ich's nicht thun? Das stolze Fräulein Richilde hätte dann die schöne Erinnerung, einmal in ihrem Leben mit einem verkappten Tuchfärber auf vertraulichem Fuße gestanden zu haben, eine Erinnerung, die freilich stets etwas düster gefärbt sein würde! O, es war eine arge Täuschung! lachte er, als ein gewisser Rambert, bei Gelegenheit einer Gesandtschaft, an den Hof nach Braunschweig kam, und auf dem Balle von dem Fräulein von Schauenburg für einen adeligen Herrn genommen wurde! Als sie sich dann öfter wiedersahen — und, kurz und gut, als sich nach dem Friedensschlusse ein ganz gemeiner hildesheimer Färbermeister in ihm ergab!" . . . .

Richilde schwieg lange Zeit, endlich sagte sie ernster: „Rambert, wollen wir ein vernünftiges Wort mit einander reden?"

„Ich zweifle, daß wir's können!" sagte er.

„Eure Familie hat ein bürgerliches Gewerbe getrieben," fuhr sie fort, ohne auf seine Antwort zu achten, „sie ist aber auch vielfach, wie ich gehört habe, aus ihren Schranken heraus und in die Verwaltung der Stadt getreten. Wie dem auch sei, Ihr scheint mir weder für das Eine, noch für das Andere berufen. Ihr gehört in andere Kreise, das habt Ihr überall bewiesen. Schon mancher bedeutende Kriegsheld ist aus bürgerlichen Verhältnissen hervorgegangen. Er war tapfer, hatte ritterlichen Sinn, machte sich im Kriege verdient, erregte die Aufmerksamkeit der Fürsten, und wurde für seine vielfachen kriegerischen Verdienste endlich vom Kaiser zu den höchsten Ehrenstellen erhoben."

„Bis dahin“ — fiel Rambert schnell ein — „mußte er aber wahrscheinlich warten, bis ihm ein Ritter-Fräulein die Hand reichte?“

„Muß denn das der Schluß sein?“ fragte Richilde.

„Ihr habt Recht, das in Zweifel zu lassen,“ entgegnete Rambert, „dadurch bleibt der Betreffende in gehöriger Spannung, und wenn er am Schlusse ausgelacht wird, so — ist es dem Tropf ganz recht! Doch Ihr müßt mir noch erzählen, wie sich gestern Abend bei der fatalen Unterbrechung der Ball verlaufen hat.“

Mit diesen Worten gab Rambert dem Gespräch eine andere Wendung, das sich von nun an in den Formen des leichten oder auch leichtfertigen Scherzes bewegte, wobei man die beiden Gefährten oft lachen hören konnte. —

Als sie bei ihrer Rückkehr zum Thor herein ritten, bemerkte Rambert am Fenster eines niedrigen kleinen Häuschens ein Mädchengesicht, dessen Züge ihm auffielen. Er erinnerte sich, daß dies das bescheidene Besitzthum der Frau Barbara sei — sollte die kleine Martha so schön geworden sein? —

Schweigend ritt er an der Seite des Fräuleins durch die Straßen, und auch dieses schien des leichten Gespräches überdrüssig zu sein. So langten sie vor dem Hause des Bürgermeisters an, wo Rambert aus dem Sattel sprang und Richilden behülflich war, vom Pferde zu steigen. Sie nahm seinen Dienst an und sagte mit leiser Stimme: „Rambert, gedenkt meiner Worte!“ worauf sie schnell im Hause verschwand.

Rambert gedachte ihrer Worte. Das Ziel, welches

sie ihm als erreichbar zeigten, lockte ihn nur zu sehr. Seine Sehnsucht flog mit ausgebreiteten Flügeln jenen Kreisen des bewegten Welttreibens entgegen, und doch verletzte ihn die Art, wie Richilde ihm den Lebensweg vorgezeichnet hatte. Ihre Hand schien ihm, wenn er mit seinen Gedanken allein war, des höchsten Preises werth, kein Kampf däuchte ihn zu schwer, der ihm ihren Besitz versprach, und doch schied er nach jeder Begegnung von ihr mit dem Gefühle einer gewissen Erbitterung. Die Vertraulichkeit Beider war einst eine innigere gewesen. Erst nachdem Rambert ihr seine bürgerlichen Verhältnisse mitgetheilt hatte, war ein Ton der Neckerei in ihre Gespräche gekommen, welcher immer mehr den Charakter der Gereiztheit und des Ernstes annahm, und gewöhnlich durch Kälte und Leichtfertigkeit verdeckt wurde.

Rambert wußte, daß sie ihn anspornen wollte, sich kriegerische Lorbeeren zu erwerben, er ahnte, daß er nur auf diesem Wege zu ihrem Besitze gelangen konnte, und um so unleidlicher mußte ihm der Gedanke erscheinen, sich durch das bürgerliche Leben fesseln zu lassen. Heute aber verließ er sie in einer Stimmung, die an Gleichgültigkeit grenzte. Nicht als ob er sich vorgenommen hätte, ihr zum Trotz die Tuchfärberei zu betreiben — nein, er beschloß, der ausgezeichnetste Feldherr seiner Zeit zu werden, und — sie aus Rache sitzen zu lassen.

Als Rambert in seiner Wohnung anlangte, fand er im Zimmer seines Vaters den Dr. Musculus, welcher in Erwartung des jungen Hausherrn, seines Schülers,

in einigen Büchern, die er aus dem Schranke genommen hatte, blätterte. Der Doctor war ein kleiner, schmächtiger Mann mit sanften Gesichtszügen, aber sehr lebendigen braunen Augen, die, verbunden mit einem feinen Zuge um den Mund, ihm zu Zeiten den Ausdruck der Verschmitztheit geben konnten. Er ging dem Eintretenden mit lebhafter Freude entgegen, und begann:

„Ich habe mir's in Eurer Abwesenheit hier schon bequem gemacht, lieber Rambert, und will Euch nur gleich sagen, daß ich gekommen bin, mich bei Euch zum Abendessen einzuladen."

„Sehr willkommen!" entgegnete Rambert; „aber ich zweifle, daß in meinen vier Mauern Etwas zu haben ist, das eines solchen Gastes würdig wäre."

„Darüber seid ganz ruhig," sagte Musculus, „ich habe Frau Barbara herbestellt, und selbst den Küchenzettel gemacht. Es ist bereits Alles im Gange, und Barbara versteht ihre Sache. Ich bin ein alter Junggesell, ein Gutschmecker dazu, und pflege mich nicht tollkühn zu einer Mahlzeit anzubieten, über deren Qualität ich nicht völlig beruhigt bin. Wir werden ein Fischchen haben, dann ein Hühnchen, und endlich ein Brätchen, und Ihr sollt finden, daß Ihr einen recht guten Tisch führt. So war's zu Lebzeiten Eures Herrn Vaters, so muß es auch ferner sein."

„Vortrefflich! Aber Wein! Wein!" rief Rambert, indem er nach der Thüre eilte, um welchen zu bestellen.

„Ohne Sorgen, mein lieber Rambert!" sagte der Doctor, ihn zurückhaltend: „Ohne Sorgen! Ich kenne den Weinkeller Eurer Familie von Alters her, und

war selbst unten, um die vorzüglichsten Sorten auszuwählen. Dort unterm Tische steht der Korb mit mehreren Henkelkrügen und Bechern."

„Immer besser!" entgegnete Rambert, sehr vergnügt über den alten Herrn, indem er den Korb erhob und die Krüge auf den Tisch stellte. „Ihr kommt mir auf das Beste zu Hülfe, da ich die Schätze meines Hauses selber nicht kenne. Laßt uns, ehe Frau Barbara uns den Imbiß bringt, untersuchen, welche Sorte die vorzüglichste sei."

„Ich dächte, zuvörderst Burgunder!" meinte Musculus, indem er sich behaglich in den Lehnstuhl niederließ.

Rambert goß die duftende, purpurne Fluth in den silbernen Becher, und reichte ihn dem Doctor, welcher erst nippte, dann mit eingekniffenen Augen zu schlürfen begann, und endlich den Becher niedersetzte mit den Worten: „Ein alter Bekannter! Er hat sehr gewonnen."

Rambert nahm nun ebenfalls Platz, und da es ihm willkommen war, sich durch ein Gespräch fesseln zu lassen, und der Doctor mit der Absicht, viel zu besprechen, erschienen war, so kam bald die lebhafteste Unterhaltung in Gang.

Musculus hütete sich, Ramberts Verhältniß zu den Geschäften des Hauses in den Vordergrund des Gespräches zu bringen, er hoffte auf ganz anderem Wege zum Ziele zu kommen. So begann er denn mit den Ereignissen der letzten Nacht, lobte seinen ehemaligen Schüler höchlich für seine hülfreiche Thätigkeit, und brachte ihn dann selbst auf die Ereignisse des Krieges, die er

sich von Anbeginn bis zu Ende erzählen ließ. Er schien völlig damit einverstanden, daß der Gegenstand seiner einstigen gelehrten Bestrebungen den Studien den Rücken gewandt habe, er zeigte durch Zwischenfragen ein so reges Interesse für die Abenteuer des Krieges, daß sein Wirth in die beglückteste Erzählungs-Stimmung kam und in seinem Herzen den Doctor für den liebenswürdigsten Mann der Welt erklärte. Dieser sprach dem Burgunder, wie jener seinen Erinnerungen, mit Hingebung zu, und füllte sich den Becher eigenhändig, wenn der Erzähler es in der Gluth der Schilderung vergaß. So überraschte sie die tiefe Dämmerung, und endlich wurde es finster um sie her. Die alten Bilder schienen aus der Dunkelheit herauszutreten und sich am Tische zu versammeln, damit ihnen keines der geliebten Worte ihres jüngsten Enkels verloren ginge, zugleich aber, um dem alten Freunde des Hauses leise in's Ohr zu flüstern: Halt ihn! halt ihn bei uns! Die alten Schränke gaben ihre Freude über die neu beginnende Geselligkeit im Zimmer von Zeit zu Zeit durch ein gedämpftes Knacken zu erkennen, und immer dichter webte sich der träumerische Schleier häuslichen Behagens um die Sprechenden. Der Alte schien zu verstehen, was leise um ihn wehte, flüsterte und durch die Dämmerung ging; er nickte still mit dem Kopfe, hob den Becher und trank ihn aus mit dem Gedanken: Auf daß er bleibe!

Da wurde die Thür geöffnet, und ein blendender Lichtstrahl scheuchte die Dämmerung in die fernsten Ecken zurück. Meusel erschien mit einem schweren Armleuchter, auf welchem drei Kerzen brannten, und Frau

Barbara folgte, um mit weißem Linnen den Tisch zu decken. Meusel setzte sich als Dritter zu Tische, und bald erschien das Fischchen, das Hühnchen und das Brätchen, und der Burgunder mußte dem königlichen Rüdesheimer weichen. Frau Barbara hatte ihre Sache vortrefflich gemacht, und Rambert spielte seine Rolle als angenehmer Wirth mit vielem Eifer. Er war in der besten Laune, neckte sich mit Meusel, und lachte mit Musculus über manche Auftritte vergangener Jahre, in welchen er verurtheilt war, sich bei dem Doctor zum berühmten Gelehrten auszubilden.

Musculus lehnte sich, nachdem er seine Mahlzeit beendet hatte, im Armsessel zurück, und begann in behaglichem Tone: „Ja, ja, da sitzen wir einmal wieder im alten Zimmer beisammen, wie das bei Lebzeiten Eures Herrn Vaters so oft geschah! Auch da sprachen wir oft von Krieg und Fährlichkeiten, wenngleich wir meist die Feldzüge des neuen Geistes, der so mächtig schaffend in Deutschland seine Siege feiert, mit unseren Gedanken verfolgten. Nun, bei Euch, lieber Rambert, ist das anders. Ihr zieht das Treiben der ehernen Waffen dem der geistigen vor — die menschlichen Naturen sind eben verschieden! Es war ein guter Gedanke von mir, Euch heut zu überraschen, denn lange werdet Ihr wohl nicht in Euren väterlichen Räumen verweilen. Wann denkt Ihr uns wieder zu verlassen?"

Meusel warf seinem Bruder einen bedenklichen Blick zu, Rambert aber entgegnete: „Am liebsten schon in den nächsten Tagen. Doch leider habe ich jenem abscheulichen

kleinen Ungethüm, Meusel genannt, erst heute früh versprochen, ganze vier Wochen auszuhalten."

„Das ist allerdings ein leichtsinniges Versprechen," sagte der Doctor, „und ich zweifle, daß Ihr es erfüllen könnt. Was sollt Ihr hier im Hause? Die bürgerlichen Geschäfte liegen Euch fern, die Arbeit des Hauses flößt Euch keine Theilnahme ein, Ihr wißt weder oben noch unten darin Bescheid, und würdet durch eine plötzliche Betheiligung daran mehr aus dem Gange bringen, als befördern. Ihr habt kein Geschick dazu — es liegt eben nicht in Eurer Natur."

Meusel wurde bei diesen Worten seines Bruders, die völlig wider die Abrede zu sein schienen, sehr unruhig, und da er durch einige Gläser Wein eine gewisse Kühnheit erlangt hatte, so rief er: „Aber Herr Rambert hat freiwillig sein Wort gegeben, und ich hoffe, er wird es als ein Ehrenmann halten!"

In Rambert selbst widersetzte sich eine Stimme dem Ausspruche des Doctors, daß er gar kein Geschick für das Haus habe, und darin mehr verderben als fördern werde. Die kurzen Stunden, in welchen er vor dem gelehrten Herrn hier den Wirth in seinem Eigenthume gemacht, hatte ihm eine Art von behaglichem Selbstbewußtsein gegeben, in welchem es ihm gar nicht so unmöglich erschien, den Geschäften des Hauses nach allen Seiten hin obzuliegen. Obwohl diese Regung noch ziemlich leise in ihm auftrat, so war sie doch plötzlich da, und er wunderte sich selbst darüber, daß er ihr nicht lebhafter entgegen zu treten vermochte.

„Meine vier Wochen“ — sagte er darauf — „muß ich nun schon hier absitzen! Und wenn ich auf die Unterstützung zweier solchen Freunde rechnen dürfte, vielleicht wäre es dann doch noch möglich, mich in dieser Zeit nützlich zu machen.“

„Es käme auf die Probe an,“ erwiderte Musculus. „Aber, mein werther Rambert, ich weiß Zeiten, wo ich oft verzweifelte, mit meinen Kräften Euch die Werke des Friedens angenehm und mundrecht zu machen. Euer beweglicher Sinn lief mir immer davon — doch vielleicht hat sich das geändert. Zuvörderst aber — wie wär's, wenn wir jenem dritten Krüglein, welches ich Eurem Keller entnommen habe, auch noch zu Leibe gingen?“

Während Rambert bereitwillig die Becher füllte, fuhr der Doctor fort: „Nach Ablauf dieser vier Wochen also denkt Ihr, gleich jenen Rittern, von welchen die Sagen uns melden, auf neue Abenteuer auszugehen? Vielleicht habt Ihr Euch einen bestimmteren Plan, als jene, für Eure Fahrt entworfen?“

„Es heißt,“ sagte Rambert, „daß der Kaiser ernstlich wider Sickingen und seine Verbündeten rüste.“

„Hm!“ murmelte Musculus, indem er seinen Becher von den Lippen absetzte. „Also wider Sickingen! Ich weiß nicht, ob Ihr Euch die Gründe dieser Fehde ganz klar gemacht habt. Wie ich die Sache sehe, ist das Recht auf Sickingen's Seite, und den Kaiser trifft der Vorwurf der schreiendsten Undankbarkeit. Wem hat Karl die deutsche Krone zu verdanken? Hauptsächlich den Bemühungen des mächtigen Ritters von der Ebernburg,

um dessen Gunst Frankreich und England vergeblich buhlten. Wer hat dem Kaiser jene ersten großen Summen, die er bei seiner Thronbesteigung brauchte, vorgeschossen? Wiederum Sickingen. Wer hat seine Rechte in Deutschland vertreten? Wer seine Schlachten gegen Frankreich geschlagen? Ebenfalls Sickingen. Wir alle sahen in der Jugend unseres neuen Kaisers freudig eine neue bessere Zeit für Deutschland heraufziehen, aber seit dem Reichstage zu Worms sind wir enttäuscht. Ich will von den religiösen Conflicten für jetzt schweigen, und eben so von den Gesinnungen, welche Sickingen und sein Freund Hutten vertreten. Seht dort an der Wand die Bücher, die von ihnen ausgegangen sind, sie waren die Freude, das Entzücken Eures Vaters! Unsere Zeit liegt in gewaltigen Wehen, und ich sehe Tage kommen, wo das Unterste zu oberst gekehrt wird. Der Kaiser und die Reichsfürsten suchen die Kraft des Adels und der Städte zu brechen. Die Verbindung wider Sickingen ist sehr mächtig, und sehr möglich ist es, daß sein und der Seinigen Verderben gekommen. Wer sich zu ihm gehalten, wird dann unterliegen, seine Güter werden der Gegenpartei anheimfallen. Wer sich zum Kaiser oder seinen Bevollmächtigten hält, wird mit seinen Gütern bei dem ungeheuren Heeresaufwand aushelfen müssen, er wird das Seinige vergeuden, ja selbst der persönliche Ruhm, welchen er erlangt, wird nicht überall anerkannt werden. Männer von ausgesprochener Geistesrichtung, von hervortretendem Wesen sind auch auf der Seite der Reichsfürsten nicht mehr angesehen, und selbst

die besten schwimmen endlich willenlos im allgemeinen Strome dahin."

Musculus hatte ruhig, aber ernst gesprochen, und da Rambert, in welchem sich zwar mancher Gedanke des Widerspruchs regte, ohne daß er noch die Form der Entgegnung finden konnte, schwieg, fuhr der Doctor fort: „Während die Gedanken der alten und der neuen Zeit die Welt immer feindlicher bewegen, um endlich im blutigen Kampfe kriegerischer Parteien aufzulodern, ist es dem Bürger gegeben, den schönen Pflichten der Menschlichkeit, des Gesetzes und der Sitte nachzuleben. Nicht unberührt soll er bleiben von dem, was die Welt im Großen bewegt, aber er soll das, was sie zerrüttet, mit unscheinbaren, aber starken Waffen von seinen Mitbürgern abzuwenden suchen. Der Wohlstand ist die Grundlage für das Aufblühen der Städte. Wem von seinen Vätern ein Besitz übermacht worden ist, der hat die Pflicht, ihn zu erhalten, nicht allein für sich, nein, für das allgemeine Wohl. Denn um ihn werden sich die Bedürftigen schaaren, er wird ihnen behülflich sein durch Arbeit, Rath, Unterstützung. So wird sein Ansehen wachsen, er wird seiner Stadt von Nutzen, ja, er wird ihr nothwendig werden. Stellt sich so der Bürger der allgemeinen Verwirrung entgegen und sucht aufrecht zu halten, wo so Vieles stürzt, so ist seine Thätigkeit von Bedeutung für das Vaterland, und mehr werth, als wenn er sein Eigenthum draußen im Kampfe zersplitterte. Auch der Bürger braucht Kühnheit, Tapferkeit und hohe Gesinnung, auch die Aufgabe seines Lebens fordert einen ganzen Mann."

Meusel saß mit gefalteten Händen da, ihm wurde fast andächtig zu Muthe, und es erfaßte ihn die tiefste Ehrfurcht vor seinem gelehrten Bruder. Dieser aber fuhr fort: „Freilich ist nun mancher Mensch anders angelegt. Nicht Jeder hat Bürgersinn, und es ließe sich wohl auch denken, daß Jemand, von ganz bestimmten Grundsätzen erfüllt, das Gegentheil vorzöge. Darüber zu streiten, wäre ein langes Capitel! — Doch ich glaube, es wird spät, die Bürgerstunde hat geschlagen. Nun, mein lieber Rambert," sagte er, indem er sich erhob, „Euer vortrefflicher Wein hat mich schwatzen gemacht, ich habe allerhand Ansichten ausgesprochen, wiewohl ich einräume, daß man billig auch anders denken könne."

Rambert aber faßte des Doctors Hand und sagte: „Alter Herr, ich habe Euch wohl verstanden! Ich will mich bedenken — noch aber habt Ihr mich nicht gefangen!"

Musculus verabschiedete sich darauf und schritt, von seinem Bruder begleitet, die Treppe hinab. An der Hausthür wandte er sich plötzlich und sagte: „Halt, daß ich's nicht vergesse! Wie viel ist in der Casse?"

Meusel nannte eine bedeutende Summe.

„Gut," sagte Musculus, „halt' es beisammen! Ich habe einen Plan, dessen Ausführung Geld kosten wird. Der Grafenstand muß uns helfen!"

„Um Gottes willen!" rief Meusel, „was hast Du vor? Der Grafenstand?"

„Sei kein Thor!" entgegnete der Doctor. „Der Mai ist vor der Thüre — verstehst Du jetzt?"

Und Meusel verstand seinen gelehrten Bruder, und war seelenvergnügt über den neuen Plan.

Rambert ging aufgeregt im Zimmer auf und ab, als der kleine Mann wieder eintrat.

„Wartet nur," sagte er, mit dem Finger drohend, „ihr alten schlauen Füchse habt Euch gegen mich verschworen, aber ich will Euch schon entgehen! Keine Widerrede! Schlaft wohl und träumt Euch ein ganzes Paradies von Rechen-Exempeln!"

Meusel ging, aber auf Ramberts Augen wollte sich noch lange, lange der Schlaf nicht senken.

Viertes Capitel.

Vierzehn Tage waren vergangen, die Aprilstürme hatten noch in den Mai hinüber geweht, aber nun versprach die weichere Luft die baldige Einkehr der schönen Blüthenzeit. Die Grasspitzen sprangen schon auf Wiese und Anger hervor, die Knospen der Castanienbäume dehnten sich im Saft, und an vielen Fenstern der Stadt sah man Sträuße von Schneeglöckchen stehen. Auch der alte Rosenstrauch an der Mauer des Domes, der damals schon fünfhundert Jahre zählte, dehnte und reckte seine alten Zweige, und dachte: Es geht noch! Von der Wurzel bis in die Zweiglein ist Alles noch frisch und gesund, und ein paar Hundert Jahre soll das Knospen und Blühen noch fortgehen! Und er hat es gehalten, denn noch heute steht der achthundert-

jährige Rosengreis in kräftiger Fülle da, bedeckt sich in jedem Frühling mit einem wogenden Meer von Blüthen, und hat auf der ganzen Welt nicht seines Gleichen an Kraft und Herrlichkeit.

Die fürstlichen und ritterlichen Gäste waren sämmtlich aus Hildesheim abgereist. Rambert hatte Manchem Lebewohl gesagt, Viele hatte er vermieden, denn er wollte über sein Zurückbleiben keine Verwunderung, und für sein Mitgehen keine Aufforderung hören. Aber mächtig zog es ihn den lebendigen Bildern der reisigen Gruppen nach, und er hatte Mühe, seiner Sehnsucht zu gebieten.

Richilde war in Hildesheim geblieben, obgleich dies nicht ihr ständiger Wohnort war. Noch ein Mal hatte sie Ramberts Begleitung bei einem Spazierritte gewünscht, noch einige Mal hatte er sie flüchtig gesprochen, jedes Mal war er nach den gewöhnlichen Neckereien in unbehaglicher Stimmung von ihr gegangen. Aber so oft er auch Willens war, sie aus seinem Herzen zu verbannen, es wollte ihm niemals gelingen.

Die Hälfte der Frist, die er sich selbst gesetzt hatte, war unter wenig Freuden und viel Mißbehagen vorüber gegangen. Er hatte das Hauptbuch durchstöbert, in dem Gefühle, einen Rattenkönig von Zahlen auseinanderwickeln zu müssen. Er hatte sich durch Meusel in sonstige Geheimnisse des Geschäfts einweihen, und über das Werk seiner Arbeiter, über die verschiedenen Hölzer, Fässer, Kübel, Bütten und sonstigen Geräthschaften belehren lassen. Meusel kam ihm darin mit

fast fieberhaftem Pflichteifer zu Hülfe, ja, er suchte, da er seines Herrn Vorliebe für den Scherz kannte, manchmal spaßhafte Wendungen bei seinen Erläuterungen anzubringen, was dem kleinen Manne so komisch ließ, daß Rambert oft laut auflachen mußte. „Meusel, alter Hauskobold!“ rief er dann, „es muß weit mit mir gekommen sein, wenn Ihr zu meiner Erheiterung den Hanswurst zu spielen unternehmet!“ Und allerdings war seine Laune oft wild genug, so daß seine Arbeiter zuweilen darunter zu leiden hatten. Er hatte sich eine ungefähre Kenntniß der laufenden Geschäfte und Arbeiten erworben, war aber, wie alle Menschen, die eine Sache nur halb verstehen, sehr geneigt, jeden geringen Verstoß auf das Härteste zu rügen, um sein Verständniß in ein recht glänzendes Licht zu stellen, während der Kundige durch eine eben so geringe Wendung den Fehler ohne Umstände verbessert hätte. Ein Mal war er sogar in Gefahr, von den Gesellen wegen eines höchst auffälligen Irrthums ausgelacht zu werden, wenn Meusel ihm nicht schnell zu Hülfe gekommen wäre. So kam er denn in seinem Hause in den Leumund eines sehr strengen Herrn. Doch fehlte es auch nicht an Gelegenheiten, die ihm Liebe und Achtung erwarben. Die Sorge, welche er für die abgebrannten Familien getragen hatte, war ruchbar geworden, und so wurde er, ohne es zu wissen, oder zu wollen, das allgemeine Stadtgespräch, bei welchem man an sein Zurückbleiben in der Stadt so manche Hoffnung knüpfte.

Indessen vergingen ihm die Tage langsam genug. Am Feierabend besuchte er zuweilen den Rathskeller,

wiewohl ihm die Unterhaltung mit seinen Mitbürgern über die Angelegenheiten der Stadt keinen Antheil entlockte. Zuweilen gesellte er sich zu Musculus, ohne daß jedoch Beide das Gespräch über die öffentlichen Angelegenheiten wieder aufgenommen hätten. Zuweilen auch machte er sich über die kleine Büchersammlung seines Vaters, und schon zwei Mal war es vorgekommen, daß er sich einige Stunden darein vertieft hatte.

Eines Nachmittags strahlte die Sonne hell in seine Fenster, sie schien ihn heraus zu rufen, und er beschloß, einen Gang vor das Thor zu machen. Draußen begegnete ihm Christian, der ihn vergnügt anredete und ihn einlud, mit nach seiner Mühle zu wandern. Rambert ging darauf ein.

„Seht, Junker,“ sagte Christian, „da kommen schon die Störche! Ein Paar Schwalben haben sich heute auch schon ein Fenster an meiner Mühle ausgesucht. Wartet einen Augenblick, ich will meinem Friedel hier schnell einen Haselstock abschneiden, man muß ihm immer Etwas mitbringen.“

Sie standen bei den Haseln, die überdeckt waren mit Blüthenkätzchen und grünen Knospen, welche sich in der weicheren Luftwelle und im Sonnenschein wiegten. Unter dem welken Laub, das die bemoos'ten Erlenstämme umgab, sahen blaue Veilchen in Menge hervor.

Die Jugendkameraden schritten einen leichten Hügel hinan, hinter welchem die Mühle lag.

„Christian,“ sagte Rambert, „wie oft haben wir uns in dieser Gegend umhergejagt, Haselstöcke geschnitten

und Krieg gespielt, wie oft haben wir uns beim Klettern die Kleider zerrissen! Was ist aus dem dicken Peter geworden, der überall zu ungeschickt war, und dessen armes Fleisch so oft das Opfer unserer Kampfeswuth wurde?"

„O, der ist noch dicker geworden!" entgegnete Christian. „Er hat seines Vaters Brauerei übernommen, ist übermäßig stolz auf sein Geld, und hat eine Frau geheirathet, die noch dicker ist, als er. Sie haut ihn aber, wie es heißt."

„Also auch sie!" lachte Rambert. „Er scheint vom Schicksal dazu bestimmt zu sein. Ferner der Niklas Strobel — wo stolzirt der jetzt mit seinen Säbelbeinen?"

„Auch der ist zu vielem Gelde gekommen!" berichtete Christian. „Sein geiziger Ohm, von dem er abhing, ist gestorben und hat mehr hinterlassen, als Alle geglaubt hatten. Der Niklas hat studirt, und ist jetzt Schreiber im Rathe. Man sagt, er werde es noch weit bringen. Jetzt baut er sich ein großes Haus."

„Und der lange Kunz?"

„Ach, schweigen wir von dem!" sagte der junge Müller mit Wegwerfung. „Der hat Streiche gemacht, daß man sich schämen muß, mit ihm einst Gemeinschaft gepflogen zu haben. Er ist ein Lump geworden. Erst hat er sein Vermögen zur Hälfte in der Stadt durchgebracht — und es war ein hübsches Vermögen! Hernach, wie er es so weit getrieben hatte, daß Jeder sich seines Umgangs schämte, hat er sein Haus verkauft und sich davon gemacht. Er ist in den Krieg

gegangen, und da ist's bald alle geworden. Letzt war er in Hildesheim unter den Landsknechten des Braunschweigers. Ich mag nichts weiter sagen, aber wenn man den einmal am Galgen sieht, so ist's nicht zu verwundern!"

Rambert schwieg nach Anhörung dieser Schilderung einige Minuten still. Die Mühle war erreicht. Ihre Lage war nicht auffallend schön, aber sie konnte im Sommer, umgeben von hohen Bäumen und Gesträuch, mit dem rauschenden Bache, ein frisches, anmuthiges Plätzchen genannt werden.

Frau Liese empfing die Eintretenden mit einigem Schrecken, dann aber, nachdem sie erfahren, wen ihr Christian mitgebracht habe, mit verlegener Freude. Der Gast ließ sich Brod, Käse und ein Glas Milch gern gefallen, und eine Stunde verging unter Gesprächen aus der Knabenzeit. Frau Liese, an deren Kleidern sich die Kinder festhielten, hörte an einem etwas entfernteren Platze, aufmerksam zu. Rambert gewann die Herzen der jungen Gatten noch mehr, als er ihren Aeltesten, ein kleines dickes Geschöpf, auf das Knie nahm und reiten ließ. Mit dem Versprechen, seinen Besuch zu wiederholen, verließ er die Mühle.

Auf dem Heimwege, den er allein antrat, bedachte er seine Lage von allen Seiten. Es schien ihm wohl thunlich und billig, daß sein väterliches Gewerbe fortgeführt werde, aber es machte ihn mißmuthig, daß gerade er dazu auserkoren sei, den es eine unsägliche Last däuchte. Zwei Reiter trabten an ihm vorüber. Sie lachten und sprachen laut miteinander. Er sah ihnen

seufzend nach, und seine Augen hafteten noch lange an der Stelle, wo der Wald ihm ihren Anblick entzogen hatte. Endlich fuhr er auf, stampfte mit dem Fuße auf den Boden und rief: „Meusel mag's fortführen — ich halt's nicht aus!"

Als er in die Stadt zurückkam, und den Blick über die ersten Häuser am Thore gleiten ließ, erkannte er wiederum Barbara's Häuschen, und beschloß, die bescheidenen Räume, die er als Knabe hin und wieder besucht hatte, zu betreten. Das Haus war einstöckig, hatte aber sein Giebelchen, wie alle seine Brüder in der Reihe. Rambert überschritt die Schwelle, klopfte an die Thüre, und als nach abermaligem Pochen ihn Niemand aufforderte, einzutreten, nahm er sich die Freiheit, die Thüre zu öffnen. Niemand war im Zimmer. Bei aller Bescheidenheit der Einrichtung herrschte in diesem kleinen Räume die größte Sauberkeit, und man sah es ihm an, daß seine Bewohnerinnen ihre Dürftigkeit doch in das Gewand der Anmuth und des Geschmackes zu kleiden strebten. Blendend weiße Vorhänge hingen an den niedrigen Fenstern, durch deren reinliche Scheiben die letzten Strahlen der Sonne fielen. Beide Fenster waren voll von Blumentöpfen. Goldlack, Nelken und Rosen standen in Blüthe und erfüllten das Zimmer mit Duft, während ein Zeisig und ein paar Hänflinge im Bauer zwitscherten.

Rambert sah sich einige Augenblicke um, und da Niemand erscheinen wollte, hatte er die Kühnheit, in einen Wandschrank zu blicken, dessen Thürchen geöffnet stand. Er erblickte mehrere Reihen Bücher. Was ist

das? dachte er, dergleichen hätte ich hier nicht erwartet! Er nahm einige derselben heraus, las auf den Titeln die Namen Huttens und Anderer, die sich gleichfalls in seines Vaters Sammlung befanden, und sah endlich in einem dieser Bücher den Namen Musculus eingeschrieben. Also der, dachte er, setzt sein Schulmeisteramt hier bei den Weibern fort! Schließlich gewahrte er ein in Nürnberg gedrucktes Liederbuch, und setzte sich damit an's Fenster, wo auf dem Tische ein Nähzeug bekundete, daß Frauenhände noch kürzlich hier thätig gewesen waren. Zehn Minuten mochte er geblättert haben, als er hörte, wie im Nebenzimmer eine Thüre geöffnet wurde, und bald darauf Jemand geschäftig darin umherging. Es war ein leichter, huschender Tritt. Ein Schlüssel wurde gedreht, der Deckel einer Truhe schien geöffnet zu werden, und eine helle fröhliche Mädchenstimme fing bei großer Geschäftigkeit an zu singen:

Ich stund auf hohen Bergen
Und sah ins tiefe Thal,
Ein Schifflein sah ich fahren,
Darin drei Grafen war'n.

Das Uebrige wurde nur gesummt, aber deutlicher war dann die Stelle zu verstehen:

Und als er kam vor's Kloster,
Gar leise klopft er an,
Wo ist die jüngste Nonne,
Die zuletzt ist kommen an?

Die Antwort auf diese Frage blieb aus, die Theilnahme für die Nonne schien zu schwinden, dagegen

versetzte die Sängerin sich plötzlich an die Stelle eines Kriegers und sang in lustigster Weise:

Steh' ich im Feld,
Mein ist die Welt,
Bin ich nicht Officier,
Bin ich doch Grenadier.
Steh' in dem Feld wie er,
Weiß nicht, was besser wär',
Juchhe, ins Feld,
Juchhe, ins Feld!

Gleich darauf folgte eine gesummte Tanzweise, und daran schlossen sich unvermittelt die melancholischsten Töne des Liedes:

Kein Feuer, keine Kohle
Kann brennen so heiß,
Als heimliche . . . .

Da brach das Lied ab. Ein Kastendeckel wurde zugeworfen, ein Schlüssel gedreht, die Thüre schnell geöffnet. O weh, welch ein Anblick, da saß ein Mensch, sogar ein Mann!

Rambert sprang auf, das Buch fiel zu Boden. Er bückte sich, und hob das Linnen auf, welches Martha vor Schreck hatte fallen lassen. Sie stand da, wie übergossen von Scham, das Antlitz bis unter die goldenen Zöpfe, die von den Schläfen herabfielen, geröthet.

„Ei, ei, kleine Martha," begann Rambert, „wenn Ihr Thür und Thor so offen stehen laßt, müßt Ihr gewärtig sein, daß Euch ein Dieb in's Haus schleicht!"

„Ich war nur auf dem Boden," stotterte Martha, sich entschuldigend, „um etwas Linnen zu suchen."

Sie stand, wie an die Stelle gefesselt, mit klopfendem Herzen und niedergeschlagenen Augen da, und konnte kein Wort weiter hervorbringen. So fing denn Rambert von Neuem an: „Ihr seid recht groß geworden, kleine Martha!" Er wollte eigentlich sagen: schön, doch fiel ihm glücklicher Weise ein, daß das die Verwirrung des jungen Mädchens noch vermehren könnte. „Ich glaube," fuhr er fort, „Ihr kennt Euren Jugendkameraden nicht mehr!"

„O ja," entgegnete Martha, indem sie lächelnd zu ihm aufblickte, „ich kenne Euch noch. — Wo nur die Mutter bleibt!" fügte sie mit einem ängstlichen Blicke nach der Thüre hinzu, „ich glaube, sie wird in Eurem Hause sein."

„Fürchtet Ihr Euch denn vor mir?" fragte Rambert. „Scheut Ihr Euch, mit mir allein zu sein? Ich bin nicht schlimmer geworden, als da ich hier war, hier habt Ihr meine Hand darauf!"

Martha war schnell mit ihren Händen auf dem Rücken, und sah ihn, indem sie sich ein Herz faßte, schalkhaft an. „Dann seid Ihr noch gerade schlimm genug!" sagte sie. „Es war gar nicht recht, so hereinzutreten, und sich an's Fenster zu setzen — und da habt Ihr gar den Schrank aufgemacht! Doch, da höre ich die Mutter auf der Schwelle!"

Eilig ging sie zur Thüre und öffnete. Frau Barbara machte beim Anblick des unvermutheten Gastes erstaunte Augen, schien aber, als sie ihn erkannte, erfreut über seinen Besuch.

„Viel Ehre, Herr Rambert!“ sagte sie. „Es freut mich, daß Ihr meine Wohnung nicht vergessen habt.“

„Beinahe hätte ich sie wieder verlassen müssen,“ entgegnete Rambert. „Die kleine Martha — nein, verzeiht, die Jungfrau Martha, muß man jetzt sagen — die hätte mich am liebsten gleich wieder weggeschickt!“

„Ja,“ sprach Barbara, „das ist ein großes Mädchen geworden! Nun, Herr Rambert, wenn Ihr's nicht übel nehmt, setz' ich mich an meine Arbeit, sie muß heute noch fertig werden.“

„Niemand lasse sich stören,“ sagte er. „Ich setze mich dazu, und wir plaudern ein Weilchen.“

Barbara setzte sich an's Fenster, um das letzte Tageslicht für ihre Arbeit zu benutzen. Rambert rückte sich einen Stuhl zu ihrem Platze hin, während sich Martha etwas entfernter mit ihrem Nähzeug hielt. Sie sprachen von vergangenen Zeiten. Rambert brachte alte lustige Geschichten in Erinnerung, bei welchen Martha, die seit der Rückkehr ihrer Mutter unbefangener geworden war, bald mehr und mehr aufthaute.

„Neulich habe ich auch den hohen alten Schrank auf dem Boden gesehen,“ sagte Rambert, „auf den ich die kleine Martha einst setzte. Wißt Ihr wohl noch?“

„Gewiß!“ entgegnete Martha, „ich weiß es noch, als wär's gestern geschehen. Erst spielten wir unten, dann locktet Ihr mich immer höher die Bodentreppe hinauf, und als das nicht so schnell gehen wollte —“

„Da nahm ich Euch auf den Arm und trug Euch hinauf,“ fiel Rambert ein.

„Dann zeigtet Ihr mir allerlei Kisten,“ fuhr

Martha fort, „und erzähltet Geschichten davon, die mir ein tiefes Grauen erregten. Ich glaube, jedwede sollte eine Löwenhöhle sein, und Bären und Wölfe säßen in allen Ecken. Komm', sagtet Ihr, jetzt müssen wir fliehen! Da auf dem Felsen sind wir sicher! Ich sah keinen Felsen, aber daß wir fliehen müßten, war auch meine Meinung. Ihr hattet schon die Leiter an den Schrank gestellt und rieft: Klettere hinauf, ich vertheidige Dich im Rücken gegen die Unthiere! In Todesangst betrat ich die Sprossen und klomm empor, und Ihr folgtet, mit einer langen Stange bewaffnet. Endlich saßen wir oben. Ihr gabt mir ein Blumenstäbchen zur Vertheidigung in die Hand, während Ihr selbst mit der Stange tapfer in die Tiefe stießet, und mir erzähltet, wie viel scheußliches Gethier unten von Eurer Hand erschlagen läge."

Rambert und Barbara lachten, Martha aber fuhr fort: „Dann sagtet Ihr: Siehst Du die giftige Schlange, die da in der Ecke zusammengeringelt liegt? Die muß ich erlegen! Ich hatte zwar vorher bereits an der Stelle eine Waschleine liegen sehen, jetzt aber sah ich die Schlange in ihrer ganzen Furchtbarkeit vor mir. Ihr stiegt hinab, nahmt die Leiter weg, damit kein wildes Thier zu mir herauf könne, und kämpftet einen Heldenkampf mit dem Gewürm, mußtet aber endlich die Flucht ergreifen. Ich hörte Euch die Bodentreppe hinunter springen, und saß nun allein auf meinem Felsen. Mein Blumenstäbchen krampfhaft in die Hand gepreßt, erwartete ich das Herannahen all der gräßlichen Geschöpfe, die Ihr mir beschrieben hattet.

Ihr bliebt lange, und immer lauter schlug mir das Herz. Ich wagte einen Blick von meinem Platze hinunter, mir war's, als läge eine schwindelnde Kluft unter mir, und ich mußte mich fest an den Rand anklammern. Jetzt hörte ich's rascheln — das mußte die Schlange sein! Immer näher drang das Geräusch aus der dunklen Ecke, und endlich kam etwas mit einem Sprunge hervorgeschossen. Es war allerdings etwas Lebendiges, nämlich eine Ratte. Sie kam bis in die Mitte, spitzte die Ohren und that einen hellen Pfiff, der mich so erschreckte, daß ich fast hinuntergestürzt wäre. Da fuhren plötzlich aus allen Ecken eine Menge Ratten hervor, es war, als ob sie eine Berathung hielten, und ich war überzeugt, daß sie es auf mich abgesehen hatten. Aber es geschah nichts, sie huschten wieder auseinander, und ich konnte sie mit den Augen nicht mehr verfolgen. Schon war es dunkel geworden, und jetzt stieg meine Furcht auf den Gipfel. Ich hätte schreien mögen, aber ich konnte nicht. Ich zitterte und bebte, weinte still vor mich hin, und sah und hörte nicht mehr, was um mich her vorging."

„Schändlich, abscheulich war's von mir, Euch da oben sitzen zu lassen!" rief Rambert aus. „Die Ohrfeige, welche ich davontrug, war eine viel zu gelinde Strafe. Halt!" fuhr er fort, da plötzlich diese alten Erinnerungen auch in ihm lebhafter wurden, „halt, jetzt fällt mir auch das Ende dieser Geschichte ein! Kam ich nicht am Morgen darauf hierher?"

„Ja," entgegnete Martha, „und brachtet mir einen Apfel!"

„Richtig! Und bat Euch mein Vergehen ab, und sagte, verlaß Dich drauf, kleine Martha, das will ich künftig wieder gut machen. War's nicht so?"

Martha erröthete und schwieg. Rambert aber fuhr fort: „Und das, was ich als großer Junge von zehn Jahren an dem kleinen, kaum vierjährigen Mädchen verbrochen, habe ich, so viel ich weiß, noch nicht gut gemacht!"

„Thorheiten!" sagte Barbara. „Was ist da gut zu machen? Ihr waret eben ein Springinsfeld. Wie oft haben wir Euch hier vorüber nach der Mühle laufen sehen!"

„Da komm' ich auch heute her, Frau Barbara. Ihr seht, es ist noch so, wie es war, nur — daß es ein wenig anders geworden ist! Der Christian hat eine schmucke Liese, der dicke Peter seine noch dickere Frau, die ihn haut, der Niklas Strobel ist ein Gelehrter und hat einen Platz im Rathe in Aussicht, und ich — nun, was aus mir werden wird, das mag Gott wissen, ich seh' aber noch kein Heil!"

Barbara sah ihn groß an. „Nicht?" sagte sie verwundert. „Nun, wenn Einer Grund hat, zufrieden zu sein, so seid Ihr's doch, Herr Rambert! Hört, jetzt habe ich Euch einmal allein, jetzt will ich ein Wort zu Euch reden."

„Keine Predigt, Frau Barbara!" unterbrach Rambert sie. „Ich weiß, was Ihr sagen wollt, und gebe Euch im Voraus Recht. Tuch färben ist für viele Leute gut, in die Welt gehen für manche noch besser!

Kleine Martha, jetzt entscheidet einmal! Was würdet Ihr thun, wenn Ihr zu wählen hättet?"

„Was versteht das Mädchen davon!" fiel die Mutter ein.

„Nein," rief Rambert, „Martha soll ihre Ansicht aussprechen. „Wenn Ihr ein Mann wäret, und es stände Euch die Wahl zwischen einem Kübel blauer Farbe, in den sich das ganze Leben wie ein schrecklich langer Streifen Tuch hineintauchen soll, oder einem muthigen Roß, das Euch lustig in den Krieg trüge, was würdet Ihr thun?"

Martha zögerte. Endlich blickte sie verstohlen von unten herauf, und sagte: „Ich glaube, ich spränge auf's Pferd, und jagte in die Welt."

„Ach, Du albernes Ding!" entgegnete die Mutter, indem sie ihre Arbeit zusammenlegte.

Rambert aber sprang jubelnd auf, klatschte in die Hände, und rief: „Seht Ihr? seht Ihr? Das ist das erste vernünftige Wort, das ich in Hildesheim höre!"

Auch Martha war aufgestanden, da die Dunkelheit das Arbeiten verhinderte, und Rambert merkte aus dem Wesen Barbara's, daß es Zeit sei, sich zurückzuziehen. Er empfahl sich mit dem Versprechen, bald wieder zu kommen. Barbara aber eilte ihm schnell nach, und hielt ihn an der Hausthür fest.

„Ein Wort noch, Herr Rambert," sagte sie. „Daß Ihr uns öfter besuchen wollt, ist mir gewiß lieb und angenehm; dennoch aber muß ich Euch bitten, es nicht zu thun. Verzeiht, ich kann nicht anders! Ich bin

eine Wittwe, mein guter Ruf ist fast Alles, was ich besitze . . . ."

„Aber, Barbara, was fällt Euch ein!" rief Rambert entrüstet.

„Die üble Nachrede der Nachbarn," fuhr sie fort. „Ihr seid ein junger Herr, und kümmert Euch um böse Zungen nicht, wir aber sind wehrlos dagegen, wir müssen uns darum bekümmern! Gebt mir die Hand darauf, daß Ihr mir die Bitte nicht übel deuten, sie aber auch gewähren wollt!"

Rambert zögerte, darauf einzugehen. Endlich gab er ihr die Hand mit den Worten: „Es ist schade, aber — Ihr habt Recht. Ich will nicht wieder kommen."

Fünftes Capitel.

Wenn die Sonne einmal die ersten Blätterknospen gesprengt hat, dann überkleiden sich in Einer warmen Nacht alle Zweige mit lachendem Grün, und des Wachsens, Blühens und Duftens ist kein Ende. Eine Woche war vergangen, sie hatte die Welt verändert, der volle prangende Mai hatte in aller Wunderpracht sein Reich über die Erde ausgebreitet. Der alte Rosenstrauch wiegte auf kräftigen Armen seine Millionen Purpurknospen im Sonnenschein, und zeigte mit würdigem Ahnenstolz das Heer seiner hoffnungsvollen Kinder dem blauen, heiteren Frühlingshimmel. Und draußen auf Wiesen und Feldern, im Wald und auf

den Hügeln das saftige Grün, das Blumenmeer, das Singen, Zwitschern, Trillern und Jubeln, die veilchenduftigen Lüfte — wie soll man das alles beschreiben, das hundertmal Beschriebene und doch nie Erreichte?

Aber für die Stadt Hildesheim war der Mai immer von ganz besonderer Bedeutung. Hier herrschte nämlich seit vielen hundert Jahren eine Sitte, die den Mai feierte, und der Mairitt genannt wurde. Einer der angesehensten und verdienstvollsten jungen Bürger ward zum Maigrafen erwählt und ritt im Gefolge des Rathes und der Bürgerschaft hinaus ins Freie, um dort mit einem Kranze geschmückt zu werden und den Mai zu begrüßen. Draußen auf der Waldwiese wurde ein Volksfest gefeiert, und nachdem mehrere Wagen voll grüner Maien (Birkenreiser) geschlagen waren, setzte sich der Zug Abends wieder in Bewegung, um den Mai mit Jubel und Musik in die Stadt zu führen. Gastmähler und Festlichkeiten aller Art schlossen sich daran, die Maienbäume wurden an den Rath und die Bürgerschaft vertheilt, und der Maigraf genoß ein Jahr lang eine ehrenvolle Auszeichnung. Es war ein schöner Gedanke, das neu erwachte Leben des Jahres in der personificirten Jugend, der Gestalt des Jünglings, begrüßen zu lassen, und eine Frühlingsfeier, die sich den schönsten Sitten des deutschen Lebens anschließt. Es rinnt eine unerschöpfliche Quelle tiefster und reinster Poesie von Urväterzeit her durch das Leben des deutschen Volkes. Je mehr man ihrem oft verborgenen Laufe folgt, und auf ihren Grund blickt, desto mehr Goldkörner wird man entdecken.

Bis gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts erhielt sich die Sitte des Mairittes, zu dieser Zeit aber wurde sie, nicht weil sie sich ausgelebt hatte, sondern aus Nützlichkeitsgründen, vom Rathe abgeschafft! Noch heut zu Tage schmücken wir zu Pfingsten die Häuser mit Birkenreisern, und es ist möglich, daß diesem ziemlich allgemeinen Gebrauche etwas mit jenem Mairitte Gemeinsames zu Grunde liegt. Das grüne Birkenreis zu Pfingsten und der Tannenbaum zu Weihnachten sind die Fest-Standarten, welche der Deutsche in seinem Hause aufstellt, als Symbole seines Zusammenhanges mit der Natur.

In Hildesheim war man seit Wochen schon mit der Frage beschäftigt, wer in diesem Jahre die Ehre des Mairittes davontragen werde, und da dieselbe vom Bürgermeister bis zum ärmsten Handwerker allgemein als eine solche anerkannt und geschätzt wurde, so hegten Viele den Wunsch und Manche die Hoffnung, den Titel des Maigrafen zu erlangen. Unter den Candidaten zu dieser Würde, deren Namen man am häufigsten hörte, schien Herr Niklas Strobel bis jetzt der am meisten Begünstigte, denn er ließ es an Besuchen bei den Rathsherren nicht fehlen und erschien auch häufiger in den Wirthshäusern, um sich bei der Bürgerschaft populär zu machen. Seine Verdienste waren, wenn er selbst sie beim Wein oder Bier aus einander setzte, allerdings sonnenklar. Und da er so gelehrt wie ein Buch sprach, ja, seine Rede sich oft zu einem Styl erhob, in welchem Lateinisch und Deutsch nicht mehr zu unterscheiden waren, so mußte seine Zuhörer wohl

ein ahnungsvolles Staunen überkommen, und sich die Ueberzeugung bei ihnen festsetzen, daß nur er zum Maigrafen erwählt werden könne.

Plötzlich aber trat unvermuthet ein neuer Aspirant auf, der im Verlauf weniger Tage fast eben so viel für sich zu haben schien, als Niklas Strobel. Dies war der reiche dicke Peter, der, wie man sagte, weniger aus eigener Ehrsucht, als auf dringendes Verlangen seiner noch dickeren Gattin, ernsthafte Schritte that, den Kranz zu gewinnen. Auch er machte Besuche bei allen Mitgliedern des Rathes, auch er saß allabendlich in einem Wirthshause, und bekämpfte seine Abneigung gegen das Sprechen, und bald bildeten sich zwei Parteien, die einander feindlich gegenüber standen.

Eines Abends trafen die beiden Candidaten in demselben Wirthshause zusammen. Nachdem sie einander erst eine Weile mit scheuen, aber mißachtenden Blicken gemessen hatten, ließ Herr Strobel einige Worte fallen, in welchen nicht undeutlich zu verstehen war, daß er ein dickes Bierfaß und den schönen Wonnemond für ungereimte Dinge halte. Der Dicke witterte etwas von einem Verständniß, streifte den Aermel auf, und gab, indem er seine volle Faust auf den Tisch fallen ließ, zu verstehen, daß es ihm ein Leichtes sei, eine magere Kreuzspinne zu zerschmettern, wäre sie gleich mit aller Gelehrsamkeit der Welt gemästet. So entfernten sich Beide immer weiter von dem Standpunkte gegenseitiger Hochachtung, und die Folge davon war, daß die vielfachen lieblosen Verdächtigungen, mit welchen sie sich hinter dem Rücken befeindeten, die Bürger

an ihren Vorzügen irre machten, und man endlich keinen von Beiden als Repräsentanten des Frühlings zu sehen wünschte.

Im hohen Rathe hatten indessen beide Aspiranten ihre Gönner, und unter diesen — da die Stadt zwei Häupter an der Spitze ihrer Verwaltung führte — jeder einen Bürgermeister gewonnen. Eine dritte Partei schien sehr unentschieden zu sein, wenigstens äußerte sie weder für den Einen, noch für den Anderen, besondere Zuneigung. Zu dieser gehörte Dr. Musculus.

Endlich kam der Tag der Berathung, welche nach allgemeiner Ansicht eine etwas stürmische zu werden drohte. Die beiden Haupt-Candidaten wurden vorgeschlagen. Das Für oder Wider ward erwogen, und schon schien die Wage sich auf Herrn Strobel's Seite zu neigen, als Musculus sich erhob, und einen neuen Candidaten vorschlug, nämlich Rambert.

Die Peterianer und Strobelianer waren erstaunt oder suchten durch ein Achselzucken ihre Gleichgültigkeit an den Tag zu legen. Die sämmtlichen Unentschiedenen aber gaben ihren lebhaftesten Beifall zu erkennen, und zeigten sich plötzlich als eine längst entschiedene und fest geschlossene Partei. Sogleich begann Dr. Musculus die Verdienste seines Candidaten in das rechte Licht zu setzen. Er begann mit Ramberts Vater, und erinnerte mit den rührendsten Worten und Wendungen an die Zeit, da der vortreffliche alte Herr noch in gemeinsamem Wirken mit den Versammelten hier an demselben Tische gesessen, und wie man dem für das Wohl der Stadt nur zu früh Dahingeschiedenen den Dank

für seine Verdienste eigentlich noch schuldig geblieben sei. Dabei führte er sein rothgewürfeltes Taschentuch vor die Augen, und durch die ganze Rathsversammlung ging eine sichtbare Bewegung. Hierauf kam der Doctor auf den Sohn zu sprechen. Er schilderte die ausgezeichneten Eigenschaften des jungen Mannes, und erzählte von seinen Heldenthaten in dem jüngst durch Gottes Hülfe beendeten Kriege. Von der Schanze, die er fast allein erobert, von seiner Geistesgegenwart, durch welche er den rechten Flügel der herzoglichen Reiterei gerettet, und von sonstigen Zügen seiner Tapferkeit, die er zu Gunsten der Stadt bewiesen habe.

Dagegen erhoben sich nun mancherlei Stimmen. Man wollte an den Krieg nicht gern erinnert sein, und ein Sprecher, welcher sogleich vielfache Unterstützung fand, äußerte: Das sei alles recht schön und dankenswerth; aber wenn der junge Mann auch augenfällige kriegerische Verdienste habe, so zeige er doch seit seiner Rückkehr nach Hildesheim durchaus nicht, daß er als Bürger betrachtet sein wolle. Er vermeide allen Umgang, lebe zurückgezogen, und sein Benehmen sei kalt und herrisch. Er könne also auf eine Ehre, die lediglich auf bürgerliche Tugenden gegründet werden müsse, keinen Anspruch machen.

Darauf nahm der Doctor das Wort. „Ich gebe zu, meine Herren Collegen," sagte er, „daß der junge Mann bis jetzt nur in geringer Verbindung mit seinen Mitbürgern steht, aber gerade das spricht für ihn. Er kommt aus einer kriegerischen Thätigkeit, die ihn mehrere Jahre sein väterliches Geschäft hat versäumen

lassen. Diese Versäumniß fühlt er jetzt nur zu tief, und so sitzt er in der angestrengtesten Arbeit verborgen zu Hause, und sucht mit dem regsten Eifer das Versäumte nachzuholen. Sähet Ihr ihn nur, meine Herren Collegen, sähet Ihr ihn, wie er gleichsam von unten herauf dient, wie er die Arbeit des Lehrburschen, des Gesellen, von freien Stücken nachträglich erlernt; sähet Ihr ihn dann mit seinem Geschäftsführer rechnen und calculiren; sähet Ihr ihn endlich in den späten Mußestunden noch denselben Studien obliegen, welche einst seinen Herrn Vater selig, unsern weiland Collegen erfreuten — oh, Ihr würdet anders und besser von ihm denken! Er fühlt, daß er, als ein junger Mann, noch viel zu thun habe, um sich den Namen eines würdigen Bürgers unserer Stadt zu erwerben, darum flieht er müßige Vergnügungen und die Gelage der Trinkstuben. Aber wenn es darauf ankommt, für das Wohl seiner Mitbürger in die Schranken zu treten, ja, sich für sie aufzuopfern — wer ist da der Erste? Wir haben es gesehen neulich bei jenem schrecklichen Brande" — — Und nun folgte eine glänzende, begeisterte Schilderung jener Auftritte, welche die ganze Stadt wußte und bereitwillig anerkannte.

Ein schallender Beifall aller Rambertianer begleitete den Schluß dieser Rede. Die Peterianer und Strobelianer waren verlegen, sie konnten gegen diese Begründung nichts einwenden. Doch fanden sich noch ein paar Stimmen, die für ihre Vorgeschlagenen zu sprechen versuchten. Musculus aber hatte sich nicht niedergesetzt, und zeigte damit, daß er noch nicht zu Ende sei. Er

räusperte und schnäuzte sich mit vieler Umständlichkeit, und begann von Neuem: „Die erste That des jungen Mannes für das Wohl seiner Vaterstadt zeigt uns, daß ihn derselbe Eifer beseele, wie seinen Herrn Vater, unseren weiland Herrn Collegen. Und wie bescheiden und anspruchslos ist das Wesen dieses Jünglings! Heut erst war es, als ich ihn sagen hörte: „Ich habe recht viel zu thun, um mich meiner Stellung als Bürger dieser Stadt würdig zu machen! Nur zu tief fühle ich, daß meine Mitbürger keine Zuneigung zu mir hegen können. O, gäbe es nur recht viel zu schaffen und zu wirken, daß ich ihnen meine Liebe an den Tag legen könnte! Gäbe es Noth und Gefahr, wie neulich — doch nein, um einen solchen Preis will ich ihre Zuneigung nicht erkaufen, lieber will ich verkannt und im Verborgenen leben!" Meine werthen Herren Collegen, gestehen wir uns nur, daß wir die Klage des jungen Mannes über die mangelnde Zuneigung seiner Mitbürger selbst auf dem Gewissen haben. Denn ist ihm wohl für seine Dienste bei jenem furchtbaren Brande auch nur das geringste Zeichen des Dankes, der Aufmunterung oder der Hochachtung von unserer Seite zu Theil geworden? Nein, dies ist versäumt worden! Wir sind also noch in seiner Schuld. Nun aber weiß ich, daß unser liebenswürdiger Jüngling so viel treuen Biedersinn, so viel ächte Bürgertugend im Herzen trägt, daß ihn ein Beweis der allgemeinen Hochachtung, wie ihm die Ehre des Mairittes zeigte, auf's tiefste rühren würde. Ja, ich hege die Ueberzeugung, daß wir dadurch uns selbst nützen. Denn wir erziehen

uns einen edlen Bürger, der mit seinem Blut und Leben in jeder Gefahr für das Wohl seiner Vaterstadt auftreten wird."

Die Beifallsbezeugungen der Rambertianer wiederholten sich, ja, es war sichtlich, daß eine überwiegende Menge aus den Heerlagern der Strobelianer und Peterianer zu ihnen überging.

Man schritt zur Abstimmung, welche den Namen Ramberts als den von der Mehrzahl gewählten ergab. Die Sitzung wurde geendet, und Dr. Musculus beauftragt, dem jungen Bürger seine Wahl zum Maigrafen zu verkündigen. —

Am Abend dieses verhängnißvollen Tages saß Rambert ohne eine Ahnung dessen, was über ihn beschlossen worden war, in seines Vaters — jetzt seinem Studirzimmer, und war wirklich über eines der Bücher gebeugt, welche ihm Musculus, sobald er das Schwinden seines Widerwillens gegen das Lesen gemerkt, bereitwillig übersandt hatte.

Es ging seit etwa einer Woche etwas in ihm vor, über dessen Ergründung er zwar nicht grübelte, was ihn aber auf Stunden in einen ganz wunderbaren Zustand versetzte. Oft fühlte er schon des Morgens den Drang, zum Thor hinaus zu wandern, wenngleich die Blüthenpracht des Maien nicht die Ursache davon zu sein schien. Zweimal war er aus einem völlig unbegreiflichen Grunde auf den Boden gestiegen, hatte einen alten Schrank kopfschüttelnd betrachtet, und war langsam wieder in sein Studirzimmer gegangen. Meusel kam eines Tages halb außer sich vor Freude über die Art,

wie sein Herr sich jetzt angelegentlich um das Haus bekümmerte. Rambert fragte ihn nämlich nach einer gewissen alten Wäschleine, die seines Wissens früher auf dem Boden gewesen sei. Da dieser keine Auskunft darüber geben konnte, sagte er, er wolle sogleich Frau Barbara darüber befragen, was ihm jedoch Rambert auf das nachdrücklichste verbot.

Heute Nachmittags hatte er sich anheischig gemacht, einer Aufforderung Richildens zum Spazierritte zu folgen. Schon setzte er, in nicht eben angenehmer Laune, den Fuß in den Steigbügel, als Gegenbefehl kam, da Richilde Besuch von auswärts erhalten hatte. Wie beflügelt schwang er sich in den Sattel, jagte zum Thor hinaus und zu Christian auf die Mühle. Dort hatte er mit den jungen Gatten gescherzt, mit den Kindern getanzt und gejubelt. Jetzt saß er daheim und, nachdem er mit Meusel sein Abendbrod verzehrt, einsam bei seinem Buche.

Es war eine alte Liederhandschrift, worin er las, und durch die er, wie es schien, überaus gefesselt wurde. Vorzüglich war es eine kleine Anzahl von Gedichten, die den Namen Herrn Walthers von der Vogelweide trugen, bei denen er verweilte, um sie immer und immer auf's Neue zu lesen. Eines derselben lautete:

Müßte ich noch erleben, daß ich die Rosen
Mit der Minniglichen sollte lesen,
So wollt' ich mich so mit ihr erkosen,
Daß wir immer Freunde müßten wesen (sein).
Würde mir ein Kuß zu einer Stunde
Von ihrem rothen Munde,
So wär' ich an Freuden wohl genesen!

Dann wandte er das Blatt um und las:

Der Reif der thät den kleinen Vöglein weh,
Daß sie nicht mehr sungen,
Nun hört' ich's wonniglicher als eh',
Nun ist die Haide entsprungen.
Da sah ich Blumen streiten wider den grünen Klee,
Wer ihrer länger wäre;
Meiner Frauen sagt' ich diese Märe.

Uns hat der Winter kalt und andere Noth
Viel gethan zu Leide,
Ich wähnte, daß ich nimmer Blumen roth
Ersäh' auf grüner Haide.
Doch schadet's guten Leuten, wär' ich todt,
Die nach Freuden ringen
Und die gerne tanzen unde springen.

Versäum' ich diesen wonniglichen Tag,
Ist's Thorheit ohne Maßen,
Und Thorheit, wenn ich mich der Freud' entschlag'.
Dennoch muß ich lassen
Alle meine Freude, der ich weiland pflag.
Daß Gott euch alle segne
Und euren Wunsch, daß mir ein Heil begegne!

Wunderbar ergriffen blickte Rambert auf diese einfachen Verse, von welchen er sein Auge nicht abwenden mochte. Und doch, er fand noch ein Lied, das ihn gleich darauf schöner als alle übrigen däuchte.

Wissen möcht' ich, wie es darum sei:
Lange sah ich nicht mit Augen sie,
Sind ihr meines Herzens Augen bei,
Daß ich ohne Augen sehe sie?
Da muß ein Wunder sein geschehen!
Wer gab ihm, daß zu aller Zeit
Es sonder Augen sie mag sehen?

Wollt ihr wissen, was die Augen sei'n
Damit ich sie seh' durch alle Land?
Das sind all die Herzgedanken mein,
Die durch Mauern dringen und durch Wand.
Ja, hütet sie auch noch so gut,
So sehn sie doch mit vollen Augen
Herze, Will' und all der Muth!

Werd' ich jemals ein so seliger Mann,
Daß sie mich ohn' Augen sehen soll?
Wenn mich ihr Gedanke blicket an —
Ach, vergolten ist's dann wundervoll!
Süße, meinen Willen lohne mir,
Sende gütig mir auch deinen Willen,
Denn der meine dienet dir!

Rambert blickte von seinem Buche auf, und indem er seine Augen nach der Wand richtete, schien es in der That, als ob sie durch Mauern und Steine hindurch drängen, und ihren Weg nach einem kleinen Hause richteten, dessen Schwelle sein Fuß nicht betreten durfte.

In diesem Augenblicke wurde heftig an die Thür gepocht. Rambert fuhr zusammen und suchte das Buch im Schranke zu verbergen. Herein aber trat der Doctor Musculus mit der vergnügtesten Miene von der Welt. „Endlich!" rief er, „endlich treff' ich Euch, und zwar über den Büchern, wie es scheint! War heut schon zweimal hier. Nun aber beiseit mit den Studien, mein Junge! Lustig, frischer Gesell! Alle graue Gelehrsamkeit hinab und ersäufet im Flusse des Lebens!"

„Wo komnt Ihr her, Herr Doctor?" fragte Rambert, der sich über die Stimmung seines Gönners mit absonderlichen Vermuthungen trug.

„Von wilden Kämpfen!“ rief der Gelehrte. „Von Schlachten der List und Kühnheit, von einem Streite, wo auch Lug und Trug dem Tapferen beistehen mußte! **Mundus vult decipi!** Nun aber Wein her, grüne Hoheit, und sobald die goldene Flüssigkeit im Becher perlt, will ich Ew. Liebden große Dinge verkündigen!“

„Sagt einmal, Doctor,“ begann Rambert mit Staunen, „haben wir die Naturen ausgetauscht?“

„Wenn das wäre,“ entgegnete Musculus, „so würde ich nicht schlecht dabei wegkommen, nämlich nach dem, was ich heute der Welt über Euch verkündet habe. Aber nur Wein her, blühender Knabe, ich habe heute noch keinen Tropfen über die Lippen gebracht, wohl aber viel der ermüdenden Worte. Laßt uns trinken! Auch der deutsche Meusel soll zu seinem lateinischen Bruder kommen, auf daß die Zahl der Grazien uns günstig sei!“

Rambert flog zur Thür hinaus, um das Nöthige zu besorgen. Musculus aber stellte sich, da er sich allein im Zimmer sah, vor das Portrait von Ramberts Vater, und murmelte vor sich hin: „Alter, treuer Camerad, heute habe ich das Meinige, vielleicht sogar ein Uebriges gethan! Ich habe viel gute Tage in Deinem Hause erlebt, es wird bestehen und fortwachsen, und blühende Enkel sollen noch mit Ehrfurcht zu Deinen wackeren alten Zügen hinaufsehen!“ —

Bald darauf kehrte Rambert zurück, beschwert mit einigen Krügen Wein, und begleitet von Meusel. Und als die Becher gefüllt waren und Alle sich niedergesetzt hatten, erhob sich Musculus, machte eine tiefe Ver=

beugung vor Rambert, und begann: „Ich freue mich, Ew. Liebden als Erster in Eurer neuen Würde begrüßen zu dürfen! Der Rath unserer Stadt hat Euch in heutiger Sitzung zum Maigrafen dieses Jahres erwählt!“

Rambert traute seinen Ohren nicht. „Mich? Zum Maigrafen? Wie komm' ich dazu?“ rief er. „Wie kann ich das annehmen?“

Meusel aber sprang auf, sein Gesicht strahlte vor Wonne, er faßte den Becher und schrie: „Es lebe der Maigraf! Es lebe der Maigraf!“ Dann warf er sich mit Freudenthränen seinem lateinischen Bruder in die Arme.

Der Maigraf aber stand in Gedanken versenkt da, und sagte nichts. Fröhliche Bilder aus früher Knabenzeit tauchten in seiner Erinnerung auf und stellten ihm die Ehre eines solchen Tages mit glänzenden Farben dar. „Aber,“ dachte er, „wenn ich es annehme, spreche ich dann nicht geradezu aus, daß ich ein Bürger der Stadt sein wolle? Erschwert mir das nicht den Plan, mich dem Waffenhandwerke hinzugeben? Und dann wieder — schlage ich es aus, so muß ich fort, so bin ich zum letzten Male über Frau Barbara's Schwelle geschritten! Aber hat sie nicht selbst mir gerathen, in die Welt zu gehen? Hm, wüßte ich nur, ob sie es gerne sähe, wenn ich nun doch hier bliebe?“ —

Solche Fragen gingen mit Einem Male bunt durch seine Seele und brachten ihn in nicht geringe Verwirrung. Dann aber brach sich plötzlich die Freude über seine Wahl, gemischt mit jugendlicher Eitelkeit, in ihm Bahn. Er sah den Zug zum Thor hinaus schwanken, er sah sich als den gefeierten Mittelpunkt eines allgemeinen

und schönen Festes, und rasch ergriff er sein Glas mit den Worten: „Wohl! Ich nehm' es an!"

Nun war die Freude groß, und die alten Wände des Zimmers hörten einen Jubel, wie sie ihn seit langen, langen Jahren nicht vernommen hatten. Es gab vielerlei für das Fest zu berathen und zu besprechen. Meusel holte eine Schreibtafel, notirte die Summen, welche für diese und jene Einrichtung ausgesetzt werden mußten, und machte ein langes Verzeichniß aller für das Fest nöthigen Erfordernisse. Bei diesen Beschäftigungen und Gesprächen saß das Dreiblatt noch lange beisammen, als die Stunde der Mitternacht bereits geschlagen hatte.

Sechstes Kapitel.

Der Tag des Maienfestes war gekommen. Hell und freudig ging die Sonne auf, und schon bei ihrem Erscheinen sprang Rambert von seinem Lager, um sich festlich anzukleiden; denn die Feier sollte schon bei früher Tagesstunde beginnen. Er legte ein neues Wamms an von feinem braunem Tuch, mit gleichfarbiger Seide geschlitzt, und ein eben solches, eng anliegendes Beinkleid. Den hochfahrenden Federhut ließ er heut bei Seite, und wählte an seiner Statt ein schlichtes schwarzes Barett, wie die Bürgerssöhne jener Zeit es trugen.

Bald war er fertig und trat in das Nebenzimmer, wo das Morgenmahl schon bereitet stand. Aber welche

Ueberraschung! Alle Bilder an den Wänden waren durch Meusel's Hand bekränzt, während der Alte selber schon im Sonntagsstaate seines Gebieters harrte. Rambert öffnete das Fenster — grünes Laub kam ihm entgegen, er sah hinunter, und erblickte sein Haus mit Kränzen und Gewinden geschmückt Es war der Zoll der Dankbarkeit, welchen die Familien, denen er beim Brande hülfreich gewesen war, heimlich in der Nacht dargebracht hatten. Schon sah er ab und zu ein paar geputzte Menschen in heiterem Gespräch die Straßen entlang, und dem Thor entgegen schreiten. Sie blickten im Vorübergehen nach seinem Hause, und grüßten hinauf.

In großer Hast beendete er sein Frühstück, denn es galt noch vielerlei anzuordnen. Er ging in den Hofraum hinab, um nothwendige Befehle zu geben. Hier hatten sich alle seine Gesellen und Arbeiter im Sonntagsstaat aufgestellt, und aus ihrer Mitte trat der Altgesell hervor, um ihn mit einer Anrede als Maigrafen zu begrüßen, worauf Alle in schallendes Lebehoch ausbrachen. Rambert dankte, reichte Jedem die Hand, und ließ Wein und Festkuchen vertheilen.

Nach diesen Privat-Feierlichkeiten im Hause galt es aber noch eine Menge Geschäfte abzumachen; denn der Maigraf mußte die ganze Festlichkeit des ersten Tages aus eigenen Mitteln bestreiten, und genoß nur die Ehre desselben; erst am zweiten Tage bewirthete der Rath den Erwählten und sich selber. Da stand nun der Hof ganz erfüllt von allerlei eigens für das Fest gemietheten Dienern, welche, in Gemeinschaft der Gesellen, der Befehle ihres Herrn harrten. Die Köche

hoben Körbe voll Speisen auf die Wagen; auf der Treppe zum Weinkeller ging es auf und ab, und Fässer, Kannen und Krüge wurden mit ihrem köstlichen Inhalt aus ihrer langen Nacht ans Tageslicht getragen, und hinausgeschafft vor das Thor.

Rambert hatte, obgleich in den letzten Tagen Alles geordnet worden war, die Fülle zu thun. Er mußte den Hausherrn und die Hausfrau in Einer Person spielen, und die Schlüsselbunde rasselten und klirrten in seinen Händen. Da galt es Geschirre, da Tafeltücher aus den von Alters her gefüllten Schränken zu holen; hier wurden alte große Ehrenbecher und Humpen aufgepackt und zu ganz besonderer Sorgfalt empfohlen; dort diese und jene Geräthschaften fortgeschickt; der ganze reiche Inhalt des Hauses kam heute mit seinen lange verborgenen Schätzen an den Tag.

Es mochte etwa sechs Uhr sein, als Alles unter Meusel's Oberbefehl glücklich hinausgeschafft war. Vor dem Hause hatte sich eine große Menge gesammelt, und wogte, in Erwartung des Zuges, mit Scherz und Lachen durcheinander. Rambert aber ging hinauf in sein Zimmer und durchmaß es mit schnellen Schritten, indem er die rasch ihn durchkreuzenden Gedanken ab und zu durch eine Betrachtung der bekränzten Bilder seiner Vorfahren unterbrach. Das schöne Antlitz seiner jugendlichen Mutter schien heute so glücklich zu lächeln, während er in den Zügen seines Vaters eine heitere Zufriedenheit zu lesen glaubte.

Da ertönte von fern ein dumpfes Dröhnen, wie Paukenschlag, dann wurde der Klang von Pfeifen und

Trompeten hörbar, und unter der lauter sich bewegenden Menge erscholl es: „Sie kommen! sie kommen!“ Rambert eilte in den Hof, und bestieg sein Pferd.

Immer näher kam der Zug der Berittenen mit schmetternden Jubelklängen. Voran zwei Fahnenträger, dann die Musikanten. Hei, was schlug der Paukenschläger auf seinem Gaul heute wieder so eifrig rechts und links auf das Kalbsfell seines Instrumentes, und was bliesen die Trompeter ihre Backen auf, es war eine Pracht! Hierauf folgten die beiden Bürgermeister, dann der Rath der Stadt, endlich die Gewerke, sämmtlich zu Pferde. Alles ordnete sich vor dem bekränzten Hause. Und als Rambert aus dem weit geöffneten Thor herausgeritten kam, und mit frohem Gesicht grüßte, da war ein Gedröhn und Geschmetter und Jubelgeschrei, das gar nicht enden wollte! Die beiden Bürgermeister aber nahmen den Würdenträger des Tages in ihre Mitte, und langsam setzte sich der Zug durch die Straßen in Bewegung. Die Fenster flogen auf, Tücher wurden geschwenkt, die Menge schrie, frohlockte und drängte nach. Am Thore angekommen, blickte der Maigraf verstohlen nach einem kleinen Hause. Doch die Thür schien verschossen, die Fenster waren verhängt. Der prächtige rothblühende Apfelbaum aber, der auf dem Hofe stand und weit über den Giebel des Häuschens schaute, der schwenkte seine duftenden Zweige, und wies hinaus, als wollt' er sagen: „Such' sie draußen! such' sie draußen!“

Und hinaus ging der Zug, an ländlichen Hütten vorbei, wo Frauen und Kinder in die Hände klatschten und grüßten; zwischen blühenden Obstbäumen, Saat-

feldern, Wiesenteppichen fort zum Ilseder Walde. Frisch wehte die reine Morgenluft, und trug den Kommenden die Düfte des ganzen Frühlings entgegen. — Auf einem grünen Rasenplatze vor dem Walde hielt der Zug. Die Musik stellte sich schweigend zur Seite auf, während die übrigen Berittenen von den Pferden stiegen, und einen großen Halbkreis bildeten, in dessen Mitte sich die beiden Bürgermeister mit dem Maigrafen hielten. Kaum hatten aber die Pauken und Trompeten zu schmettern aufgehört, da begann im Walde das köstlichste Früh-Concert von vielen Tausend befiederten Sängern. Der Pirol rief, die Finken trällerten die prächtigsten Tonleitern, Amseln und Drosseln sangen dazwischen, die Käfer und Bienen summten und brummten. Durch die Bäume ging ein Wehen und Grüßen, die jungen Zweige neigten und beugten sich, und die goldene Sonne schien liebevoll und freudig vom blauen Himmel.

Am Rande des Waldes aber stand ein vierspänniger Wagen, hoch beladen mit Maien, und um ihn waren die Bauern aus sieben Dörfern, welche zum Gebiete der Stadt gehörten, versammelt. Der Aelteste der Bürgerschaft trat jetzt hervor und empfing von dem Aeltesten der Bauern einen großen Kranz von Birkenlaub, worauf er sich an die Versammelten mit folgender Anrede wandte:

„Besonders großgünstige Herren und Freunde! Wir Bürgerschaft der Stadt Hildesheim thun uns gegen Eure Gunsten freundfleißigst bedanken, daß dieselben diesen Ehrenritt dem alten Gebrauch zufolge und Beförderung der Stadt-Gerechtigkeit gerne thun wollen.

Und bitten wir Bürgerschaft, es wollen Eure Gunsten auf künftigen Montag in den Pfingsten bei uns erscheinen, und unsere lieben Gäste sein, auch dasjenige, was der liebe Gott an Speise und Trank verleihen wird, in Fröhlichkeit mitgenießen und verlieb nehmen. Weil dann auch wohlhergebracht und ein alter Gebrauch, daß man bei diesem Einritte einen Maigrafen pflegt zu wählen, und ist dabevor mit Bewilligung beider Herren Bürgermeister erwählet, wollen wir demnach demselben den Kranz hiermit übergeben, freundlich bittend, er möge zu Ehren seiner Stadt brav und treu bleiben, wie selbiger sothane Eigenschaft schon jüngst erwiesen, und allem Trübsal und Ungerechtigkeit als guter Bürger steuern und wehren. Wir Bürgerschaft, beneben meiner wenigen Person, tragen dessen gute Zuversicht, und wünschen dem Herrn Maigrafen nochmals dazu Glück, Heil und Gottes Segen!"

Hierauf überreichte er den Kranz dem ersten Bürgermeister, welcher auf Rambert zuging und ihm denselben schräg über die Schulter und Brust hängte.

In diesem Augenblick wurden rechts und links Böller gelöſ't, Pauken und Trompeten lärmten und schmetterten darein, unterstützt von einem Jubelgeschrei, das durch Wald, Hügel und Wiesen erscholl. Gleich darauf ertönten, wie ein Echo aus der Ferne, mehrere Böllerschüsse, welche den Jubel beantworteten, und den Zug auf die eigentliche Festwiese riefen. Rambert erhielt noch einen Kranz auf das Haupt, der ganze Zug schmückte sich mit grünen Zweigen, Alles stieg wieder zu Pferde, um sich dem zweiten Theile des Festes ent-

gegen zu bewegen. Voran flogen die Fahnen im Morgenwind, ihnen folgten die Stadtpfeifer, dann zwischen den beiden Häuptern der Stadt der bekränzte Würdenträger des Tages. Hinter dem Maigrafen schwankte der hochaufgeladene Wagen mit dem Tribut des Waldes, und daran schloß sich das übrige Gefolge wie vorher an.

Maigraf, was dachtest, was empfandest Du da? Dein Gesicht strahlte in blühender Jugend und Freudigkeit, Deine Gestalt hob sich auf dem Rosse, als Du um Dich schautest auf Dein blühendes Frühlingsreich und den Krönungszug Deiner jubelnden Vasallen. Du sprachst wenig, aber Deine Seele war hochbeglückt und es stand im Leuchten Deiner Augen zu lesen, wie ein schweigendes heiliges Gelübde!

Bei Uppen an dem Passe war auf einem weiten Anger ein lebendig buntes Bild zu sehen. Da flatterten Fahnen an hohen Stangen, lange Tafeln waren gedeckt, Zelte aufgeschlagen, und in Buden standen Schüsseln mit Broden, Würsten, Fleisch, Kuchen, Wein und Bier, in langen Reihen aufgestellt. Alles das war durch die Freigebigkeit des Maigrafen heute unentgeltlich zu haben, und schon saßen Familien und Gruppen schmausend und lachend auf dem Rasen vertheilt, während andere, die vom Krönungsplatze aus einen kürzeren Weg über die Hügel genommen hatten, in Zügen auf den Plan herabstiegen. Jetzt kündigten Pauken und Trompeten aus der Entfernung das Herbeikommen des Maigrafen an. Noch einmal wurden zu seiner Begrüßung die Böller gelös't, noch einmal regte sich

ihm zu Ehren ein tausendstimmiges Jubelgeschrei. Die Berittenen sprangen von den Pferden. Der Bekränzte schritt mit einem Theile seines Gefolges den Plan entlang, schüttelte die Hände, grüßte, nöthigte, daß es sich Niemand an irgend Etwas fehlen lassen möge — was, nebenbei gesagt, gar nicht zu befürchten stand — sprach hier mit einer Gruppe, lachte dort mit einer anderen, kurz, er machte den Wirth in einer Weise, die alle Herzen eroberte. Es darf nicht verschwiegen werden, daß er sein Auge vielfach forschend in die Schaaren der Frauen und Mädchen wandern ließ, ohne jedoch zu entdecken, was er zu finden wünschte.

Dann wandte er sich zurück zu den gedeckten Tafeln, um bei dem hohen Rathe der Stadt seine Rolle als Gastgeber fortzuspielen. Reden wurden gehalten, Gesundheiten und Ehrenbecher ausgetrunken; auf den Maigrafen von Seiten des Rathes; auf den hohen Rath von Seiten des Maigrafen; auf die Stadt, auf die Bürgerschaft, auf die Bürgermeister — wer kann sie alle behalten! Das Festmahl wurde lebhafter, die ehrsamen Herren des hohen Rathes ließen einen Theil ihrer steifen Würde fahren, und knöpften die Herzen auf. Und schon nach einer Stunde lag mancher mit der Versicherung ewiger Freundschaft an der Brust des Maigrafen.

Rambert glaubte mit der Zeit an diesem Tische genug der ewigen Freundschaft hingenommen zu haben. Er entfernte sich heimlich, um sich nach einer anderen Gegend des Platzes zu wenden, wo bei dem Klange der Fiedeln und Pfeifen der Tanz auf grünem Rasen

bereits begonnen hatte. Als er an einer großen Bretterbude, welche die Hauptküche vorstellte, vorüberging, gewahrte er Meusel, der sich eben erschöpft von langer Thätigkeit in eine Ecke derselben zurückzog, um sein Mittagsmahl einzunehmen. Er ging zu ihm hinein.

„Alte, treue Seele!“ sagte er. „Ihr opfert Euch heute für Alle! Wollt Ihr nicht zu uns an die Tafel kommen?“

„Laßt mich nur hier, Herr Rambert,“ sagte Meusel, „ich bin hier mehr am Platze, ein Aufseher ist denn doch von Nöthen. Es ist ein großer Tag für Euch, wir wollen lange daran denken!“

Rambert ergriff einen Becher, stieß freudig mit dem Alten auf ein langes, glückliches Beisammenbleiben an und setzte sich zu ihm. Während dessen näherte sich Musculus, der den Maigrafen gesucht zu haben schien, der Gruppe. „Ei, sieh da,“ rief er, „das nenne ich bescheidenen Sinn bei dem Helden des Tages! Ich komme, Ew. Liebden einen Vorschlag zu machen. Es hatten sich nämlich zwei Eurer früheren Kameraden große Hoffnung auf die Ehre des Tages gemacht, und es wäre recht schön, wenn Ihr denselben zur Abwendung aller Verstimmung etwas recht Liebes erwieset. Ihre Namen sind Niklas Strobel und Herr Peter, welches letztere feiste Geschöpf sich in diesem Augenblicke dort an der Tafel befindet.“

Rambert eilte sogleich zur Gesellschaft, suchte sich das Wort zu verschaffen, und brachte die Gesundheit seiner beiden Jugendkameraden aus, indem er so viel Lobendes als möglich von ihnen aussprach. Niklas

Strobel und der dicke Peter fühlten sich versöhnt, bedankten sich, und erzählten, wie sehr sie sich über seine Wahl gefreut hätten. Hierauf ließ Rambert sich zu der noch dickeren Ehehälfte des Dicken führen, welche in einem Zelte mit noch einigen Frauen in Unterhaltung begriffen war. Er stellte sich ihr als den Jugendfreund ihres Gatten vor, sagte ihr einige der gewinnendsten Artigkeiten, und bewirkte, daß die Dame, überaus geschmeichelt, sich gegen alle Welt in Lobeserhebungen über den Maigrafen ergoß.

Aber die Augen des Letzteren gingen nach dem Tanzplatze, der ihn wie ein Magnet an sich zog, obgleich ihn auch wieder ein Unglaube erfüllte, daß er dort finden werde, was er suchte.

Rambert mischte sich unter die Tanzenden, indem er die erste, beste frische Dirne aufforderte, welche, stolz auf ihren Tänzer, sich lustig im Reigen schwingen ließ. Er tanzte mit einem Dutzend Töchter der Stadt, immer den Kreis mit den Augen durchforschend, und dann diejenige in den Arm nehmend, welche gerade vor ihm stand — Eine aber fehlte, und sie mußte fehlen, wie er sich endlich selbst sagte. Eben hatte er zum letzten Male herumgeschwenkt, als er eine Gruppe, die plötzlich aus der Erde hervorgewachsen zu sein schien, vor sich sah.

Fräulein Richilde, in Begleitung ihres Stallmeisters und einiger Diener, blickte hoch von ihrem Rosse herab auf den Kreis der Tanzenden. Ihr erster Anblick machte Rambert befangen, bald aber trat er zu ihr mit der Bitte, abzusteigen, und an dem Feste Theil zu

nehmen. Richilde schüttelte kalt und ablehnend das Haupt. Sie grüßte flüchtig, wandte schnell ihr Pferd, und verließ mit ihren Begleitern den Platz. Das war so rasch und plötzlich vorgegangen, daß es Rambert wie eine Erscheinung vorkam, und er sich in Gedanken darüber langsam vom Tanzplan entfernte.

Da hörte er Jemanden mit raschen Schritten hinter sich herkommen, und erkannte Christian. „Glück und Heil, Herr Maigraf!" rief dieser ihm entgegen.

„Brav, Christian, daß auch Ihr heute hier seid," erwiederte Rambert. „Aber wo ist Frau Liese?"

„Zu Hause, wir haben auch Gäste. Die Frauen haben Euch auf den Plan ziehen sehen, aber hier draußen mitmachen mochten sie nicht. Ich will eben einmal heim und zusehen, wie es bei ihnen steht."

„Wer sind Deine Gäste?" fragte Rambert, in dessen Seele eine frohe Ahnung aufstieg.

„Nur zwei," entgegnete Christian. „Die Frau Barbara, Ihr kennt sie ja, und ihre Tochter."

„So! Ist die Mühle weit von hier?"

„Nur etwa eintausend Schritt hier über den Hügel."

„Dann laß mich mit Dir gehen, ich möchte ein wenig von dem ermüdenden Treiben ausruhen!"

Christian schlug einen Fußsteig ein, und Rambert schlüpfte ihm eilig durch das Gebüsch nach, um nicht bemerkt zu werden. Zwei Augen aber hatten ihn glücklich noch erwischt, und in dem Kopfe, welchem sie zugehörten, entstand der Entschluß, dem Maigrafen ein wenig nachzuspüren. — —

Unter den blühenden Obstbäumen in dem kleinen

Garten hinter der Mühle gingen Frau Barbara und Frau Liese auf und nieder, bald im regsten Gespräche begriffen, bald auf die Töne der Musik hörend, welche gedämpft von dem Tummelplatze des Festes herüber drangen. Barbara hatte Anfangs durchaus nicht die Absicht gehabt, sich auch nur in die Nähe des Festes zu begeben. Sie, die in ihrer Jugend bessere Tage gesehen, aus diesen aber wenig mehr an Glücksgütern gerettet hatte, als ihren guten Ruf, wachte über diesen ihren Schatz mit großer Sorgsamkeit, und so schien es ihr durchaus unstatthaft, daß sie, als eine Wittwe, mit ihrem Kinde sich solchen ausgelassenen Lustbarkeiten anschließen sollte.

In Martha's jugendlichem Herzen regte sich zwar der Wunsch, den Maigrafen draußen in seiner Umgebung zu sehen, sehr lebhaft. Doch verschloß sie ihn tief, sogar auch da noch, als Christian am Tage vorher als alter Freund bei der Mutter erschien, und die Frauen auf die Mühle zu sich einlud. Seinem freundschaftlichen Dringen gab Barbara endlich nach, unter der Bedingung, daß sie gemeinsam nur von fern den Zug auf den Plan kommen sehen wollten, um sich dann in die Mühle zurückzuziehen. Darauf war Christian eingegangen, da Frau Liese, der Kinder wegen, doch nicht von Hause hätte wegbleiben können. Und so hatte Frau Barbara in aller Frühe eine Arbeit eingepackt, und sich mit ihrer Tochter auf den Weg gemacht. Draußen hatten sie, von einem entfernten Platze aus, den Festzug herbeikommen sehen, und sich darauf mit Frau Liese zur Mühle zurück gewandt. Hier

rüstete die letztere ein gemeinsames Mittagsmahl, während sie es ihrem Gatten nicht verübelte, wenn er bei dem Feste blieb, um sich einige Stunden zu erlustigen.

Schon war es Nachmittag, die Frauen hatten einige Stunden mit ihrer Nähterei fleißig vor der Gartenthüre gesessen, und spazierten jetzt ein wenig zwischen Beeten umher, die jungen Pflanzen und blüthenbedeckten Bäume musternd. Martha hatte den Garten verlassen, um mit den Kindern im Walde Blumen zu pflücken. Sie war dem Laufe des Mühlbaches gefolgt, und wand an einem Kranze von gelben Himmelsschlüsseln, indem sie mit ihren kleinen Begleitern scherzte. Unter einer Buche, durch deren junges saftiges Grün die Sonne spielte, ließ sie sich nieder, um den Kranz zu vollenden.

„Was singt da so?“ fragte jetzt der kleine Friedel, indem er auf die entfernten Töne der Musik horchte.

„Das ist der Mai!“ sagte Martha, „hör' nur zu, was er singt, man kann jedes Wort verstehen:

Die beste Zeit im Jahr ist mein,
Da singen alle Vögelein.
Himmel und Erde ist voll
Viel Gesangs, das lautet wohl.
Voran die liebe Nachtigall,
Macht Alles fröhlich überall
Mit ihrem lieblichen Gesang,
Deß muß sie haben immer Dank.

„Habt Ihr's verstanden?“

„Ja!“ sagten die Kinder. „Kann das Wasser auch singen?“ fragte Friedel weiter.

„Freilich!“ entgegnete Martha. „Hört nur, wie

es da murmelt und gurgelt, und dazwischen ganz leise singt:

Die tiefen, tiefen Wasser,
Die haben keinen Grund,
Laß ab von deiner Liebe,
Sie ist dir nicht gesund!

„Habt Ihr das verstanden?“

„Ja,“ sagten die Kinder. „Kann das da auch singen?“ fragte Friedel abermals.

Martha aber überhörte die Frage, und fügte in tiefen Gedanken Blume zu Blume in ihrem Kranze, so daß Friedel seine Frage drei= bis viermal, und jedesmal in gesteigertem Tone, wiederholen mußte. „Was denn? was denn?“ fragte sie endlich, durch den Ungestüm des Fragers aus ihren Gedanken aufgestört. „Den Kranz meinst Du? Gewiß, die Himmelschlüssel können auch singen. Hör' zu, die singen:

Du bist mein, ich bin dein,
Deß sollst du gewiß sein!
Du bist beschlossen
In meinem Herzen,
Verloren ist das Schlüsselein,
Nun mußt du immer darinnen sein!

„Verstanden?“

„Ja!“ sagten die Kinder. Aber Friedel war jetzt im Zuge, er wollte alles Mögliche singen hören, so daß Martha lachend aufsprang, ihren fertigen Kranz sich auf das Haupt setzte, und nach dem Tacte der Musik lustig mit dem Wißbegierigen um den Baum

tanzte. Da aber durchbrachen zwei Männer das Gebüsch. Christian nahm sein kleines Töchterchen auf den Arm, und tanzte ebenfalls herum, während der Maigraf zur Seite stehen blieb, und die Gruppe betrachtete.

Martha ließ erschreckt ihren Tänzer fahren, daß er fallend sich dreimal überkugelte, und stand einen Augenblick verlegen still. Schnell gefaßt aber, rief sie dann mit Unwillen:

„Nein, das ist doch zu böse von Euch! Immer seid Ihr mit Einem Male da, wo man Euch nicht brauchen kann! Neulich in der Stube, und jetzt hier. Was sucht Ihr hier?"

„Nur nicht so heftig, kleine Martha!" entgegnete Rambert. „Was ich hier suche? Wenn ich nun sagte: Euch!"

„Das wäre geradezu schlecht! Ihr dürft mich nicht suchen!"

„Warum soll ich Dich nicht suchen dürfen, Martha? Sieh, ich dachte Dich auf dem Anger beim Tanze zu finden . . ."

„Ihr habt nun gesehen," fiel sie schnell ein, „daß ich bei solchen Tänzen nicht zu finden bin!"

„Richtig, Martha!" entgegnete er. „Erst hoffte ich es, und jetzt freut es mich, daß Du nicht mit bei jenem Tanze warst. Sei ruhig und verständig, kleine Martha, und höre — ich habe Dir ein Wort zu sagen."

Er ergriff ihre Hand. Martha überlief es eiskalt, sie blickte scheu nach Christian um. Und da sie sah, daß dieser mit den Kindern den Ort verlassen hatte, wollte sie entfliehen. Doch sie konnte kein Glied regen

und mußte Rambert ihre Hand lassen. Ehe jedoch dieser von Neuem zu sprechen angefangen hatte, wurde ganz in der Nähe plötzlich eine Stimme laut, und Beide fuhren erschrocken auseinander.

„Ei, ei," sagte Musculus, welcher vor ihnen stand, „mein Pathchen Martha ist ja auch recht schön bekränzt! Das sieht aus wie Maigraf und — Maigräfin!"

Martha erbebte im Innersten bei diesen Worten. Sie riß den Kranz von ihrem Kopfe, und warf ihn von sich. Thränen stürzten ihr aus den Augen, und wie ein gescheuchtes Reh eilte sie davon, und war bald hinter den Bäumen verschwunden.

Rambert that einige Schritte, um ihr zu folgen, kehrte aber schnell wieder um, und sagte zu Musculus: „Doctor, diesmal bin ich mit Euch nicht zufrieden!"

„Das ist sehr glaublich," entgegnete Jener. „Desto zufriedener bin ich mit mir. Aber gehen wir, junger Maigraf, da rufen schon Pauken und Trompeten zum Rückzuge in die Stadt."

Rambert folgte schweigend dem Rathsherrn. Als sie auf dem Plane ankamen, wo der Zug sich bereits ordnete, wurden die Böller noch einmal gelös't, und dann schlugen die Reiter, mit dem beladnen Wagen, einen Strom von Fußgängern im Gefolge, den Heimweg ein, um den Mai in die Stadt zu führen. Der Maigraf aber saß zerstreut und verstimmt auf seinem Rosse, und schien wenig Antheil zu nehmen an dem Jubel, mit welchem man den Abend seines Krönungstages feierte.

Siebentes Capitel.

Martha hatte ihre Flucht erst gehemmt, als sie am Gartenzaune stand, durch dessen offene Pforte sie Christian und ihre Mutter erblickte. Erschöpft lehnte sie sich an den Zaun, indem sie ihren Thränen zu gebieten suchte. Was hatte sie in einer einzigen kurzen Minute erlebt! Regungen, welche sie still in sich verschlossen, oder höchstens spielend den leicht vergessenden Kinderohren verrathen hatte, waren plötzlich durch das von fremden Lippen, und noch dazu halb spottend, hingeworfene Wort „Maigräfin" ausgesprochen worden, und hatten in ihrem jungfräulichen Herzen das Gefühl der tiefsten Schmach zurückgelassen. Was hatte ihr Rambert sagen wollen? Eine Vereinigung mit ihm schien ihr etwas ganz Unmögliches, ja, auch er mußte das wissen — und doch hatte er sie zurückgehalten, und sie war bei ihm stehen geblieben! Sie zürnte auf ihn, sie hatte das Bewußtsein, ein Verbrechen begangen zu haben, und ein Schwindel ergriff sie, so daß sie nach einer Stütze suchte, um sich aufrecht zu erhalten. Und was mußte Musculus, der brave alte Herr, der ihrer Mutter so viel Gutes erwiesen, von ihr denken, da er sie allein, Hand in Hand mit Rambert im Walde angetroffen hatte?

Solche Gedanken gingen mit erschütternder Gewalt durch ihre Seele, und als sie vom Garten her die Stimme ihrer Mutter vernahm, welche nach ihr fragte, verzweifelte sie fast an der Möglichkeit, den Blick derselben ertragen zu können. Ihre ganze Kraft zu-

sammennehmend, flog sie zu dem in der Nähe fließenden Mühlbache, um sich die verweinten Augen klar zu waschen. Schon aber kam ihr die Mutter entgegen, sah ihr betroffen in's Antlitz und sagte: „Martha, Du hast geweint?"

„Es ist nichts, Mutter!" entgegnete sie, während doch das Gefühl, zu ihrem Unrecht noch eine Lüge hinzuzufügen, ihre Verwirrung nur vergrößerte.

„Nichts?" fragte Barbara. „Christian sagte, er habe Dich mit Herrn Rambert allein gelassen — ist das etwa auch nicht wahr?"

„Ja, es ist wahr!" rief Martha, von Neuem in Thränen ausbrechend, indem sie sich an die Brust ihrer Mutter warf. „Ja, er war da, auch der Doctor Musculus war da!"

„Von dem sagte mir Christian nichts," warf die Mutter ein.

„Er kam, als Christian weggegangen war — er hätte es nicht thun sollen! O, Mutter, jetzt nicht weiter! Laß mich nur jetzt schweigen, gute Mutter, zu Hause sollst Du Alles erfahren, Alles!"

Frau Barbara mußte sich dazu verstehen, das Gespräch hier abzubrechen, zumal das junge Ehepaar eben aus dem Garten trat, um seine Gäste zu suchen. Die Mutter drang darauf, sich sogleich auf den Heimweg zu machen, was die Müllersleute jedoch nicht zugeben wollten. „Sie haben," sagte Christian, „gerade zum Aufbruch geblasen, und es wird ein Gewühl und Gedränge auf dem Wege sein, daß Ihr besser noch wartet. Mancher hat heute Eins über den Durst ge-

trunken, da wird es für Euch Frauen besser sein, wenn der Zug sich erst verlaufen hat."

„Und," fuhr Frau Liese fort, „einen kleinen Abendimbiß müßt Ihr auch noch bei uns einnehmen, so gut wir ihn haben. Wenn es nachher zu dunkel wird, bringt Euch der Christian bis an's Thor."

Barbara und Martha blieben. Ein ländliches Abendessen wurde verzehrt, und nach einer Stunde erbot sich der junge Müller, sie nach Hause zu begleiten. Die Dämmerung war gekommen, Martha ging am Arme ihrer Mutter schweigend hin, während Christian den Weg durch Gespräche über das Fest zu verkürzen suchte. Er war ein lebendiger, braver Bursche, der für Barbara und ihre Tochter die freundschaftlichste Gesinnung hegte. Frau Liese hatte ihn heimlich gefragt, warum Martha so verweinte Augen habe, was ihm selbst noch gar nicht aufgefallen war. Schnell erinnerte er sich, daß er sie im Walde mit Rambert allein gelassen, in dem arglosen Glauben, daß Beide ihm wohl folgen würden, und nun sagte ihm Martha's Wesen, daß etwas für sie Unangenehmes vorgefallen sein müsse. So suchte er einen Theil seiner Mitschuld durch Unterhaltung abzutragen, und verabschiedete sich endlich am Thore der Stadt von den Frauen mit der Aufforderung, die Mühle recht bald wieder zu besuchen.

Es war dunkel geworden, als Barbara den Schlüssel aus der Tasche zog, um die Thüre ihres Häuschens zu öffnen. „Wo willst Du hin, Martha?" fragte sie, da sie sah, daß ihre Tochter das Zimmer, welches Beide eben betreten hatten, wieder verlassen wollte.

„Im Hofe einen Krug Wasser holen," erwiederte Martha. „Mich dürstet."

„Bleib' hier, mein Kind, ich will Dir zu trinken holen," sagte die Mutter, indem sie hinaus ging. Bald kehrte sie zurück, und brachte das frische Brunnenwasser.

„O, Mutter, wie gut bist Du!" rief Martha bewegt.

„Sei Du auch meine gute Tochter!" sagte die Mutter. „Komm', setz' Dich zu mir, und erzähl' mir. Du hättest nicht so weit mit den Kindern in den Wald gehen sollen!"

Es war dunkel im kleinen Zimmer. Barbara setzte sich auf einen Stuhl am Fenster, während Martha sich zu ihren Füßen auf eine hölzerne Fußbank niederließ.

„Ich war nicht eben weit entfernt von der Mühle," begann Martha, „hatte Blumen gepflückt, und sprang mit dem kleinen Friedel um den Baum, als Herr Rambert und Christian, ich weiß nicht, wie, aus dem Gesträuch kamen. Christian lief mit den Kindern davon, ich merkte es erst, als ich mit Rambert schon eine Weile allein stand. Was ich zu ihm sagte, weiß ich nicht mehr, aber ich glaube, ich habe ihn gescholten. Und dann . . . ."

„Nun? Und dann?" fragte Barbara.

„Dann ergriff er meine Hand, und sah mich an — mit Augen — Mutter, mir vergingen die Sinne! Er wollte zu mir sprechen, da stand plötzlich der Herr Pathe Musculus zwischen uns, und nannte mich — Maigräfin!"

„Das sagte der Herr Pathe? Und was thatest Du?"

„Ich meinte,“ fuhr Martha fort, „der Boden finge unter meinen Füßen an zu beben, und lief, bis ich Dich im Garten wiedersah. Ach, Mutter! gute, liebe Mutter! . . . .“

Barbara ahnte, was in ihres Kindes Seele vorging, sie nahm Martha's Hand in die ihrige, und sagte nach einer Pause: „Es war sehr unrecht von dem Herrn Pathen, und ebenso von Herrn Rambert! Ich werde mit ihm sprechen.“

„Nein, thu' das nicht, liebe Mutter!“ fiel Martha schnell ein. „Um Gotteswillen nicht! Ach, könnt' ich mit Dir fort aus der Stadt, weit, weit weg! das wäre am besten! Sieh, wenn er noch einmal so vor mir stände, so plötzlich und unerwartet — Mutter, das wäre schrecklich!“

„Denke nicht daran, liebes Kind,“ — sagte Barbara mit einem Seufzer.

„Muß ich nicht?“ entgegnete Martha. „Ach, wie soll ich meine Gedanken los werden? Es ist manchmal, als wenn sie ihn gerade herbei zögen. Eine Angst überfällt mich zuweilen, wenn ich an ihn denke. Es ist mir, als stände er schon hinter mir und legte seine Hand auf meine Schulter! — Ach, Mutter — meinst Du, daß Träume in Erfüllung gehen? Neulich hab' ich ganz wunderlich geträumt. Ich saß, wie damals als Kind, auf dem Schranke in Rambert's Hause, und konnte nicht herunter. Da kam eine Ratte und fing an zu mir zu sprechen, und sagte: Wenn dieses Haus dein ist und alles, was darinnen, dann thu' uns nichts! Und plötzlich stand Rambert unten,

aber nicht als ein Knabe, sondern groß, wie er jetzt ist, und breitete die Arme aus, und sagte: Spring' herab, ich fange dich, sie warten unten schon auf die Braut! Ich sprang — und war erwacht."

„Kind, Kind!" schalt die Mutter in sanftem Tone. „An solche Träume und Gedanken klammerst du dich? Bedenke, weß Standes Rambert ist, und was wir sind! Es ist ja ganz unmöglich!"

„Ich weiß, es ist unmöglich!" sagte Martha mit von Thränen erstickter Stimme. „Seit ich ihn ein paar Mal mit dem schönen, edlen Fräulein habe ausreiten sehen, weiß ich erst recht, daß es unmöglich ist. Und doch — Mutter, warum hielt er heute im Walde meine Hand fest, warum sah er mich an, daß mir die Sinne vergingen? Gott mag mir helfen, ich kann meinen Gedanken nicht mehr gebieten! Ich möchte sterben bei dem Gedanken, daß eine Andere sein Weib werden soll — ich muß es glauben, und dann wieder kommen mir Gedanken, daß mir vor Freude das Herz zerspringen will! Mir ist, als hätte ich erst angefangen zu leben, seit er aus dem Kriege zurück ist. Wie soll ich leben, wenn er einst fortgeht? Mutter, verzeih mir — ich kann nicht mehr beten, ohne daß der Gedanke an ihn sich zu mir drängt und meine ganze Seele ausfüllt, mich bald in Jubel und Entzücken, bald in Schmerz und Verzweiflung versetzt! Er ist mein Abgott! Sterben möchte ich, sterben, denn mit ihm leben ist ja nicht möglich!"

Ein heftiges Weinen und Schluchzen unterbrach Martha's Stimme, und in fieberhafter Aufregung

verbarg sie ihr Gesicht an den Knieen der Mutter. Barbara hatte einen solchen Sturm im Herzen ihrer Tochter nicht erwartet, und unfähig, zu rathen oder zu helfen, brach auch sie in Thränen aus, und Beide saßen lange stumm weinend in der Dunkelheit bei einander.

Endlich nahm die Mutter wiederum das Wort. „Du mußt dich zu fassen suchen, mein armes Kind, und auf Gottes Hülfe vertrauen! Ach, ich will beten, daß er dir Trost und Frieden gebe, weiter kann ich ja nichts für dich thun! Sieh, es gab eine Zeit, da war ich jung wie du, und — wußte auch von Herzeleid zu sagen. Gott versagte mir damals, woran meine Seele hing, und ich meinte keinen Trost im Himmel noch auf Erden zu haben. Mit den Jahren ward ich verständiger und ruhiger — es mußte gehen, und es ging."

„Verzeihe mir, gute Mutter," entgegnete Martha, „daß ich dir diesen Schmerz mache! Ich hätte schweigen und ihn in mir verschlossen tragen sollen."

„Nein, mein Kind, nein!" eiferte Barbara. „Du hast Niemanden auf der Welt als mich, dem du dich vertrauen kannst, und du sollst das nicht unterlassen. Ich habe auch nichts weiter als dich, und sollte ich mit dir nicht gern Alles tragen wollen?"

Martha stand auf und umarmte ihre Mutter. Sie fühlte ihr Herz erleichtert, und gelobte sich in diesem Augenblicke, ihre Liebe zu bekämpfen, und allein für ihre Mutter zu leben.

„Laß uns zu Bett gehen!" sagte Barbara nach

einer Weile, und bald sahen die Sterne in die enge Kammer, wo eine arme Wittwe mit ihrer Tochter sich aus dem Wirrwarr rastloser Gedanken der Gabe des erquickenden Schlummers entgegen sehnten. — —

Aber noch in eine andere Kammer schienen die Sterne und sahen auch in ihr schlummersuchende Augen. Der Maigraf war spät von der, für ihn unerquicklichsten Schlußfeier des Tages, vom Rathhause zurückgekehrt, und hatte sich unentkleidet auf das Lager geworfen. Wie spukhafte, zusammenhangslose Traumbilder zogen die Ereignisse des Tages an ihm vorüber, bis sie sich endlich verschlangen, und wesenlos durch einander gingen. Nach einer Stunde unruhigen Schlafes fuhr er auf. Er fand sich angekleidet, und trat ans Fenster. Das helle Sternenlicht schien ihn hinaus zu locken aus den finsteren Wänden des Hauses. Bald däuchte es ihm unmöglich, länger im Zimmer bleiben zu können. Seine Stirn glühte, und er beschloß, hinaus zu gehen aus der Stadt, um sich in der reinen Nachtluft zu erfrischen. Leise schlich er die Treppe hinunter, drehte behutsam den Schlüssel der Hausthür, und eilte dem Stadtthore zu, durch welches er wenige Stunden vorher den Mai hereingebracht hatte. Da fiel ihm ein, daß das Thor nothwendig verschlossen sein mußte, und er täuschte sich darin nicht. Er hätte den Thorwärter wecken, und sich unter irgend einem Vorwande den Ausgang verschaffen können; aber ein anderer Weg fiel ihm ein, der ihm vorzüglicher erschien, der freilich aber auch gewagt genug war, zumal für einen Hildesheimer Bürger und Maigrafen. Er erinnerte sich nämlich aus seiner

Knabenzeit eines sehr bequemen Ueberganges über zwei Gartenmauern, zu welchen dann noch die Stadtmauer kam, welche, als dritte, von dem Garten des Dr. Musculus aus zu ersteigen war, und von welcher man durch einen Sprung in's freie Feld gelangen konnte. Bald hatte er die beiden Gartenmauern überstiegen, und als er jetzt im Baumgehege seines einstigen Lehrers stand, überkam ihn der Gedanke: Wenn du hier ertappt würdest! Rasch that er einige Schritte, um zu der altbekannten Stelle zu gelangen, wo ein Altan das Ueberschreiten ungemein erleichterte, als er plötzlich fehl trat und über ein Brett stolperte, auf welchem ihm eine Menge umknickender kleiner Blumenstöcke die Verwüstung ahnen ließen, die sein Sturz hier hervorgebracht haben mußte. Schnell suchte er an die Mauer zu gelangen, aber — o weh, der Altan war verschwunden! Was thun? Sein Gedächtniß kam ihm wiederum zu Hülfe. Er erinnerte sich einer etwas verwilderten Ecke des Gartens, wo ein Schuppen stand, und wo er früher öfter eine Leiter gesehen hatte. Glücklich fand er die Leiter, erstieg mit ihrer Hülfe die hohe Mauer, that einen kühnen Sprung, und war im Freien. Eilig förderte er seine Schritte durch die dämmerhelle Nacht und gelangte nach kurzer Wanderung auf den weiten Anger, von welchem jetzt die letzte Spur des gestrigen Treibens verschwunden war. Das Gebüsch und die Bäume, welche ihn zum Theil einschlossen, warfen ihre Schatten auf den Rand, und drüber standen die klaren, hellen Sterne. Rambert überschritt den Plan seiner Länge nach. Das leise, ge-

heimnißvolle Wehen der Nacht drang zu seinem Ohr, ab und zu kam der verfrühte Ruf eines Vogels aus dem Walde. Es war die Stunde, wo die Nacht sich schweigend rüstet, um dem Morgen Platz zu machen. Wie umgewandelt, fühlte Rambert sich jetzt erst ganz als Maigrafen in seinem Eigenthume, als überwache er sein schlummerndes Reich, und zugleich glaubte er nie reiner und besser empfunden zu haben. Erringe ich Eines noch, dachte er, dann sei der letzte Rest meines bisherigen Lebens hinter mich geworfen! Dahin das Streben in's Weite, alle Ruhmsucht und hochfahrendes Wesen, und ich will glücklich und Glück spendend in engen Schranken ein Mensch sein!

Mit solchen Gedanken lenkte er seine Schritte dem Fußwege zu, auf welchem Christian ihn gestern geführt hatte. Er suchte nach der Stelle, wo er mit Martha gestanden, ohne den Platz finden zu können. Die feuchten Zweige benetzten sein Gesicht, indem er durch die Büsche streifte. Schon hörte er den Mühlbach rauschen, und in der Mühle die ersten Hähne krähen. Er mußte ganz in der Nähe sein, und doch schien ihm Alles verändert. Da fielen seine Augen auf eine lichtere Stelle des Rasens. Er erblickte Etwas, und mit innerstem Herzensjubel eilte er dahin, und hob es vom Boden auf. Es war der Kranz von Schlüsselblumen, welchen Martha von sich geworfen hatte, noch frisch und duftig, und feucht vom Thau der Nacht. Sei du mir ein günstiges Vorzeichen! rief er. Ich nehme dich dafür! Du hast ihr schönes Haupt geschmückt,

du mußt von ihren Gedanken wissen — und du kündest mir Freude und größeres Glück, als ich verdiene!

Lebhafter wurde es schon in den Zweigen. Der Fink guckte wohlgemuth trällernd aus seinem Neste, und aus dem Grase stieg die erste Lerche in die Morgendämmerung hinauf. Rambert eilte nach der Stadt zurück. Es schien ihm, als habe er das Ziel seiner Wanderung erreicht, und glücklich verbarg er den Kranz unter seinem Gewande auf der Brust. Als er das Thor erreichte, wurde dasselbe eben für die ersten Werkleute geöffnet. Er drückte den Hut in's Gesicht und schlüpfte hindurch. O, wie gern wäre er an der Thüre stehen geblieben, hinter welcher Martha noch in süßem Schlummer lag! Aber der Bäcker gegenüber öffnete gerade seinen Laden und schien ihn zu erkennen, denn er rückte an der weißen Nachtmütze.

Sein Haus fand Rambert schon geöffnet. Scheu wie ein Dieb schlüpfte er hinein, und kam ungesehen die Treppe hinauf. Dann legte er den Kranz vor sich auf den Tisch, setzte sich in den Lehnstuhl, und starrte lange auf das duftende Gewinde, bis sein Haupt auf seine Arme fiel, und er in dieser Stellung einschlief.

Achtes Capitel.

Früh um sieben Uhr ging Meusel in seines Herrn Arbeitszimmer, um demselben Rechnung und Rechenschaft abzulegen über die Kosten des Festes, über den

Verbrauch der hinausgeschafften Vorräthe, und den Zustand der benutzten Wirthschafts-Gegenstände. Er fand Rambert in ungewöhnlicher Lage schlafend, betrachtete ihn eine Weile aufmerksam, und legte die Bücher und Rechnungen auf den Tisch, um sich auf leisen Sohlen wieder zu entfernen. Plötzlich aber erwachte der Schlafende, rieb sich die Augen, und sah dem Alten frisch und freudig ins Gesicht.

„Guten Morgen, Meuselchen!" rief er. „Ich bin eine Schlafmütze! Das darf nicht wieder vorkommen!"

„Habt Ihr die ganze Nacht in dieser Lage zugebracht?" fragte Meusel besorgt.

„Kurz und gut, ich habe ausgeschlafen!" entgegnete Rambert. „Nun aber frisch an die Arbeit!"

„Ich will erst das Frühstück kommen lassen," sagte Meusel. „Frau Barbara hat sich heute nicht eingestellt."

„Das ist ganz recht so!" rief Rambert schnell. „Die Frau darf sich unseretwegen nicht versäumen. Dieser Interims-Zustand muß in meinem Hause nun doch einmal aufhören. Wir wollen ein paar Mägde miethen, uns überhaupt mehr häuslich einrichten. Der Tobias soll für's Erste noch aushelfen, und jetzt das Frühstück bringen. — Beiläufig, wer hat es denn heute bereitet?"

Meusel schmunzelte. „Ihr werdet es kaum errathen," sagte er. „Die dicke Frau Peter, des reichen Bierwirths Ehehälfte, schickte heute in der Frühe dem Herrn Maigrafen eine Kanne des schönsten Eimbecker Bieres, mit der Versicherung, daß sie die fünf-

tigen Lieferungen für das Haus sehr gern übernehmen wolle. Ich bat die Magd, zehn Minuten im Hause zu bleiben, um rasch das Nöthigste zu Eurem Frühstück anzuordnen, da Frau Barbara ausgeblieben sei. Sie war auch bereit, uns zu unterstützen. Ich führte sie in die Küche, aber da fehlten Milch, Eier und andere Dinge, und so lief sie davon, um sich bei ihrer Frau Rath zu holen. Nicht lange darauf kam sie wieder, und brachte auf einer silbernen Platte eine Kanne gewürzten Warmbiers, und einen Teller des feinsten Backwerks, nebst einer Empfehlung der Frau Peter, und dem Wunsche, daß dem Herrn Maigrafen das Frühstück wohl bekommen möge!"

„Sehr gut, Meusel!" sagte Rambert. „Wir gehören also nicht zu denjenigen, welche Frau Peter zu hauen gesonnen ist. Meinen Dank werde ich persönlich abstatten. Aber was muß man von uns denken, Meusel? Da wohnen wir in diesem großen Hause, das Geschäft blüht aufs beste, während Küche und Speisekammer in so verwahrlos'tem Zustande sind!"

„Freilich," entgegnete Meusel, „der selige Herr hatte nicht große Bedürfnisse. Von dem Wirthschaftsgeräth ist vieles schadhaft geworden, während ich etwas Neues nicht anzuschaffen wagte. In den drei letzten Jahren vollends, wo das Wohnhaus so gut wie leer stand."

„Das soll Alles anders werden!" fiel Rambert ihm in's Wort. „Wir wollen hernach selbst in Küche und Speisekammer revidiren gehen — Gott gebe uns nur Verstand, daß wir merken, wo es eigentlich fehlt! Für

jetzt aber, mein Meuselchen, laßt uns das Peter'sche Frühstück heraufbringen."

Tobias, der Stallknecht, brachte auf der silbernen Platte die duftende Entgegnung der gestrigen Artigkeiten des Maigrafen, und entledigte sich dieser ungewohnten Pflicht mit so anerkennenswürdiger Anstelligkeit, daß er auf der Treppe nur ein Drittel aus der Kanne schüttete, während das Backwerk freilich Stück für Stück die Stufen herunter rollte. Meusel sammelte es sorgfältig hinter ihm auf, und legte es wieder auf den Teller, ehe er die Thür des Zimmers öffnete.

„Sieh, sieh!" sagte Rambert, als er die Kanne in einem dampfenden Fußbade stehen sah, „Frau Peter hat es sehr gut gemeint!"

Tobias machte ein verlegenes Gesicht und retirirte nach der Thür, wobei er nur einen einzigen Stuhl umwarf, den Ofen aber durch einen heftigen Anprall erbeben machte. „Das also," fuhr Rambert fort, „soll hinfort unsere häusliche Bedienung sein? Sieh nach dem Rappen, Tobias! Meusel, wir haben Eile, um in Ordnung zu kommen!"

Tobias ging, und während Rambert und Meusel sich zum Frühstück setzten, war der Letztere mit der in Aussicht stehenden Eile sehr einverstanden. Er fühlte sich in einem inneren Kampfe, er hatte die Frage auf der Zunge, ob Rambert denn nun entschlossen sei, sich bleibend an die Spitze des Geschäfts zu stellen, und konnte sie doch nicht über die Lippen bringen. Mancherlei hingeworfene Worte erfüllten ihn zwar mit froher Hoffnung, dennoch aber konnte er, so lange die

Versicherung ihm nicht mit klaren Worten gegeben war, Angst und Befürchtungen nicht los werden.

„Das Frühstück ist gut," sagte Rambert nach einer kurzen Pause. „Wir wollen uns unsere künftige Köchin durch Frau Peter empfehlen lassen. Nun aber sagt mir, Meusel, warum ist jene Thür dort durch einen Schrank versetzt?"

„Jene Thür?" entgegnete Meusel. „Der selige Herr brauchte eben nur dieses eine Zimmer, und so hat er alle Schränke, die er benutzen konnte, hier vereinigt."

„Das ist recht schön, Meusel, aber ich gestehe, daß mir dieses eine Zimmer zu eng ist. Der Schrank soll weg, und die Thür künftig geöffnet werden. Außerdem müssen noch einige Veränderungen vorgenommen, Anschaffungen gemacht und Verbesserungen eingerichtet werden. Das Nebenzimmer will ich neu täfeln lassen, Tische, Sessel und eine Menge anderer Dinge sind einerseits nicht in genügendem Vorrath da, zum Theil auch in schlechten Zustand gekommen. Seht einmal diese Fenstervorhänge an! Ich erinnere mich, daß sie in ihrer und meiner Jugend roth waren, jetzt tragen sie das ausgesprochenste Olivengrün zur Schau. Wir müssen künftig darauf sehen, daß wir mit Anstand Gäste aufnehmen können, denn nicht immer werden wir sie draußen auf dem Anger bewirthen wollen.

So verheißend solche Worte für Meusel auch waren, so mischte sich doch eine Besorgniß anderer Art in seine Freude. „Herr Rambert," sagte er, „die neuen Einrichtungen werden sicherlich sehr schön wer-

den — sehr kostbar – aber wißt Ihr denn auch, was uns der gestrige Tag gekostet hat? Sechshundert und fünfzig Gulden!"

„Das ist Geld genug!" sagte Rambert. „Indessen kommt solch ein Tag wahrscheinlich nur Ein Mal im Leben vor. Wir werden uns neu einrichten, wie es uns geziemt, wir werden aber auch sparen und die sechshundert und fünfzig Gulden wieder einbringen. Da ist mir gestern beim Feste eine Nachricht über die neuesten Kriegsrüstungen zugekommen, und ich habe sogleich beschlossen, mich an diesen zu betheiligen."

Meusel erbleichte. An Kriegsrüstungen betheiligen? Was sollte das heißen?

„Herr Rambert," sagte er, „ich verstehe nicht — mein Gott, ich denke..."

„Ihr sollt sogleich klarer sehen," fuhr Rambert fort. „Es handelt sich nämlich um eine Lieferung von fünfhundert Ellen Tuch. Um diese werden wir uns bewerben. Noch heute werde ich den Kriegs-Commissarien schreiben, und dann wollen wir Tuch färben, Meuselchen, so lang, daß wir die ganze Erde darein wickeln können, und der Zipfel noch bis an den nächsten Stern wehen soll!"

Meusel stand freudestrahlend auf. „Und Ihr bleibt hier?" rief er. „Bleibt Herr des Hauses für immer?"

„Das hängt noch von Umständen ab," entgegnete Rambert heiter. „Vielleicht — hoffentlich! Ich kann jetzt nichts weiter thun, als — abwarten. Aber nun an die Arbeit! Zeigt mir die Rechnungen! Haha, da ist Euer anderes Ich, Eure Geliebte, Euer Kleinod,

das Hauptbuch! Gebt das Unthier her, wir wollen uns seiner Betrachtung widmen.“ — —

Nachdem Beide einige Stunden gearbeitet, und sich über mancherlei Geschäfts-Angelegenheiten besprochen hatten, begann in dem alten Hause ein lebendiges Treiben und Wirthschaften. Der junge Hausherr machte mit seinem Verwalter eine abermalige Wanderung vom untersten Keller bis zum obersten Boden, Küche und Speisekammer mit eingeschlossen, und betrachtete diesmal seinen Besitz mit regerem Interesse. Er ließ sich belehren, und zeigte überall in heiterster Stimmung das Bestreben, das Gute zu fördern, das Schadhafte zu verbessern. Nur in der Küche konnten, da auch Meusel in vielen Dingen keinen Rath wußte, die Forschungen zu keinem Resultate kommen.

„Was sind wir für hülflose Geschöpfe, Meusel!“ begann Rambert, indem er die einst glänzend eingerichtete Werkstätte der Mittagstafel überblickte. „Wir wissen hier eben so wenig Bescheid, wie mein Tobias in einem wohl geordneten Zimmer. Wo werden wir heut etwas zu Mittag herbekommen?“

„Es würde Alles recht gut stehen,“ entgegnete Meusel, „wenn bald eine junge Herrin in's Haus käme, nämlich eine solche, die eben ganz Hausfrau sein wollte.“

„Sehr richtig, Meusel!“ sagte Rambert, „vorzüglich ist Eure Clausel von Wichtigkeit: nämlich eine solche, welche u. s. w. Aber wo bekommen wir eine solche her? . . . Was nun unser heutiges Mittagessen betrifft, so wollen wir einmal aus der Gesellenküche, und zwar mit an dem Tische der Gesellen speisen.“

„Ei," erwiderte Meusel, „Ihr solltet Euch bei meinem Bruder anmelden. Er führt einen guten Tisch, und würde sich freuen, Euch zu bewirthen."

„Das wollen wir künftig einmal thun, Meusel. Für heut setzen wir uns zu den Gesellen. Man muß sich an Alles gewöhnen, und ich habe im Felde schon schlechter gespeis't."

Nach Beendigung dieses Rundganges besichtigte Rambert die neue Einrichtung, welche er in den Zimmern des ersten Stockwerkes angeordnet hatte. Der an sein Wohnzimmer stoßende Raum war dreifensterig, noch wohl erhalten, auch mit genügendem Mobiliar versehen. Er war vor Alters das Prunkzimmer des Hauses gewesen, doch hatten die Ledertapeten, so wie auch die goldgepreßten Lederbezüge der Armsessel etwas gelitten. Nachdem aber mehrere Schränke des Wohnzimmers hier aufgestellt, und der Raum von Staub und altem Geräth, das man hier aus der Hand gesetzt hatte, gesäubert worden war, machte er einen recht stattlichen Eindruck, und Rambert sagte sich, daß, wenn die Kerzen des Kronleuchters angezündet würden, dieser Saal noch für einige Zeit den Glanz des Hauses zu repräsentiren vermöchte. In seinem Wohnzimmer hatte er, durch Wegräumung alter Geräthschaften, zwei kleinere Wandflächen gewonnen, und an diesen beschloß er die Zeichen seines einstigen Kriegerstandes aufzuhängen. Tobias war bei dieser Arbeit besser als sonst zu gebrauchen. Tüchtige Eisenstäbe und Nägel wurden eingeschlagen, und zwei Gruppen von Waffenstücken gebildet, welche, da Rambert einst viel auf schöne Waffen

gehalten hatte, einen glänzenden Wandschmuck bildeten. Brustharnisch, Sturmhaube, Schild und Lanze bildeten die eine Gruppe, während die andere aus einer ganzen aufrecht stehenden Rüstung bestand, über welcher sich Schwerter und Kugelbüchsen kreuzten. Als das letzte Stück aufgehängt war, und Tobias sich entfernt hatte, legte Rambert den Hammer aus der Hand und sagte: So, da hängst du nun am Nagel, du wildes Eisenzeug, das ich niemals ablegen zu können meinte! Ruhe jetzt aus, bis die Noth mich einmal treibt, zu dir zu greifen. Und du, altes Zimmer, sollst mir jetzt Arbeitsgemach, Ahnensaal und Rüstkammer sein, es wird sich mit einander vertragen! — Dann nahm er den Primelkranz vom Tische, betrachtete ihn, und betrachtete jenen anderen, welchen er als Maigraf getragen hatte. Ihr beiden Kränze seid es, dachte er, die mich umgewandelt haben! Jenen grünen dort, die unverdiente Bürgerkrone, gab mir meine Stadt, und knüpft Hoffnungen daran, die zu erfüllen, meine und meines Hauses Ehre erfordert. Er kann mir nicht mehr genommen werden; doch dieser blühende, den mich ein günstiger Zufall finden ließ, ist noch nicht mein. Und doch muß er mein werden, wenn ich die Pflichten, die der andere mir auferlegt, freudig erfüllen soll!

Da wurde an die Thüre gepocht, und ein Diener Richildens trat in's Zimmer. Das Fräulein, meldete er, wolle noch heut abreisen, und wünsche Herrn Rambert vorher noch einmal zu sprechen.

Richilde? Wie weit, wie weit kam dieser Ruf her! Wie weit war das schöne Bild, welches ihm einst, wie

seine nun zur Ruhe gebrachten Waffen, so begehrungswürdig erschienen, in den Hintergrund getreten! Sie will mich sprechen? dachte er. Darf ich denn jetzt noch vor sie treten? jetzt, da ich ein Anderer geworden bin? Was kann ich ihr sagen? Doch, sie will es — gut! Vielleicht bin ich's ihr auch schuldig, daß ich ihr Wahrheit gebe. Mit diesem letzten Schritte sei die Vergangenheit abgethan!

Er entließ den Boten mit dem Bescheid, daß er in einer Stunde dem Fräulein aufwarten werde, und begab sich in das Hinterhaus, um sich mit seinen Gesellen zu einem derben Hirsebrei und Rindfleisch zu Tische zu setzen.

Neuntes Capitel.

Richilde ging, bereits im Reisekleide, zwischen schweren gepackten Koffern auf und nieder, während ihre Zofe noch Dies und Jenes zusammensuchte, und sich, da ihr die Abreise aus der Stadt überaus ärgerlich war, ab und zu durch eine boshafte Anspielung zu rächen suchte. Das Fräulein hörte kaum darauf, ihre Gedanken harrten dem entgegen, von welchem sie heute Abschied zu nehmen gedachte, um ihn bald — so hoffte sie — in einer größeren Weltstellung und unter glänzenderen Umgebungen wieder zu begrüßen. Sie hatte beschlossen, heut alle Neckereien bei Seite zu lassen, und wahr und offen mit ihm zu reden. Was

ihr Stolz so oft unter der Maske kalten Spottes verborgen, die ganze Fülle ihres liebenden Herzens, drängte sich beim Herannahen der Trennungsstunde immer lebhafter hervor, und noch niemals hatte sie es so tief empfunden, daß Rambert der Mann ihrer Wahl sei. Der Anblick, welchen er ihr beim Maienfeste, geschmückt mit dem Bürgerkranze, gewährt hatte, erfüllte sie mit der ernstlichen Furcht, daß er sich für das bürgerliche Leben entscheiden möchte; doch war ihr die Verwirrung in seinen Mienen, als er sie plötzlich vor sich sah, nicht entgangen. Noch traute sie sich die frühere Gewalt über ihn zu, und schnell faßte sie den Entschluß, dieselbe über ihn auszuüben, und ihn seinen Umgebungen zu entreißen. Sie rüstete sich schnell zur Abreise, um sich nach dem dermaligen Hoflager des Kaisers zu begeben. Vielleicht — so berechnete sie — bleibt er in seinem trotzigen Sinne fürs Erste in der Stadt zurück. Bald aber fühlt er den Druck seiner engen Schranken, sein Herz verlangt hinaus in das bewegte Treiben der Welt, und in meine Nähe, wo Lorbern und Liebe seiner harren!

Rambert wurde gemeldet. Eilig ging Richilde dem Nebenzimmer zu, und vor ihr stand der Maigraf in dem schlichten gestrigen Anzuge, welchem nur der Kranz fehlte. —

„Ich wußte, daß Ihr kommen würdet," sagte sie, indem sie ihm lebhaft entgegen ging. „Ich muß abreisen, Geschäfte rufen mich an den Hof des Kaisers. Wann sehen wir uns dort wieder?"

„Wahrscheinlich niemals," entgegnete Rambert.

„Im Kriegskleide werde ich mich schwerlich jemals wieder unter die Ritter und Edlen drängen, und so vermuthe ich, daß ich den Hof des Kaisers niemals zu Gesicht bekommen werde, es sei denn, daß meine Stadt mich einmal in einer Gesandschaft dahin sendete."

Richilde war auf eine derartige Entgegnung nicht unvorbereitet, obwohl sie das Abprallen des ersten Pfeils bitter genug empfand.

„Ihr reis't ab, Fräulein," fuhr er fort, „und es ist zweifelhaft, ob wir uns jemals wiedersehen. Laßt mich den Abschied, den ich von Euch zu nehmen denke, in das Gewand einer Erklärung kleiden — ich bin es Euch schuldig."

Richilde ließ sich mit fragenden Blicken in einen Lehnsessel nieder, während Rambert ihr gegenüber Platz nahm. —

„Ihr habt mich gestern," begann er, „in Umgebungen gesehen, die fortan die meinigen bleiben werden, welchen ich mich wenigstens ohne Noth nicht mehr zu entziehen denke. Der Kranz, den meine Mitbürger mir auf das Haupt setzten, hat für mich eine tiefe Bedeutung gewonnen. Er ist das unlösbare Band, das mich an die Werke des Bürgerstandes knüpft. Kein Verdienst hat mir die Ehre des gestrigen Tages eingetragen, ich fühle es tief, und fasse den Kranz als eine ernste Mahnung auf, mir das in Zukunft zu erwerben, was das Glück mir freigebig geschenkt hat. Mein Platz ist fortan in meiner Vaterstadt, meine Arbeit und Sorge soll ihrem Wohle gelten."

„Wenn man Euch aber," entgegnete Richilde rasch,

„den Lorberkranz kriegerischen Ruhmes aus der Ferne zeigte, würdet Ihr da nicht das leicht verwelkende Birkenlaub gern mit ihm vertauschen?"

„Nachdem ich das Birkenlaub auf meiner Schläfe gefühlt habe, nicht mehr!" sagte Rambert. „Ich glaube, daß es genug ist, wenn der Mensch einen Kranz erwirbt. Hat er ihn aber, so soll er ihn halten und sich seiner würdig zeigen. Mir hat das Glück die Bürgerkrone zugeworfen, während der Lorberkranz nur als ein zweifelhaftes Ziel in der Ferne liegt. Ich werde die erstere nicht um des letzteren willen fallen lassen. Nicht daß ich Ruhm und Ehre des großen Welttreibens für werthlose Güter zu erklären gedächte, nein, gewiß nicht, aber ich glaube sie für's Erste entbehren zu können. Meine Waffen hab' ich in meinem Arbeitszimmer in Gruppen aufgehängt, sie werden mir immer ein angenehmes Erinnerungszeichen bleiben. Vielleicht lege ich sie einmal wieder an, wenn es gilt, die Thore meiner Vaterstadt als treuer Bürger zu vertheidigen, früher aber gewiß nicht. Ihr glaubt nicht, wie gut sich das blanke Eisenzeug mit dem bürgerlichen Zimmer verträgt, es hängt da, als gehörte es hinein."

Richilde traute ihren Ohren nicht. Alles, was Rambert sagte, klang so bewußt und ernst, und doch auch so freudig, daß sie es weder für das Resultat einer trüben Entsagung, noch für leicht hingeworfenen Spott halten konnte. Dennoch sah sie ihn mit zweifelhaften Blicken an, und sagte: „Geht, das ist nicht Euer Ernst!"

„Doch!" entgegnete Rambert, „doch! Es ist mein

Ernst. Wie die Umwandlung mit mir so eigentlich vorgegangen ist, das wüßte ich selbst kaum zu sagen. Genug, ich fühle, daß man auch in engen bürgerlichen Schranken beglückt sein könne. Sind diese doch der Lebenskreis, dem ich entsprossen bin! Mein Streben hat eine bestimmte Richtung bekommen, während ich früher ohne rechtes Bewußtsein dessen, was ich wollte, dahinlebte. Legte ich jetzt noch einmal die Waffen an, um auf Kriegsruhm in die Welt auszuziehen, was wäre ich Besseres als ein Abenteurer? Und was nützte ich der Welt? Gebietet mir doch die Noth nicht, das Schwert zu ziehen! Ihr wundert Euch, Fräulein, aber ich muß es aussprechen: Mein ganzes bisheriges Leben mit all seinem Denken und Thun ist zu Ende, und als ein Anderer beginne ich ein neues Leben."

Richilde erblich, das hatte sie nicht erwartet. Sie rang nach Fassung, aber ihre Mienen verriethen die Erregung ihres Herzens. Rambert sah die schöne Gestalt des Mädchens, an welcher seine Augen einst mit lebhaften Wünschen gehangen hatten, vor sich, und es überkam ihn eine Ahnung dessen, was in Richildens Herzen vorging. Sie sprach nicht zu ihm, es schien, als könne sie keine Worte finden. Mit lebhafter Rührung betrachtete er sie, und mit Einem Male schien die Erinnerung dessen, was sie ihm einst gewesen war, wieder in ihm wach zu werden.

„Richilde," sagte er in plötzlicher Selbstvergessenheit, „mein Leben habe ich mir unverrückbar vorgezeichnet, es ist ein anderes geworden, als Ihr es für mich aus-

gesonnen hattet. Sind Euch die Grenzen zu eng, um es mit mir zu theilen?"

Richilde schwieg und machte eine abweisende Bewegung.

„Sprecht, Fräulein," fuhr Rambert fort, „von einem Worte hängt in diesem Augenblicke viel ab. Könnt Ihr Eure hochfahrenden Plane aufgeben, und die Hand eines einfachen Hildesheimer Bürgers...."

Das Fräulein ließ ihn nicht ausreden. Ihre Fassung kehrte mit ihrem Stolze zugleich zurück. „Geht, geht!" rief sie. „Um Gottes willen, geht!" —

Schnell erhob sie sich und that einige Schritte nach der Thür.

Auch Rambert kam plötzlich zu sich, und das Bewußtsein dessen, was er in einem bethörten Augenblicke aufs Spiel gesetzt hatte, machte ihn erröthen. Die Gestalt Martha's trat vor seine Seele, und eine strafende Stimme seines Gewissens rief ihm zu: Entflieh, entflieh, denn alles, was du hier noch geben kannst, ist Trug und Lüge!

Auch er hatte sich erhoben, und indem er die Blicke zu Boden heftete, sagte er: „So gilt es, Abschied zu nehmen."

„Kein Wort mehr!" rief Richilde. „Lebt wohl!" Damit eilte sie in's Nebenzimmer, zog die Thür hastig hinter sich zu und verschloß dieselbe. Die Zofe war hinausgegangen. Schnell drehte sie auch den Schlüssel der anderen Thür ab, und als sie sich allein sah, warf sie sich mit leidenschaftlichem Schmerz in einen Sessel und brach in die heftigsten Thränen aus. Was

im Verlaufe der nächsten Stunde durch ihre Seele ging, müssen wir verschweigen. Noch vor Ablauf des Tages jedoch nahm sie, scheinbar in ruhigster Fassung, Abschied von ihren Verwandten, ließ den schweren Reisewagen vorfahren, und verließ die Stadt.

Zehntes Capitel.

Am nächsten Morgen nahm Rambert eine Stunde wahr, in welcher Meusel im Hinterhause den Geschäften nachging, um in dem kleinen Zimmer des Alten einige Veränderungen zu treffen, die denselben überraschen und erfreuen sollten. Ein neuer gepolsterter und mit Leder überzogener Lehnstuhl wurde hereingetragen, und ein schöner, kostbarer Pelzrock über einen Sessel gebreitet. Der Hausherr selbst trug einige werthvolle Kupferstiche von Albrecht Dürer in Rahmen herbei, die er mit Tobias' Hülfe an den Wänden befestigte. Eben wollte er sich wieder aus dem Zimmer entfernen, als der Bewohner desselben eintrat, und mit Erstaunen den Schmuck und die Geschenke bemerkte.

„Ich wollte Euch," sagte Rambert, „eine kleine Freude bereiten, guter Alter; denn Eure Verdienste um mein Haus nach Würden zu belohnen, sehe ich keine Möglichkeit. Wärmt Euch denn in diesem neuen Pelzrocke. — Ihr werdet darin recht stattlich aussehen! Und wenn Ihr Euch hier im Lehnstuhl ausstreckt, dann denkt, daß der Geber Euch ehren will, daß er Euch

herzlich lieb hat, und daß er Euch ewig dankbar sein wird. Nun, guten Morgen, Meuselchen, ich will zu Eurem Bruder gehen!"

Meusel stand in sprachloser Rührung vor seinem jungen Principal, ergriff seine Hand und umarmte ihn mit Thränen, welche seine Worte des Dankes ersetzen mußten. —

Rambert machte sich auf den Weg zum Doctor Musculus. Er fand den gelehrten Herrn im Garten beschäftigt, und zwar über ein Nelkenbeet gebeugt, auf welchem er einige umgebrochene Pflanzen durch junge Sprößlinge ersetzte. Er war in diese Arbeit, da er die Gärtnerei mit großer Vorliebe trieb, so vertieft, daß er den Herbeischreitenden nicht bemerkte, und sich erst, nachdem er die Begrüßung desselben vernommen hatte, emporrichtete.

„Ah, Ergebenster, mein Herr Maigraf!" rief er aus. „Ihr findet mich mit meinem Steckenpferde beschäftigt. Seht nur, was mir Aergerliches begegnet ist! Da ist Jemand über mein Nelkenbeet geschritten — was sage ich, geschritten? Mit beiden Füßen muß er darauf herum gestampft haben, denn die Hälfte meiner kostbaren Nelken ist verdorben. Der Bösewicht muß recht deßhalb in meinen Garten gebrochen sein, um mir diesen Aerger anzuthun; denn nichts ist entwendet worden. Ein Dieb kann es also nicht gewesen sein."

„Wann ist das Unglück geschehen?" fragte Rambert, in welchem die Ahnung seiner komischen Verschuldung aufstieg.

„In der Nacht nach dem Maienfeste," entgegnete

Musculus. „Am Morgen darauf, als ich meine Lieblinge, wie jeden Tag, zu beobachten ging, sah ich das Unheil, und fand an der Mauer noch die Leiter angelehnt, vermittelst welcher der Schändliche über die Mauer entflohen war. Gestern wurde ich nur halb fertig mit der Wiederherstellung des Verdorbenen, nun aber wird die Pflanzschule wohl in Ordnung sein. So — nur noch ein paar Stäbchen sind hier fest zu binden. — Schöner Morgen heute, nicht wahr? Was bringt Ihr mir denn, Herr Maigraf?"

„Lieber Doctor Musculus," entgegnete Rambert, „ich hätte etwas recht Ernstes mit Euch zu besprechen!"

„Oho, ein Geschäft? Nun, heraus damit!"

„Ja, ein Geschäft, welches nothwendig ist, und einen guten Ausgang haben muß, wenn ich mich jemals in meinem Hause heimisch fühlen soll. Kurz und gut, ohne viele Worte, wollt Ihr mein Freiwerber sein?"

Musculus sah ihn schmunzelnd von der Seite an. „Ah, eine Maigräfin?" sagte er. „Nun, wo soll ich denn eine solche für Euch auftreiben?"

„Ihr kennt sie, Doctor, Ihr habt selbst verhindert, daß ich ihr schon neulich eröffnet, was ich für sie fühle."

„Also die kleine Martha, mein Pathchen? Aber hat Er auch bedacht, mein junger Maigraf, daß sie ein geringes, armes Mädchen ist, und daß Seine Vorfahren sich ihre Frauen aus den ersten Geschlechtern der Städte wählten?"

„Sie bringt ihre Schönheit, ihre Unschuld und ihre

Liebenswürdigkeit mit," entgegnete Rambert, „und weiter brauche ich nichts. Des Besitzes ist in meinem Hause genug. Wenn Martha mich haben mag . . ."

„Richtig!" fiel ihm Musculus in's Wort, „das ist die Frage. Gut, ich will mich heute gegen Abend in den Sonntagsstaat werfen — denn früher erlauben es meine Geschäfte nicht, und bei Frau Barbara als Freiwerber vorsprechen."

Rambert wollte ihm seinen Dank ausdrücken, Musculus aber rief: „Nicht zu früh, Herr Maigraf! Hernach das Weitere! Jetzt muß ich in die Rathssitzung." — —

Der Tag däuchte dem Helden unserer Erzählung überaus lang. Er nahm diese und jene Beschäftigung in Angriff, aber nichts wollte heut fördern. Bei Tische berieth er sich mit Meusel über die Herbeischaffung einer Auswahl schöner Nelkenstöcke. Dieser schien sich zu freuen, daß sein junger Herr Geschmack an der Blumenzucht finde, und wußte sogleich einen Geschäftsfreund in Nürnberg, bei dem man dergleichen erlangen könne, worauf er sich des Breiteren über den großen Garten, welchen Rambert vor dem Thore besaß, ausließ.

Mit erwartungsvollem Herzen harrte Rambert dem Abend entgegen. Endlich wurde es dunkel. Er nahm einen Mantel um, und schlich sich hinaus, denn es hielt ihn nicht länger im Hause. Jetzt, sagte er sich, muß der Doctor zu Barbara gegangen sein! Mit klopfender Brust schritt er durch die Straßen, indem er sich dem kleinen Hause Barbara's bald näherte, bald sich wieder entfernte. So stand er auf seiner Kreuz- und Querwanderung plötzlich vor dem Portale des Doms, wo

die Abendandacht eben beim Geläute der Glocken zu Ende ging. Aus dem herrlichen Gotteshause strömten die Andächtigen, und indem er seine Blicke zerstreut über dieselben gleiten ließ, erkannte er Martha, die mit dem Gebetbuche schnell nach Hause eilen wollte. Sie bog in eine Seitengasse zwischen Gartenmauern ein, er folgte ihr auf dem Fuße. Martha hörte die Schritte des sie Verfolgenden, und förderte beängstigt die ihrigen. Bald hatte er sie eingeholt, ging an ihrer Seite und rief: „Endlich, endlich! dieses Mal, kleine Martha, läuffst du mir nicht davon!"

„Jesus!" rief Martha erschreckt, da sie seine Stimme erkannte, und ihre Kniee wankten. „Seid Ihr wieder da, wo ich Euch nicht erwartete? Kommt Ihr wieder, um mich zu ängstigen? Verlaßt mich, Herr Rambert, verlaßt mich!"

„Martha!" entgegnete Rambert, „ich lasse dich nicht mehr, bis du über mein Geschick entschieden hast!"

„Um Alles, redet nicht weiter!" gab Martha zur Antwort. „Nur hier auf der Straße nicht weiter!"

„Jetzt, jetzt oder niemals!" rief der Maigraf, indem er das geängstigte Mädchen fest hielt. „In deiner Hand liegt es, mich für immer los zu werden, oder mich für immer zu behalten. Willst du mein Weib werden, Martha? Nur die Eine Frage beantworte mir!"

Durch Martha's liebendes Herz ging ein Sturm von Freude, Zweifel, Furcht und Schrecken. Einige Augenblicke versagte ihr die Sprache, dann hörte Rambert die halb erstickten Worte: „Ach Gott, es ist ja nicht möglich!"

„Warum nicht, Martha?" fragte er. „Bin ich

Dir nicht recht? Ich habe den Pathen Musculus zu Deiner Mutter geschickt, daß er als Freiwerber um Deine Hand für mich anhalte, Du aber sollst mir, da ich Dich hier treffe, selbst sagen, ob Du mir gut bist, ob Du mein sein willst."

Martha leistete keinen Widerstand mehr. Mit seligem Weinen sank sie an seine Brust, und ließ sich von den stürmischen Armen des Geliebten umschlingen. „Mein Glück, meine Martha!" jubelte Rambert, indem er den Mantel um des Mädchens Schultern schlug, und mit ihr, die er mehr trug als führte, zum Hause der Mutter eilte.

Frau Barbara saß mit gefalteten Händen am Fenster, während der Doctor langsam das Zimmer durchschritt. Beide schwiegen, und, wie es schien, in beglückter Erwartung. Da wurde draußen eine Stimme laut. Barbara fuhr auf, der Doctor hemmte seinen Schritt, die Thür ward geöffnet, und Martha und Rambert traten Hand in Hand ein.

„Mutter Barbara!" rief Rambert, „willigt Ihr ein?"

„In Gottes Namen!" entgegnete Barbara. Da warf sich Martha entzückt an die Brust ihrer Mutter, und in der Hütte der armen Witwe war Jubel und Freude.

Vier Wochen darauf war in dem alten Patricierhause ein reges Leben und Treiben, der Maigraf des Jahres feierte sein Vermählungsfest. Bunt ausstaffirte Diener flogen die Treppen hinauf und hinab, und vertheilten Geld und Speisen unter die Menge, welche die Hausthür umdrängte. Im Saale aber lachten und schmaus'ten die Gäste an der kostbar und prächtig besetzten Tafel. Frohsinn und jugendliches Selbstbewußt-

sein glänzte auf dem Gesicht des Bräutigams, während die holdeste Demuth, gemischt mit innigster Wonne, aus den Augen der reizenden geschmückten Braut strahlte. Schon schien das Mahl beendet zu sein, die Gäste saßen oder standen in Gruppen umher. Da traten Braut und Bräutigam zu dem Doctor Musculus, und führten ihn in das anstoßende Gemach, welches die Waffenkammer, den Ahnensaal und das Studirzimmer des Hausherrn zugleich darstellte, und wo auf einem Blumenbrette eine Auswahl der schönsten Nelkenstöcke in Töpfen ausgestellt war.

„Hier, mein theurer Doctor," begann Rambert, „biete ich Euch einen Ersatz für die verdorbenen Pflanzen, denn der Bösewicht, welcher sie zertreten hat, war — ich!"

„Was, Ihr?!" rief Musculus erstaunt.

„Ja wohl, ich!" sagte der Maigraf, und erzählte sein nächtliches Abenteuer. „Seht dort die beiden Kränze!" beschloß er endlich. „Ueber dem Bilde meines Vaters hängt meine Maigrafenkrone, über dem meiner Mutter das Gewinde von Frühlingsblumen, das meine Maigräfin einst im Walde wegwarf, und welches ich mir in der Stunde der Nacht wiederholte. Beide Kränze sind welk, aber hier im Herzen grünen und blühen sie fort und ketten mich mit unlösbaren Liebesbanden an mein Haus und an meine Vaterstadt!"

Mit diesen Worten umschlang er freudig sein schönes junges Weib, während Meusel, der die Rede mit angehört hatte, nichts Besseres zu thun wußte, als sich seinem lateinischen Bruder in die Arme zu werfen.

Macugnaga und der Monte Rosa.

Indem ich die nachfolgenden Blätter in eine Sammlung von Erzählungen aufnehme, bin ich überzeugt, daß schon ihr Titel bei Manchen die Befürchtung erregen werde, es handle sich in ihnen um eine hundert Mal gemachte Reiseschilderung. Gleichwohl aber sind es nur ein paar Wandertage, die ich aus der Vergangenheit herausgegriffen habe, und die ich, wären sie nicht von ganz besonderen Umständen und Ereignissen begleitet gewesen, unbeschrieben, wie manche andere Reise, gelassen hätte. Ich habe nicht blos Eindrücke zu schildern, sondern von Erlebnissen zu erzählen, von Erlebnissen, eben so ernst, als freudig, eben so genußreich, als bildend und lehrreich für den Erzähler. Und so lasse ich, nicht allein auf meinen eigenen Wunsch, das vor Jahren Geschriebene noch einmal abdrucken, und lade den Leser zu einer zwar abenteuerlichen, aber sehr belohnenden Wanderung in die Felsenlabyrinthe der Hochalpen ein. —

Der dunkelblaue, kristallhelle Lago Maggiore lag ausgedehnt vor meinen Augen, als ich mich mit Sonnen-

aufgang eines Augusttages rüstete, der schönen Lombardei Lebewohl zu sagen, und den Schneegipfeln der südlichen Alpen entgegen zu wandern. Ich hatte zu Baveno am Lago Maggiore übernachtet, und da ich früh erwachte, lag er da wie das blaue Auge der Schöpfung, das mir den ersten Morgengruß entgegen lachte. Kein Wölkchen war am Himmel, eine wonnige Kühle wehte über die blaue Wasserfläche, und brachte von allen Ufern mir noch einmal die Düfte der Orangengärten, der Myrthenbäume, den ganzen Rausch des Südens entgegen. Aber es mußte geschieden sein, und mit Ränzel und Stab setzte ich meine einsame Wanderung fort. Aufwärts ging der Weg durch Kastanien und Nußbaumwälder. Auf sonnigen Rasenabhängen breiteten die Feigenbäume ihre langgestreckten Zweige aus, und üppige Reben schlangen sich in Gewinden von Baum zu Baum. Lange noch sieht man in der Tiefe den blauen See, auf welchem die borromäischen Inseln schwimmen, Isola bella, die vornehmste, durch Kunst tausendfach geschmückte, und ihre bescheideneren Schwestern Isola Madre und Isola Pescatoria. Dieses herrliche Bild genießt man bis Fariolo, wo es hinter Bergrücken schwindet, wo sich aber auf der Höhe dafür ein wahrer Gottesgarten von Fruchtbarkeit und Schönheit entfaltet. Maisfelder, von Reben durchschlungen, grüne Rasenteppiche, wo unter saftstrotzenden Feigenbäumen frische Quellen sprudeln, und droben über Felsen und Bergen sieht man schon die ersten Spitzen des Monte Rosa im Blau schimmern. Hier und da ein steinernes Gehöft, über dessen Gemäuer

purpurne Oleanderbüsche schwanken, oder Aloën ragen. Vor der Thür sitzen im Schatten der umrankten Veranden fleißige Frauen und Mädchen, braune Kindergestalten spielen auf den steinernen Stufen, ab und zu hört man ein italienisches Lied, von heller Stimme gesungen, durch die nach der Schattenseite geöffneten Laden des Hauses.

Aber die silbernen Gipfel des Monte Rosa verschwinden wieder, die Frische der Bäume und Wiesen, der labende Schatten hört auf, und heiße, staubige Wege zwischen Felsen, die in der Sonnengluth brennen, sind zu überwinden. Die blendend weißen Marmorbrüche von Ornavasso, welche die Bausteine für den Mailänder Dom liefern, der weißliche Staub der Straße, quälen das Auge, die heiße südliche Sonne glüht erbarmungslos auf den Wanderer nieder. Das Städtchen Vogogna liegt wie ausgestorben in der schattenlosen Mittagshitze da, es ist, als werfe die Sonne verzehnfachte Gluth von den steilen Felsenwänden auf die Dächer nieder. Hier ist eine Ruhestunde willkommen, und der Schlaf stellt sich auch auf einer harten Wirthshausbank von selbst ein. — Aber trotz des heißen Tages muß die Wanderung fortgesetzt werden. Die Brücke, welche über die reißende Tosa führt, ist von dieser zerstört, am Ufer harrt schon eine Gruppe, bestehend aus zwei Lasteseln nebst Treibern, einem Drehorgelmann und zwei Geistlichen; eine Fähre nimmt Alle auf und führt sie über den wilden Gebirgsstrom, um sie auf dem jenseitigen Ufer sich wieder nach verschiedenen Seiten zerstreuen zu lassen.

Mein Weg führte durch ein breites glühendes

Thal, noch versumpft durch die Ueberschwemmung der wilden Tosa, und mehr zu durchwaten, als zu durchschreiten. Mühsam erreichte ich den Fuß der gegenüberstehenden Gebirgskette, dann aber stand ich an der Schwelle der mir verheißenen Herrlichkeit, am Eingang in das Anzascathal, welches mich zum Monte Rosa emporführen sollte. Bei Piè di Mulera eröffnet sich das Thal weit und prachtvoll. Aus ihrem Felsenbett stürzt sich die schäumende Anza mit tobenden Wellen in die Ebene, während ich den Schritt ihrem Lauf entgegen, den Windungen der Felsenstraße folgend, lenkte. Himmelhoch ragen die Felsen von beiden Seiten empor, herrlich bekleidet mit Laubwald und Gebüsch. Langsam steigt der Weg an ihnen hinan, bald aber wird er steiler, und wird zu einer Felsengallerie, die sich viele hundert Fuß über der dunklen Schlucht mit ihrem brausenden Gewässer hinzieht. Eine erquickende Kühle weht aus der Tiefe und aus den Seitenschluchten, über die sich die Felsengallerie zu einer kühn geschwungenen Brücke baut, Wasserfälle tanzen in den anmuthigsten Formen über die Felsen, und verbreiten die duftigste Frische über Baumgruppen, die mit breiten Zweigen, und kühn auf einem Felsstück stehend, aus dem Abgrunde ragen. Dann wieder hängen die Felsen furchtbar drohend über den Weg hinaus, und Gießbäche stürzen sich in breiten Bogen über dem Haupte des Wanderes in die Tiefe. Zuweilen wölbt sich das Gestein zu langen finstern Höhlen, durch welche der Weg führt, um dann nach Minuten der Finsterniß dem staunenden Auge ein um so großartigeres

Bild darzubieten. Immer kühner, erhabener und ernster wird der gewaltige Felsenweg. Schon dämmert es dunkelblau abendlich in der Tiefe, die Windungen der Straße beginnen sich in Dämmerung zu hüllen, die Bäume breiten tiefe Schatten umher, und das Rauschen der Anza dröhnt dumpfer herauf. Cima di Mulera, Castiglione, Calasca sind vorüber, steinerne Wolkennester, die der Mensch sich zu Wohnsitzen über dem Abgrunde erbaut hat, der Abend bricht völlig herein.

Aber ein böses Hinderniß hemmt den Wanderer, sein Tagesziel zu erreichen. Der alte Weg ist zerstört, um einer neuen breiten Felsenstraße Platz zu machen, welche im Bau begriffen ist, und deren Material wüst durcheinander liegt, die Wanderung überall versperrend. Ein wahrhaft halsbrechendes Klettern beginnt, jeder Schritt muß mit Anstrengung erkämpft werden, jeder Sprung ist Lebensgefahr. Es ist eine Stunde der schrecklichsten Mühseligkeit, die sich fast bis zur Verzweiflung steigert. Künftige glücklichere Wanderer werden auf der bequemen Straße nichts mehr empfinden von den Mühen dieses entsetzlichen Weges. Endlich ist er zurückgelegt, aber die Kräfte sind aufgerieben, die Finsterniß ist hereingebrochen, der Wanderer segnet sich, mit dem Leben davon gekommen zu sein, und begrüßt mit Freude die ersten Dächer, die ihm ein gastliches Asyl für die Nacht versprechen. Es ist Ponte Grande, ein Flecken, zwischen Felsen und Nußbäumen, über der Tiefe hängend. Aber er wird auch belohnt, nicht nur durch das Herrliche, was sich ihm trotz des mühevollen Weges schon geboten, sondern noch durch

neue Schönheit, die sich plötzlich aufthut. Hier bei Ponte Grande mündet das Biancathal in das der Anza. Die Bianca, eine ächte ungebändigte Tochter der Alpen, schießt in silbernem Bogen aus ihrer heimathlichen Schlucht hervor, und indem sie ihren kristallnen Fuß auf den ersten Felsen setzt, springt sie elastisch wieder empor, und so im wilden Tanze von Fels zu Fels in die Schlucht, und ihrer brausenden Schwester entgegen. Mit schneeweißen Titanenarmen umfassen sich die unbändigen Kinder des Gebirges, ringen im tobenden Willkommen miteinander, und nachdem sie ihre Kräfte gemessen, stürmen sie mit dämonischem Ungestüm gemeinsam über Trümmer und Gestein durch die dunkle beschattete Tiefe.

Von diesem herrlichen Bilde wandte ich mich endlich dem Wirthshause zu. Ponte Grande ist ein kleines Oertchen in einem Hochthale, wohin man durch die Schluchten der Anza gedrungen ist, und welches auf einem eng eingeschlossenen Flächenraume, wenn die Bewohner die schönen Hochwiesen desselben benutzen wollen, kaum Platz für ein paar Häuser gewährt. Das Wirthshaus liegt an der engen aufsteigenden Straße Eine steinerne Treppe, von Nußbäumen beschattet, führt zu einer zum Theil natürlichen, zum Theil aufgemauerten Erhöhung, auf welcher das Haus, von Gallerien umgeben, in bunter und greller Bemalung prangt. Es ist wie ausgestorben darin, kein Mensch zu erblicken, alle Thüren und Fenster stehen offen. Draußen auf der Mauerbrüstung sitzt ein französischer Maler, mit einem jungen Mädchen in angelegentlicher Unterhaltung.

Ich hoffe, er will sie malen, was sie jedoch verlegen nicht gewähren zu wollen scheint. Da Niemand sonst aufzufinden ist, frage ich den Maler nach der Wirthshausbedienung. Aber mit dem mürrischen Wesen eines Menschen, der in einem eifrigen Geschäfte unterbrochen wird, weist er schweigend mit der Hand nach dem Hause. So legte ich denn in einem großen Raume, der wie die Gaststube aussah, mein Ränzel ab, und ging wieder hinaus, um nach den Bewohnern zu spähen. Bald eilte eine dicke Gestalt die Stufen von der Straße herauf. Es war der Wirth, der auf Besuch nicht zu jeder Zeit gefaßt zu sein schien, becomplimentirte mich in einem Kauderwälsch von Italienisch und Französisch und gab mir zu verstehen, er sei eigentlich ein gelernter französischer Koch, auf dessen Leistungen für das Nachtmahl ich bauen könne. Er versprach sogleich an's Werk zu gehen. Auch seine Frau und Familie erschienen schnell und geschäftig, und so todt es noch eben im Hause gewesen war, so lärmend ging es plötzlich her, denn die Einrichtungen, mich zu Nacht unterzubringen, wurden mit einer Hast, und von so viel Händen vorgenommen, als gälte es, eine Schwadron zu übernachten. Inzwischen lenkte ich meine Schritte hinab — die Gruppe, welche ich zuerst begrüßt hatte, war von der Mauerbrüstung verschwunden — und ging, mir den Ort zu besehen.

So ein Felsennest ist das Interessanteste und Malerischste, was man von Baulichkeit sehen kann. Die Häuser liegen über und untereinander am Felsen, manche zwischen Bäumen. Sie haben sämmtlich ein festes

steinernes Untergeschoß, an welchem eben solche Treppen hinaufführen, während der obere Theil von Holz, der Raumersparniß wegen hoch hinaufgeführt, und von mehreren übereinanderlaufenden Gallerien umgeben ist. Es ist halb italienische, halb schweizerische Bauart. Der burgartige Unterbau ist gegen den gefährlichsten Feind dieser Gegend, gegen das Wasser, gerichtet, welches nach jedem Regen zu Gebirgsströmen anwächst, und von allen Seiten in die Schlucht stürzt. Ueberall sind Mühlen in die kleineren Nebenschluchten geklemmt, zu denen die kühnsten Felsensteige führen. Eine steinerne Brücke, die dem Orte seinen Namen gegeben hat, führt in einem einzigen schmalen Bogen über die schwindelnde Tiefe des Felsenbettes der Anza, und verbindet die geringen Erdschollen, welche die Bewohner auf beiden Ufern dem Gestein abgewonnen haben. Steht man auf dieser Brücke, hört die donnernde Anza unter sich, das Brausen der Mühlen rechts und links, verstärkt durch den Schall, der sich an den Felsenwänden bricht, so wird das Ohr fast betäubt von dem Lärm, der jedes Wort übertönt. Als ich in's Wirthshaus zurückging, war es lebendiger draußen geworden. Schwatzende und lachende Gruppen saßen auf den steinernen Rampen ihrer Häuser und unter den Bäumen. In einer derselben ließ ein junger Bursche seine Geige hören, und schien sehr bewundert zu werden.

Nachdem ich der Kunst meines Wirthes, der, während ich speiste, im vollen weißen Ornate eines Kochs erschienen war, um mich zu bedienen, hatte müssen Gerechtigkeit widerfahren lassen, begab ich mich auf die

Mauerbrüstung des Hauses und sah dem Treiben der Nachbarn zu. Der Kaplan des Ortes, der, wahrscheinlich um die Sitten seiner Heerde zu beaufsichtigen, von Haus zu Haus ging, trat auch zu mir und begann eine Unterhaltung. Er brach sie jedoch bald ab, da er hörte, daß ich ein Ketzer sei. Dennoch erhielt ich seinen Segen beim Abschied, und schlief trotz des Getöses der Gebirgswasser bis zum Sonnenaufgang.

Der Himmel des nächsten Morgens war bedeckt, aber die Höhen ohne Nebel, und so ließ sich beim frühen Ausmarsch die großartige Umgebung vollkommen gut betrachten. Vanzone und Pestarena, ähnliche Nester wie die gestern durchwanderten, lagen bereits hinter mir, und ich hatte die Grenzscheide zwischen wälscher und deutscher Zunge, ohne es zu wissen, überschritten. Der überaus schöne Weg lichtete sich, ein schneller Sonnenblick flog über die Felsen, und indem er den Vorgrund entschleierte, lag plötzlich die ganze Pracht des schneestrahlenden Monte Rosa vor mir. Es war ein wunderbar schöner Anblick, und doch war es nur erst ein kurzer Vorgenuß, eine Probe von dem, was ich noch schauen sollte. Ungefähr zehn Minuten lang sah ich die silbernen Gipfel in's Blau ragen, dann kamen Wolken und versteckten die Herrlichkeit wieder, wie man einem Kinde ein ersehntes Christgeschenk halb enthüllt zeigt, um ihm die Vorfreude bis zum Augenblick des Besitzes zu gönnen. Aber in diese Augenblicke der Freude drängte sich mit einem Mal wieder der für den Neubau aufgerissene Weg. Diese Aussicht des Kletterns war entsetzlich, und noch übler empfand ich es, als

ich nach fünf Minuten der angestrengtesten Arbeit merkte, daß es nicht möglich sei, weiter vorzudringen. Glücklicher Weise kamen mehrere Arbeiter dazu, die mir zurück verhalfen, und mich auf Italienisch fragten, ob ich denn ganz verrückt sei? Wenn ich in Kurzem Hals und Beine brechen wollte, wäre dies der geeignete Weg dazu. Das war nun meine Absicht nicht, ich wollte lieber hinauf nach Macugnaga. Als sie dies hörten, schienen sie sich zu verwundern, und da ich ihren Einwendungen, daß ich dahin so nicht kommen könne, den entschiedenen Willen entgegensetzte, dahin zu gelangen, so zeigten sie mir eine Richtung, in welcher ich durch eine Seitenschlucht vielleicht den Ort erreichen könne. Ein Weg war es freilich nicht, aber ich schlug die Richtung ein, da ich mich nur eine Stunde vom Ziele wußte, und es am Ende doch zu finden hoffte. Die Gruppe der Arbeiter sah mir verwundert und kopfschüttelnd nach. Es mochte sie befremden, daß Einer, der nicht aus diesen Bergen sei, so frech auf's Gerathewohl kletterte, auch die Bedenklichkeit, ob er gar zu weit vordringen werde, mochte sich darein mischen. Ich aber ließ mich die Mühe nicht verdrießen, stieg mit tausend Schwierigkeiten empor, indem ich mich bald an dicken Stauden hinauf zog, bald an langzweigigem Gesträuch hinunterließ, klomm von Fels zu Fels, von Schlucht zu Schlucht, bis ich nach zwei Stunden sah, daß ich mich in dem Schluchtenlabyrinth vollkommen verklettert und verloren hatte.

Sich in diesen Felsen zu verlieren, ist schon für den Alpenbewohner, der die Natur seiner Berge, die

Gefahren und die Art, sie zu überwinden, kennt, bedrohlich genug, um wie viel mehr für einen einsamen Wandrer, der aus dem Norden kommt, und dem, wenn er sich gleich gewöhnt hat, den Bequemlichkeiten der großen Straße zu entsagen, diese Natur doch als etwas Feindliches entgegen tritt. Auf einem Steine sitzend, benetzte ich mir die Hände, die ich an den spitzen Felsenkanten blutig gerissen hatte, und indem ich überdachte, auf welche Art ich aus dieser Wildniß gelangen könnte, betrachtete ich das Riesenhafte der Umgebung genauer. Aber statt des Gefühls der Vereinsamung und Gefährdung überkam mich die Empfindung des besten abenteuerlichen Behagens. War ich doch stets den Heerstraßen aus dem Wege gegangen, wo der Reisepöbel in Caravanen durch die Alpen geschleppt wird, und wenn er auf dem Maulthier über eine Höhe geritten ist, glaubt, er habe Gefahren bestanden; und war ich doch nun allein und fremd so recht in's Herz der Alpen gedrungen, konnte all ihre furchtbaren Schönheiten ungestört betrachten, und, wenn auch ihre Geheimnisse nur mit blödem Auge ahnen, doch die Wunderwerke ihrer Felsenabgründe empfinden.

Es war herrlich da drunten! Vom Felsen tanzte jubelnd ein Bach, unter dessen hellen Tropfen sich das Laub junger Zweige bewegte. Während ich den Blick von den steilen Wänden ab- und ihm immer wieder zuwandte, gestaltete sich mir sein abschüssiges Bett zu einer gewaltigen Felsentreppe, und bald glaubte ich in dieser den einzigen Weg zu erkennen, der mich

wieder empor bringen könne. Mit erschöpfender Anstrengung und Mühe stieg ich zur Seite, und oft im Bette des Baches selbst, in die Höhe, und befand mich nach mancherlei Schwierigkeiten doch endlich auf einer Felsenplatte, wo ich eines köstlichen Anblicks genoß. Kaum aber war ich hier zehn Schritte gegangen, als ich entsetzt zurückprallte, denn ich stand vor einem Abgrunde, in welchem mich der nächste Schritt hinunterstürzen konnte. Obwohl von Natur schwindelfrei, mußte ich mich doch auf den Boden niedersetzen, denn ich fühlte die Anstrengung des Steigens, zugleich mit den Wirkungen des Schrecks in allen Gliedern, und die augenscheinliche Unmöglichkeit, von dieser Höhe wieder hinab zu gelangen, machte mich ernster. Aber so leichtsinnig wird man gegen die Gefahr, wenn man mit ihr umgeht, daß das Bewußtsein derselben fast zu einem Genusse werden kann. Mein Ränzel unterm Kopfe, lag ich und ruhte aus, und da sich keine Quelle gegen den Durst fand, betrachtete ich liegend die unermeßlichen Höhen um mich her. Da haftete mein Auge an einem Punkte in der Nähe, an welchen es wie gebannt war. Wie Parcival sein Auge nicht wenden kann von den drei Blutstropfen im Schnee, so war auch ich von ein paar rothen Punkten gefesselt, die tropfenartig zwischen Blättern hingen. Es war ein Busch mit Erdbeeren. Ich hätte sie küssen mögen, diese lieben hülfreichen Freunde, nur hatte ich sie alle miteinander aufgegessen, ehe ich an's Küssen dachte! Aber der Genuß dieser wenigen kleinen Früchte mahnte mich erst, daß ich der Nahrung bedürf=

tig sei, und ich mußte darauf denken, von dieser Höhe hinab zu gelangen. Kaum hatte ich mich dem Rande des Abgrundes wieder genähert, als ich ein lautes Geschrei auf der Matte gegenüber, und tiefer unten vernahm. Und indem ich die Blicke nach jener Richtung wandte, erblickte ich einen Knaben, der mich beobachtete, und bei dessen Geschrei sich sogleich eine Gruppe von sechs andern Knaben, welche die Ziegen hüteten, versammelte, und mit vereinten Kräften zu mir hinauf schrie. So oft ich einen Schritt vor oder rückwärts that, begann das Schreien von neuem. Sie winkten mir, die Entfernung aber machte es mir unmöglich zu erkennen, was mit den Zeichen gemeint sei. Doch schienen sie mir anzudeuten, daß ich in einer gefährdeten Lage sei. Endlich trennte sich einer der Knaben von der Gruppe, lief nach rechts hin den Hügel hinab, und indem ich ihn einen kleinen Bergrücken, nach meiner Seite zu, hinauflaufen sah, schien mir dies ein Zeichen, daß auch ich mich nach derselben Richtung zu wenden hätte, und er mir entgegen kommen wolle. Ich entdeckte seitwärts einiges struppige Gesträuch, und indem ich dieses vorsichtig erfaßte, ließ ich mich daran hinab, nicht ohne Quetschungen und Schrammen, und so, langsam, halb sitzend, halb auf allen Vieren kriechend, gelangte ich immer tiefer hinab. Jetzt erst, nachdem ich ungefähr zehn Minuten gekrochen war, und zu meinem Felsenthrone zurückblickte, nahm ich wahr, daß die ganze eine Seite des Berges, bis in die Tiefe hinunter mit Felsentrümmern, entwurzelten Bäumen und Gestein über-

säet war. So hatte ich auf einem Vorsprung, welcher dem Bergsturz, der hier kürzlich stattgefunden haben mußte, nächstens folgen konnte, ausgeruht. Immer tiefer kroch ich mit verdoppelter Anstrengung und Beschwerde, denn das Gefühl der Gefährdung überkam mich jetzt, da ich ihr entgangen war, erst recht lebhaft. Immer näher hörte ich die rufende Stimme des Knaben. Ich antwortete ihm, und endlich sah ich ihn in meiner Nähe, erhitzt, athemlos, und, wie es schien, vom höchsten Erstaunen ergriffen. Indem er mich auf einem bequemeren Wege abwärts führte, erzählte er mir, daß hier allerdings vor einigen Wochen die Hälfte des Bergs hinabgestürzt sei, daß ich einen Umweg von fünf Stunden gemacht, nun aber in der Nähe von Macugnaga sei, wohin ich in einer halben Stunde gelangen könne. Bald versammelte sich die Gruppe der Ziegenbuben um mich, die Augen groß aufreißend, daß ein Fremder auf diese Weise über die Berge komme. Meinen Dank dafür, daß sie mich vor der Gefahr gewarnt hatten, schienen sie nicht zu verstehen, erst als ich ihnen ein paar kleine Münzen überreichte, zogen sich die Gesichter zu einem Lächeln in die Breite. Obgleich die junge sonnenverbrannte Gesellschaft vom Reden nicht viel zu halten schien, waren mir doch aus dem Munde des Buben, der mir entgegengekommen war, die Laute der deutschen Sprache an's Herz gedrungen, die ersten, die ich seit langer Zeit, wenn auch halb unverständlich, wieder hörte. Die Buben waren aus Macugnaga und wiesen mir den rechten Weg dahin, der, in Gestalt eines ordentlichen Saumpfades, noch über einen Berg-

rücken, und dann in's hohe Thal von Macugnaga hinein führte.

Da war ich endlich in dem mir verheißenen gelobten Lande: Der Himmel zwar bedeckt, der Monte Rosa fast ganz verschleiert, die Schneegebirge rings umher umwölkt, aber das grüne Thal im Glanz und Duft seiner Matten lag zauberisch vor mir da. Hastig förderte ich die Schritte, alle Müdigkeit und Anstrengung vergessend, und suchte mir das bescheidene Dach, welches mir als das Wirthshaus gezeigt wurde. Ich trat ein, fand Thüren und Fenster offen, aber auch hier, wie gestern in Ponte Grande, keine Menschen im Hause. Indem ich meine Sachen ablegte, kam ein Mädchen über die Wiese gelaufen, das sich als die Schwester des Wirthes zu erkennen gab, und vor Freude und Erstaunen die Hände über dem Kopfe zusammenschlug. Denn ein Reisender ist hier eine Seltenheit, gar aber einer, der ohne Führer ankommt, eine Merkwürdigkeit. O wie labend sog mein Ohr jetzt wieder die Töne der deutschen Zunge ein, nachdem es lange nichts als das Gemisch italischer Dialekte gehört hatte. Und waren es auch die rauhen Kehllaute der schweizerischen Mundart, mir klangen sie doch wie Musik. Das Mädchen schickte sich sogleich an, Feuer auf dem Herde zu machen, und sagte mir, der Bruder sei mit seiner Frau auf dem Felde, und ich würde eine Weile auf das Essen warten müssen. Sie wolle sich aber nach Kräften beeilen. Während sie geschäftig war, ging ich hinaus, mein Auge an der Pracht der Matten zu weiden.

Wie in einer Wiege von duftigem Grün liegen die

Häuser umher gestreut. Hohe Alpenberge mit schneeigen Häuptern ragen von allen Seiten über die Matten. Der jetzt leider verhüllte Monte Rosa streckt seinen gewaltigen Gletscherfuß drohend in das Thal hinein, zum Zeichen seiner Herrschaft über diese Gegenden. Unter seiner eisigen Sohle springt die Anza hervor, gleich bei ihrer Geburt ein furchtbar wildes, unzähmbares Titanenkind, das sich tobend dem väterlichen Eispalaste entringt, und in ihrem Laufe eine tiefe Kluft durch seine Felsen reißt. Rechts stürzt sie sich neben himmelhohen Felsenmauern hinunter, so daß das ganze Thal an die gegenüber liegende Bergkette geheftet ist. Von dem steilen Ufer der Thalseite ragt die Kirche herab, umgeben von einem Kastanienwäldchen, welches sich noch weiter stromabwärts hinunter zieht. Was dieses höchste und vielleicht schönste aller Alpenthäler so wahrhaft zauberisch macht, selbst wenn sich der Gebieter desselben, der Monte Rosa, verschleiert, ist die wundervolle Frische seiner Matten. Wenn man Bergrücken, Höhen und Gipfel überstiegen hat, wo man längst aller Vegetation entsagen zu müssen glaubte, kommt man hier, in der Nähe der ewigen Schneeregion, noch in ein Thal, wie es der Süden nicht schöner aufzuweisen hat. Auf den Matten blühen die Zeitlosen, den Fruchtbaum kann die Sonne hier freilich nicht mehr erziehen, aber einem Stückchen Ackerland, dem hier und da der Wiesenteppich hat weichen müssen, läßt sie ihre Strahlen doch noch zu Gute kommen. Die Häuser liegen nicht wie in einem Dorfe zusammen — denn das ganze Thal heißt Macugnaga — sondern in ziemlichen Zwischenräumen

von einander, was ihren Anblick aus der Entfernung äußerst malerisch macht. Sie sind, auf einem steinernen Unterbau, von Holz gebaut, von Wetter und Wind gebräunt, ohne jene zierlichen Galerien und den Schmuck der tieferen Alpenwohnungen, sondern einstöckig, mit starkem Dach und breitem, fast flachem Giebel. Alles ist fest und stark, um der Gewalt der Elemente zu trotzen. Wie sehr müßten sich hier jene verwöhnten Reisenden der tieferen, leicht zu betretenden Alpengegenden entsetzen, deren Gasthöfe, selbst wo sie die Form der Schweizerhäuser annehmen, dem Ankömmling den Luxus aller Weltgegenden entgegenbringen. Hier oben gilt es aller Verwöhnung entsagen, und sich den engsten Verhältnissen anbequemen, und das wird dem nicht schwer werden, der unverwöhnt genug war, die Mühen einer Wanderung hierher zu überwinden. Das Wirthshaus unterscheidet sich in nichts von den übrigen sennhüttenartigen Häusern des Thals. Man tritt in einen Flur, der zugleich die Küche ist. Daran schließt sich rechts und links eine große Stube, von wo aus man auf einer Treppe zum hinteren Giebel gelangt, während eine zweite Treppe zu dem vorderen führt. Für die Aufnahme der seltenen Reisenden sind zwei Kämmerchen im hinteren Giebel, mit dem Blick auf den Monte Rosa bestimmt, deren ganzes Mobiliar aus einem Bett, einem Tisch und zwei Bänken besteht. Sehr kleine Fensterchen erhellen den engen und niedrigen Raum. Während ich noch über die Wiesen schritt, den Duft des Grases und der Alpenlüfte einsog, hörte ich einen jungen Burschen hinter mir her rufen, der

sich als den Herrn des Wirthshauses zu erkennen gab, und mir freudig die Hand reichte, da er in diesem Sommer noch Keinen von „draußen", wo er mehrere Jahre gewandert war, gesehen hatte. Er war dreiundzwanzig Jahre alt, erzählte mir, daß er erst vor einem Jahre die Wirthschaft übernommen, und sich vor drei Monaten verheirathet habe, vor Allem aber — daß das Essen fertig sei.

Ich fand eine Ecke des langen Tisches gedeckt, ein Stück gebratenen Fleisches dampfte mir kräftig entgegen, ein Brod von der Größe eines Mühlsteines, ein Käse von wo möglich noch größerem Umfang, die glänzendste Butter standen zu freier Verfügung, und ein Schoppen rothen Schweizerweins winkte daneben. Ja, mein Wirthshaus schwang sich sogar bis zu Kaffee auf, den die Schwester des Wirthes vor Kurzem auf einer Reise in's Wallis für den Jahresbedarf mitgebracht hatte. Während ich tafelte, saß Stephan — der Wirth, welchen ich fortan bei diesem seinem Vornamen nennen will — bei mir. Er erzählte mir von dem Leben in den Bergen, von seiner Wanderschaft draußen, und hörte halb ungläubig meinen Bericht über den Weg, auf welchem ich nach Macugnaga gekommen war, an. Indem kamen die junge Frau und die Schwester, ganz aufgelöst von Erstaunen, herein, und erzählten, daß die Knaben mit den Ziegen heim gekommen seien, und Wunderbares von meinem abenteuerlichen Wege berichtet hätten. Ja, wenn es die Ziegenbuben nicht mit eigenen Augen gesehen, sie würden nie geglaubt haben, daß Einer von draußen da hinauf und wieder

herunter gekommen sei. Daß er sich aber „verstiegen" habe, fanden sie ganz in der Ordnung.

Inzwischen war es, ohne schon spät Abends zu sein, dunkel geworden. Der mürrische Herr der Alpen, weit entfernt, sich zu entschleiern, umgab sich mit immer dichteren Wolken, die bald das ganze Thal erfüllten und sich in einen dicken Nebelregen auflösten. Stephan schien geringe Hoffnungen für meine Absicht, den „Berg" zu sehen, an dies Wetter zu knüpfen, und ich ahnte nicht, daß die Alpengeister sich verschworen hatten, alle ihre Schauer los zu lassen, und mich Tage lang hier oben gefangen zu halten. Es war feucht und kalt, das Feuer auf dem Herd, welcher nur einen Fuß hoch, aber sehr tief und breit war, wurde daher fleißig unterhalten. So brach der Abend herein. Mittlerweile erschienen ab und zu Nachbarn, welche die erstaunenswerthe Kunde von den Ziegenbuben erfahren hatten, um zu fragen, ob der Fremde von draußen wirklich heil angekommen sei? Auch die kleineren Geschwister der jungen Frau erschienen zum Besuch, um das Wunderthier zu sehen, und nahmen alsobald in einer Ecke des Feuerherdes, welche ihr Lieblingsaufenthalt zu sein schien, Platz, und bald darauf kam ein junger Bergmann, der sich mit der Zeit als der Bräutigam der Schwester entwickelte. Man wollte mir ein Licht in die Stube setzen, ich aber zog es vor, mit der ganzen Familie zusammen zu bleiben. Und da die wärmende Flamme Allen erwünscht war, kauerten wir sämmtlich um den Feuerherd zusammen. Die Kindergruppe in der Ecke, von der Flamme beleuchtet, Stephan,

der Bergmann und ich, ebenfalls auf dem Herde, nur die Frau und Schwester vor demselben, die erstere spinnend auf einem Schemel, die andere strickend auf einem umgestürzten Eimer sitzend. Daß ich die Gruppe um die Flamme hätte malen können! Meine überstandenen Fährlichkeiten schienen mir eine Art von Bürgerrecht in diesem Kreise zu geben, und so gingen Alle leichter mit der Sprache heraus, und erzählten unbefangen von ihrem Leben. Hatten doch die Meisten schon etwas von der Welt gesehen, und waren nicht mehr so bäurisch blöde, wenn gleich noch unverdorbene tüchtige Gebirgskinder. Der Bergmann, jetzt in den Goldbergwerken dieser Gegend beschäftigt, kannte die ganze Schweiz, und seine Braut, die Schwester, war schon zweimal auf wirthschaftlichen Geschäftsreisen im Wallis gewesen. Die junge Frau, die blödeste im ganzen Kreise, hatte freilich noch nicht über das Thal ihrer Heimath hinaus geblickt. Dafür war aber ihr Eheherr ein weitgereister Weltmann. Es kommt in Macugnaga vor, daß die jungen Knaben ärmerer Familien schon früh in die Welt hinaus geschickt werden, mit einem Murmelthier, ein paar weißen Mäusen oder dergleichen sich bettelnd ihr Brod zu verdienen. Es kommt dies vor, ist aber, da die meisten Bewohner von Macugnaga wohlhabend sind, noch nicht zur Sitte geworden, wie in Savoyen oder anderen Gegenden. Wohl aber ist es Sitte, daß jeder junge Bursche auf mehrere Jahre in die Welt geht, und draußen so viel verschiedene Handwerke lernt, als möglich, um später in der Heimath alle Bedürfnisse selbst befriedigen zu können. Da

lernen sie hintereinander die Tischlerei, lernen Schuhe und Kleider machen, lernen verschiedene musikalische Instrumente spielen, lernen das Maurer- und Zimmerhandwerk, und wenn sie unter so vielen Dingen auch manche schlechtere lernen, so dürfen sie diese doch nicht in die Heimath zurück bringen, denn da wird auf Reinheit der Sitten gehalten. So that sich Stephan viel darauf zu Gute, Schwaben, die Lombardei und das südliche Frankreich gesehen zu haben, und ein so rüstiger Bursche er bei der häuslichen Arbeit jetzt war, so viel konnte er zu geeigneter Zeit von seinen Erfahrungen in der großen Welt erzählen. Er sprach drei Sprachen, italienisch, französisch und deutsch, es war erstaunlich anzuhören. Und da die Bewunderung seines Familienkreises der einzige Maßstab seiner Kenntnisse und Verdienste war, so gab es gewiß keinen vollendeteren Weltmann und Gelehrten, als das dreiundzwanzigjährige Haupt des Hauses.

Doch dauerten die Gespräche am heutigen Abend nicht lange. Um 9 Uhr, als ich die blöde Herrin des Hauses sehr umständlich gähnen sah, und selbst von den Anstrengungen des Tages ermüdet war, ließ ich mir auf meine Kammer leuchten, und wickelte mich in die wollene Decke des Lagers. Nur kurze Zeit hörte ich den Regen an die Fenster schlagen, den Sturm heulen und die Bäche schäumen, dann aber vernahm ich bis zum nächsten Morgen nichts mehr.

Mit der Hoffnung, am Morgen den Himmel heller zu sehen, hatte ich mich niedergelegt, wie enttäuscht war ich aber, als ich früh erwachte, und in ein Chaos von

Regen, Schnee und finstern Wolken blickte! Der Sturm heulte um das Haus, die Wolken wälzten sich tief herab, ballten sich um das Dach zusammen, und fegten im Windesjagen so dicht auf der Thalsohle hin, als wollten sie das ganze Haus emporheben, und mit sich über Eis und Schneefelder führen. Die geschwellten Gebirgsbäche, schon zu Strömen angewachsen, brausten und tobten, und wo eine Wolkenschicht hin und wieder zerriß, und einen Blick auf die nächsten Felsen freigab, sah man hunderte von über Nacht gebornen Gießbächen von den Höhen stürzen. Die Gesichter meiner Hausgenossen waren, als ich zum Frühstück in die gemeinsame Stube herab ging, ebenso wenig freudig als das meinige, zumal sich die trübe Erfahrung daran knüpfte, daß das Wetter, wenn es einmal anfange, sich so zu gebahren, nicht sobald aufzuhören pflege. Einsame, rathlose und beschäftigungslose Tage standen in Aussicht, und es galt, sich der Ungeduld des Harrens mit Ruhe entgegen zu setzen. Die heftige Kälte machte, wenn man keine rührige Beschäftigung im Hause hatte, es unmöglich, an einem andern Orte als am Feuerherd zu verweilen, und so erkor ich mir einen Platz neben demselben, wo mir die Schwester des Wirthes, wenn ihre Thätigkeit sie dort fesselte, zuweilen Gesellschaft leistete. Stephan hatte Geschäfte außer dem Hause, bei Nachbarn. Von seiner Frau vernahm ich den Tag über nichts weiter als die rüstigen Tritte, mit welchen sie auf dem Boden ihrer Arbeit nachging. Doch es war mir Bedürfniß, mich zu beschäftigen, und so beschloß ich, einen Brief zu schreiben. Ein grobes graues Blatt Papier,

aus dem Fremdenbuche herausgerissen, in welchem, obwohl Stephan es schon als ein Erbstück erhalten, nur wenig beschriebene Seiten waren, stand mir als Schreibmaterial zu Gebote. Ein altes ausgetrocknetes Dintenfaß fand sich in einem Wandschrank, und ein ergrauter Gänseflügel, der bis dahin seine Functionen nur auf sein Amt als Flederwisch des Herdes beschränkt hatte, gab gutmüthig einen seiner letzten Kiele für mich her. Auf dem niedrigen Herde sitzend, schrieb ich an einem Schemel, so gut es gehen wollte. Die Küche aber war Hausflur, Empfangzimmer und gemeinschaftlicher Aufenthalt für Alles, was in's Haus kam. Trotz des Wetters war ein vielfaches Kommen und Gehen, denn da an solchen Tagen die Arbeit im Freien eingestellt werden muß, haben die Nachbarn einander bei mancherlei Dienstleistungen der Hausarbeit nöthig. So oft nun die Thür des Hauses geöffnet wurde, fuhr ein solcher Windstoß mit Schneegestöber und Regenwasser durch den Raum, daß mein Blatt einmal über das andere über den Herd flog, und mit Gewalt den Flammen entrissen werden mußte.

Ein Tag ist aber lang, man kann nicht lange unter so erschwerenden Umständen schreiben, und ein trüber Tag, an welchem man nichts weiter zu thun hat, als in den Nebel und Regen hinaus zu starren, ist um so länger. Am Fenster sitzend sah ich dem reißenden Wasser eines Gebirgsstroms zu, der gestern noch ein kleines Bächlein gewesen, und nun um drei bis vier Fuß gestiegen, donnernd neben dem Hause über das Felsgestein hinunter schoß.

Da saß ich droben in der Hütte, der einzige nicht Einheimische in dem höchsten der Alpenthäler, und jeder Schritt vor- und rückwärts war abgeschnitten! Wunderbar! Was gibt dem Menschen den abenteuerlichen Hang hinauszuschweifen, und sich am liebsten in Regionen zu versteigen, wo er sich ewig fremd fühlen muß, sobald die Beschwerlichkeiten, und sogar Schrecken nicht mehr den Weg zum Ziele, sondern das Ziel selbst umgeben?

Als vor Zeiten, wie die Sage geht, die ersten Familien eines fremden Volkes in die, nach der Ebene geöffneten, niedrigsten Thäler der Alpen zogen, fanden sie herrliche Wiesen und siedelten sich an, um sich eine Heimath zu gründen. Schüchtern standen sie noch vor dem Bergesriesen, und der ewige Winter, der von den beeisten Firnen starrte, hatte noch nichts Verlockendes für sie. Da waren es zuerst die kühnen Jünglinge, welche jagend dem Wild des Gebirges nachstiegen, und bei seiner Verfolgung sich plötzlich auf Schneefeldern, Gletscherrücken und Felsen verloren sahen. Aber von dieser Höhe erblickten sie dann ein Thal, höher gelegen als das ihrer Heimath, und vielleicht viel schöner, frischer und vielversprechender. Das lockte sie hinein in die neue Welt, sie fanden dort Vieles anders als daheim, vielleicht Manches noch besser, oder der Reiz der Neuheit stellte es ihnen so dar. Sie erzählten zu Hause, daß es droben über den riesigen Höhen auch noch Thäler gäbe, das lockte Andere nach, und bald kam die jüngere Generation auf den kühnen Gedanken, sich dort oben anzusiedeln, wie einst ihre Eltern es in der Tiefe gethan hatten. So stiegen die Menschen von

Generation zu Generation immer höher und höher. So kalt und rauh die neue Heimath war, den dort Geborenen blieb sie doch die Heimath, und indem sie sich den Forderungen der Natur anbequemten, ward ihre eigene Natur Eins mit derselben. Bis auf die höchsten Triften, die sich halb triumphirend und lachend neben die riesigen Gletschertatzen der Eisgebirge emporschwingen, halb schüchtern zu ihren drohenden Häuptern hinauf um Gewähr für das Wachsen ihrer Halme und Kräuter flehen, bis dahinauf baut der Mensch seine Hütten. Die Furchtbarkeit der Elemente wird ihm das Gewöhnliche, der lachende Sonnenhimmel ein seltenes Ausnahmegeschenk, und wenn ihm die ersteren das Seinige rauben und zerstören, so setzt er ihnen den harten Trotz der Resignation und die rüstige Thätigkeit, das Alte wieder zu schaffen, entgegen. Und auch bei uns, die wir die Cultur von Jahrhunderten beherrschen, auch bei uns, wenn wir den letzten Hütten, und drüber hinaus den starrenden Eisgebirgen entgegensteigen, ist es das Gefühl, ein Theil der Natur zu sein, dasselbe Recht, welches sie über uns ausübt, auch über sie geltend zu machen.

Der Tag verging, und der Abend sah die Hausgenossen wieder auf dem Herde und um denselben versammelt. Heute gab ich Erzählungen von meiner Heimath und ihren Einrichtungen zum Besten, und forderte dann die Gesellschaft zum Singen auf. Stephan ließ sich nicht lange bitten, aber die Stimme, mit welcher er das erste Lied sang, machte mir das Anhören eines zweiten nicht eben wünschenswerth. Der

Bergmann ließ sich nicht bewegen, obwohl seine Braut behauptete, er könne Lieder singen. Die musikalischen Genüsse am Herde waren also nur beschränkt, und verschwanden gegen die furchtbare Musik, die der heulende Sturm, die Donnerschläge, und die Gebirgsströme draußen vollführten.

Ein Glas am Feuer erhitzten Weines begleitete mich auf meine Kammer, wo mir der durch die Fugen der Fenster pfeifende Wind die Mühe abnahm, das Licht auszulöschen. Eine entsetzliche Nacht folgte diesem Tage. Das ganze Haus zitterte und bebte in all seinen Rippen. Der Sturm riß die Fensterladen ab, der Regen drang durch die Ritzen, und triefte von oben herein, vertrieb mich von meinem Lager, und doch wieder auf dasselbe zurück, denn ich fühlte im Finstern, wie die ganze Diele der Kammer unter Wasser stand. Bebend vor Frost, ohne irgend ein Mittel, mich dieser Lage zu entziehen, verbrachte ich die Nacht schlaflos bis gegen Morgen. Spät am Tage, es mochte acht Uhr sein, erwachte ich vom kurzen Schlummer, und als ich die Hausgenossen aufsuchte, fand ich Alles in der größten Bestürzung und Aufregung. Schlimme Nachrichten waren gekommen. Das stürzende Wasser hatte über Nacht die Leichen zweier Kühe und eines Mädchens in's Thal herunter gebracht, in welcher letzteren man eine Sennin aus Macugnaga erkannte. Wie viele Befürchtungen knüpften sich noch an dieses Unglück! Wie viel konnte droben auf den Almen und höheren Triften, wo so viel Angehörige des Orts bei den Heerden übersommerten, noch des Entsetzlichen geschehen sein! Und

doch konnte man keine Hilfe bringen, mußte die Seinigen und seinen besten Besitz, die Heerden, der Wuth der Elemente überlassen, denn das Wetter schien sich in seiner Furchtbarkeit von Stunde zu Stunde zu steigern. Es war ein ruheloser böser Tag, immer neuer Jammer von Nachbarn und Freunden, immer neue Nachrichten voller Schrecken. Der Strom neben dem Hause umspülte bereits die Grundmauern desselben, es stand ganz von strömenden Fluthen umgeben, und nur auf schweren Holzböcken, welche für dergleichen Fälle schon bereit standen, und darüber gelegte Bretter, konnte man hinaus gelangen. Ich nahm meinen angefangenen Brief wieder vor, um mich zu zerstreuen. Gegen Mittag hörte die Gewalt des Sturms und Regens etwas auf, dafür trat ein dicker grauer Nebel mit leiserem Regen ein. Ich vermochte nicht länger im Hause zu bleiben, und beschloß wenigstens die Kirche zu besehen. Der Bergmann, zum Müßiggang verdammt, wie ich, bot mir seine Begleitung an. Beide eingehüllt in graue Sacktücher, die wir wie die Kapuziner über den Kopf zogen, balancirten wir über den langen Brettersteg und wateten den Hügel hinan, auf dem die Kirche steht, deren wir aber vor dem Nebel nicht eher ansichtig werden konnten, als bis wir vor der Thür derselben standen. Sie ist in einem verworrenen Styl gebaut, für den sich kein Name auffinden läßt, und der sich höchstens dem der Jesuiten nähert. Aber auffallend ist die Menge des herrlichen schwarzen und braunen Marmors, der im Innern zu Säulen, zum Altar und anderen Zwecken verwendet ist, und der

Kirche einen eigenthümlich ernsten Ausdruck gibt. Die schwarzen Säulen stehen da wie dunkle Mahnungszeichen an die Schrecken und Schauer, denen die Bewohner dieses Hochthals täglich ausgesetzt sind. Die innere Ausstattung, die reiche Marmorverwendung, und das Schnitzwerk der Kirchenstühle, setzen, da man es in einer Kirche auf dieser Gebirgshöhe findet, in Erstaunen, und beweisen, daß der Wohlstand der Thalbewohner, welche dies ihr Gotteshaus aus eignen Mitteln gebaut haben und erhalten, doch bei weitem größer sein muß, als die Einfachheit ihrer Häuser und ihrer Lebensweise glauben machen will. Während wir noch die Kirche betrachteten, fiel ein plötzlicher Sonnenblick durch die Fenster. Im Nu waren wir draußen, und richteten unsere Blicke nach dem Monte Rosa. Die Nebel zerrissen plötzlich, und gaben die Seitenwände des Thals hier und dort den Blicken frei. Man sah Schneegipfel über ihnen, und jetzt tauchten in raschem Gange bald höher bald tiefer Durchsichten auf den Monte Rosa hervor. Jetzt sah man seinen Fuß mit dem bläulichem Gletscher niederreichen, jetzt einige Firnen, jetzt zwei, drei seiner Schneegipfel, deren eine, von einem Sonnenblick erhellt, doch über den Wolken in ein Stück blauen Himmels ragte. Es war das Bild weniger Minuten. Die Nebelwolken jagten sich im Sturmeslauf umher, bald hier Alles verhüllend, bald dort eine Seite lichtend. Der Regen hatte aufgehört, das ganze grüne Thal lag übersichtlich vor mir. Wie weideten sich die entzückten Blicke wieder an der entschleierten Frische der Matten! Aber jetzt erst sah man die ganze Menge

des Wassers, welches in tausend Sturzbächen das Thal durchfluthete. — Eine Stunde lang schweifte ich am Saume des Kastanienwäldchens an der Kirche umher, soweit die Gewässer es zuließen. Bei der Heimkehr schlug Stephan vor, einen Versuch zu machen, den Gletscher, wenn nicht zu besteigen, doch anzusteigen. Wir waren schnell gerüstet, der Bergmann war der dritte mit uns. So stiegen wir die schräge Thalsohle empor, dem Gletscher entgegen. Aber wir hatten noch lange seinen Fuß nicht erreicht, als uns Landleute, welche höher hinauf zwischen den Felsen gesucht hatten, ob das Wasser neue Opfer von den Almen herabgebracht hätte, entgegen kamen, und versicherten, daß es unmöglich sei vorzudringen. Nicht einmal die oberen Partien des Thals könne man erreichen, da alle Stege niedergerissen seien. Es bedurfte kaum dieser Mahnung zur Umkehr, denn schon hatte ein Nebel uns wieder in eine dicke graue Nacht gehüllt. Der Regen strömte, Donnerschläge brachen mit erneuter Heftigkeit und Schnelligkeit herein, daß wir uns mit der größten Eile dem schützenden Dache wieder zuwandten, an dessen warmem Herde wir, bis auf die Haut durchnäßt und triefend, ankamen. Es war Mittag, eine warme Suppe brachte uns aus der Erstarrung wieder zu uns. Der Nachmittag verging unter Schneegestöber und Sturmgeheul, der Abend am Feuerherde, wie die vorigen. Ich erfand eine neue Beschäftigung, indem ich eine Reihe Namen von Orten, die ich berührt hatte, in meinen Wanderstab schnitt, und mich dieser Arbeit mit einem Eifer ergab, der der Begeisterung des Künstlers

für ein großes Werk nahe kam. Es ist schon Genugthuung, eine fesselnde Handarbeit zu finden, an einem Orte, wo nichts, gar nichts uns an den Kreis der gewohnten Thätigkeit erinnert, wo wir, zwischen kahle Wände eingesperrt, von Glück sagen müssen, wenn wir die gemeinsten Bedingungen des Lebens, wie Essen und Trinken, erfüllen können.

Die Nacht, welche folgte, war vielleicht die entsetzlichste von allen. Von dem durch das Dach triefenden Regen auf meinem Lager durchnäßt, machte ich im Geiste eine Erfindung, die mich davor schützen sollte. Ich beschloß, rechts und links vom Bette eine Bank und den langen Tisch, wie einen Baldachin darüber zu stellen. Aber indem ich dies im Finstern zu bewerkstelligen suchte, fand ich, daß der lange Tisch Kreuzfüße hatte, die unten der Länge nach durch einen Querbalken verbunden waren. Der letztere hätte mir die Nase einquetschen, vielleicht den ganzen Menschen halbiren müssen. So schlich ich verdrießlich auf mein Lager zurück, und meine schöne Erfindung lebte nur im Gedanken, wie manche andere, deren Ausführung an der Unzulänglichkeit der Mittel scheitert. Aber der Gedanke, daß es unter gewissen Umständen doch möglich gewesen wäre, sie praktisch in's Werk zu setzen, machte mich in meiner Lage nur noch verdrießlicher. Das ist das Schicksal aller großen Erfinder! Wohl ihnen, wenn sie ihren Schmerz verschlafen können! So gut sollte es mir aber vor der Hand nicht werden. Der Regen und Schnee schien zwar aufgehört zu haben, aber der Sturm tobte und ras'te mit solcher Macht einher, daß jeder Schleier,

der sich um die schlafsuchenden Sinne spinnen wollte, durch sein höllisches Geheul zerrissen wurde. Wie lange das dauerte, weiß ich nicht, aber mir schien es eine Ewigkeit, obgleich dieser letzteren gegen Morgen durch den Schlaf dennoch eine Grenze gesetzt wurde.

Kurze Zeit mochte ich geschlafen haben, als ich erwachte, und einen röthlichen Schimmer in die Kammer dringen sah. Ich sprang empor, und als ich durch's Fenster blickte, war ein Schrei des Entzückens Alles, was ich äußern konnte. Die Morgendämmerung lag noch über den Matten, aber völlig wolkenlos und nebelfrei strahlte der Monte Rosa in purpurner Morgengluth in den hellen freien Aether. Flugs warf ich mich in die Kleider, um draußen dies majestätische Bild in größerem Umfange genießen zu können. O wer beschreibt diesen Strom von Licht und Farbenpracht, der sich in das trunkene Auge goß! In Rubinengluth standen die Riesengipfel dieses wundervollsten aller Berge. Heller und matter kleidete der Purpur die tieferen Gipfel, bis sich das Roth im Krystall des Gletschers in der Tiefe zu goldenem Licht, und, wo er sich den Matten näherte, in ein dämmeriges Blau auflöste. Aber auch die Schneefelder und Firnen, die rings um das Thal über die Felsen schauen, die Kinder des Monte Rosa, die er mit weiten, eisigen Armen umfaßt, standen im Abglanz des Lichtes. Nur die letzten Schneeadern in den niedrigeren Gebirgsschichten blieben weiß zwischen dem Grün der Matten und Wälder. Wie reich war ich durch diese Minuten belohnt für trübe Tage des Harrens und der Unbequemlichkeit! Aber höher stieg die Sonne,

das Thal füllte sich mit Licht, der Purpur verglühte, und bald stand das ganze Schneegebirge des Monte Rosa in der luftigen Rosengluth, die sein Name verkündet. So stand die Rose der Schöpfung über den grünen Matten, blickte hinauf in den immer blauer sich färbenden Himmel, bis die Sonne ihr das blendende Silbergewand des Tages überwarf, in welchem sie strahlend über den Bergen der Alpen thronte.

Stephan trat aus dem Hause, lobte meinen Instinkt, der die Sinne zur rechten Zeit wach gerufen habe, und sagte mir, daß ich vielleicht der Erste sei, der im Thale erwacht war. Diesen schnellen Umschwung in der Natur habe der Sturm zu Nacht hervorgebracht, und es würden nun wieder bessere Tage folgen. Ich war deshalb entschlossen, noch heut den Monte Moro, den Paß, auf welchem man über das Monte Rosa-Gebirge in's Wallis hinübersteigt, zu überschreiten. Da dies nun aber ohne einen Führer nicht möglich, und für dergleichen Reisehülfe in diesen Gegenden noch nicht gesorgt ist, beredete ich Stephan, der den Weg kannte, auf zwei Tage mein Reisegefährte und Führer zu sein. Er war nicht schwer zu gewinnen, und geberdete sich, da er seit einem Jahr nicht aus Macugnaga gekommen, äußerst vergnügt, auf diese Weise einmal seine Freundschaft im Wallis wieder aufsuchen zu können. Zugleich aber bereitete er mich vor, daß wir mit großen Schwierigkeiten würden zu kämpfen haben, denn der Moropaß sei sehr beschwerlich, und das Wetter der letzten Tage werde gewaltige Spuren dort oben hinterlassen haben. Vorzüglich würden wir schon in den tieferen Regionen

viel Schnee finden, wo er sonst noch nicht liegen zu bleiben pflege. Rasch wurde das Frühmahl eingenommen. Es mochte ungefähr vier Uhr Morgens sein. Die Rüstung zu unserer Expedition dauerte nicht lange. Stephan packte Stricke und eine Menge von Geräthschaften, für alle Fälle, in einen Sack, und eine Jagdtasche wurde zum Schnappsack für den ganzen Tag eingerichtet, da es unter den besonderen Umständen, in welche uns die Spuren des letzten Unwetters bringen konnten, möglich war, daß wir vor Nacht nicht wieder zu Wohnungen von Menschen zu gelangen vermöchten.

Der Abschied von einem Hause, unter dessen Dache man drei Tage zugebracht, und dessen Bewohner man unter gemeinsam ausgestandenen Beschwerden lieb gewonnen hat, ist nicht gleichgültig. So trennten wir uns alle mit Rührung. Die Frauen und der Bergmann, der auch zum Abschied gekommen war, reichten mir die Hand, und gaben mir herzliche Glückwünsche für meine Reise in die ferne Heimath mit. Da ich, als der einzige Fremde des Thals, allgemeines Interesse erregt hatte, kamen auch noch Nachbarn dazu, gaben gute Rathschläge, und selbst als wir an entfernteren Häusern des Thals vorüber schritten, riefen uns die Bewohner noch ein Grüß Gott! und Glückliche Reise! zu.

Mit langen Alpenstäben bewaffnet, begannen wir unsere Wanderung im schönsten Morgensonnenschein. Zuerst aufsteigend über Matten, dann durch einen Wald, welcher sich an dem Felsen emporhob, und dann über Felsenschichten, wo uns die stürzenden Wasser oft zu schaffen machten. In früheren Jahrhunderten ging über

diesen Berg die allgemeine Heerstraße nach Italien. Jetzt aber, wo die bequemeren Wege über den St. Gotthard, Bernhard und Simplon führen, die den Reisenden im Postwagen ohne Mühe über die Alpen bringen, ist auf dem Moropaß keine Spur von einer Heerstraße mehr, und um so weniger, da auch die frühere nicht so breit und nachhaltig als die neuere angelegt war. Kaum ein Pfad, durch zusammen oder über Felsenspalten gelegte Felsplatten, für Saumthiere hier und dort gebildet, ist noch zu erkennen, und auch dies wenige verfällt gänzlich bei der Seltenheit des Uebergangs. Zumal heut, wo das Wasser Felsenstücke abgerissen und nach allen Seiten geschleudert hatte, und selbst noch in Strömen über die Abhänge floß, war an einen bequemen Weg nicht zu denken. Bald galt es Sätze zu machen, bald zu klettern, bald Steine herbei zu tragen, um über ein Wasser zu kommen. Je höher wir stiegen, desto höher hob sich der Monte Rosa neben uns empor, desto mehr entfaltete er seine ganze Gewalt, als wüchse er zornig empor über die Frechheit, daß Sterbliche sich in solche Nähe zu ihm wagten. Noch konnten wir immer das ganze zauberische Thal von Macugnaga hinter uns sehen, während der Umkreis der Blicke von Minute zu Minute sich auch über die Höhen erweiterte. — Wir machten einige Umwege über nicht zu weit abgelegene Almen, da Stephan sich nach Freunden und Bekannten in den Sennhütten erkundigen wollte. Sie hatten keinen Schaden genommen, und auch das Vieh hatte sich am Morgen vollzählig gefunden. Eine dieser Sennhütten hatte einen beson=

deren Reiz für mich. Ein junger Bursche von sechzehn und ein Mädchen von vierzehn Jahren waren die Bewohner derselben. Beide, vorzüglich aber der Knabe, von einer auffallenden Schönheit. Für seine Jahre körperlich sehr ausgebildet, hatte er, wie auch seine kleine Schwester, ein offnes und gewinnendes Benehmen, und verrieth in seinem Wesen eine merkwürdige Selbstständigkeit. Während wir eine Viertelstunde hier ausruhten, sah ich, wie eine wollene Decke, die über einigen Strohsäcken lag, sich zu bewegen anfing, und als ich sie neugierig auf einer Seite empor hob, erblickte ich zwei Kinder von 5 und 3 Jahren darunter, die sich halb neckisch, halb schüchtern wieder zu verstecken suchten. Die Art, wie die ältern Geschwister den kleineren lachend die Decke wegnahmen, und sich mit ihnen zu necken begannen, bildete eine der reizendsten lebendigen Gruppen, die ich je gesehen habe, denn auch die beiden kleinen Knaben waren wahre Muster von frischer Schönheit. Diese vier Geschwister lebten schon den ganzen Sommer auf der Alm, um den Viehstand zu besorgen, und nur erst zweimal waren die Eltern bei ihnen gewesen. Und zwar gehörte die Familie nicht zu den armen, sondern zu den angesehensten und reichsten in Macugnaga. Die Kinder müssen eben von früh auf alle Geschäfte der Alpenwirthschaft lernen.

Nachdem wir zwei Stunden gestiegen waren, trafen wir schon auf Schnee, in welchem wir in kurzer Zeit bis an die Kniee waten mußten. Das Klettern und Springen hatte sein Ende erreicht, und unabsehbare Schneerücken und Felder mußten durchwatet werden.

Die Wanderung ging daher ziemlich langsam vor sich. Noch einmal hatten wir einen herrlichen Blick in die Weite über das Anzasca- und Macugnagathal, über die ganze Alpenkette, bis hinunter in die weiten Ebenen von Oberitalien, dann gelangten wir nach kurzem Steigen in die Region des ewigen Schnees. Blendend schien die Sonne darüber, daß der Glanz stechend das Auge schmerzte. Nur zuweilen hüllte uns eine leichte Nebelwolke ein, und verließ uns wieder, bald sich wie in Luft auflösend, bald als dichtere Masse vorüber schwebend.

Drei Stunden mußten wir in dem frisch gefallenen, locker und tief liegenden Schnee steigen, ehe wir, nach vielfachen Windungen, sehr erschöpft, und mit großer Freude den letzten steilen Schneerücken erklommen, auf welchem ein hoher Haufe von Steinen und ein darauf gestecktes Kreuz uns zeigte, daß der Gipfel des Passes erstiegen sei.

Aber welch ein Anblick wartete hier unser! Ich habe das Schneegebilde der Jungfrau, die Kette der Berner Alpen vom Faulhorn aus, und den Montblanc gesehen, und keines dieser Bilder kommt dem des Monte Rosa vom Moropaß gleich. Sollte man aufjauchzen vor Entzücken, oder in die Kniee sinken vor diesem ergreifenden Gebilde der Schöpfung? Ein Gemisch von Freude und Andacht erfüllte die Brust, und je länger der Blick umherschweifte, je bedeutsamer und ernsthafter wurde der Eindruck. Hier in der Region des Schnees grünte auf Stunden weit kein Blatt, kein Halm. Kein Felsen zeigte sich mehr in seiner dunklen Farbe, der ewige Winter starrte um uns her, und tief blau lag der Him-

mel darüber. Vom Kopf bis zu Fuß im weißen Gewande stand der Monte Rosa da. Vier seiner Spitzen hoben sich in den kalten Aether, und seine Gletscher griffen, vielfach gewunden, wie riesenhafte Eichenwurzeln in die Grundfeste der Alpenberge. Klar schien die Sonne vom Himmel, aber eisig wehte die Luft über das unabsehbare Gefilde des Schnees. Kein lebendes Wesen außer uns war zu erblicken. Wir athmeten im Reiche der todten Erstarrung, der ewigen Ruhe und Unveränderlichkeit. Denn was will es sagen, wenn eine Flocke vom Gipfel sich löst, andere ihr nachfolgen, und so, langsam im Laufe der Jahrhunderte ein Schneekissen sich hebt, wo sonst eine Höhlung war, es bleibt doch der ewige Winter, der Feind lebendigen Wachsens und Keimens. Und hier, auf einer der höchsten Höhen, die dem Menschen zugänglich sind, allein zu athmen, das ist ein Gefühl, welches die ganze Fülle der Empfindung wach ruft. Du wagtest dein lebendig zum Herzen quellendes Blut in die seelenlose Einöde zu tragen, und weißt doch, daß all dein warm pulsirendes Leben nur ein Tropfen ist, der erstarren kann, wie der rinnende Bach unter dem Hauche der Eisluft! Drunten magst du ein König sein im Reiche der Erdenmacht oder des Geistes, hier bist du ein Nichts, ewig verschwunden und verloren, wenn eine leichte Nebelwolke dir den nächsten Schritt verhüllt, den du im Gefühl deiner Sicherheit falsch oder zur Unzeit thust. Und dennoch erfüllt dich die ganze Weihe und Hoheit des Menschen, dem, ob er gleich ein vergängliches Wesen ist, es gegeben ward, über die Natur zu triumphiren. Von den kalten Eisesstirnen weht es

dir entgegen wie Schauer der Gottheit, ermuthigend und erhebend. Und legt die Uebermacht der rohen Naturmaterie einen Bann auf deinen Leib, so lebt dein Geist die höchsten und reinsten Momente der Feier, er fühlt, daß er über der Natur stehe. Ihrer Gewalt tritt die Gewalt des Geistes und der Empfindung entgegen, und entringt ihr selbst da noch, wo sie Opfer fordert, die reichsten Schätze. Denn wie wir die Natur kennen und überwältigen gelernt haben, muß sie unsrem Wissen ein Geheimniß nach dem andern erschließen, und ihr Sträuben dagegen wird ein Kampf, aus welchem jedes Menschenalter mit neuen Siegestrophäen hervorgeht. Aber es sind Siege, worin sie durch ihre Verluste nicht erniedrigt, sondern verklärt und vergeistigt wird. Denn wie wir sie verstehen gelernt haben, wird ihr Verständniß zum Besitz, zu einer Frucht, die, reifend im Strahle der schaffenden Phantasie, tausendfältigen Samen künstlerischer Gebilde ausstreut. So wird sie durch ihre Niederlage zu einer Königin, welche wir verehren, in deren Dienst wir uns geben, sie wird als Kunst wiedergeboren, und so zur reinsten Blüthe des Geistes, welche ein Jahrhundert dem andern darreicht.

Eine furchtbare Stille lag im weiten Kreise, man hörte die Schneeflocke, die sich vom Felsen ablöste, und zu Boden fiel. Nur ab und zu drang aus fernster Tiefe ein leises Grollen, zu welchem die Entfernung den Donnergang einer Lawine abgeschwächt hatte. Lange saß ich im Schnee, den Blick unabgewandt von dem Gebilde des Monte Rosa-Gebirges, von staunender Bewunderung hingenommen. Da erweckte mich ein lauter Jauchzer

aus meiner Ruhe, ein Ruf, mit dem Stephan mich den Forderungen des Lebens wieder gab. Er hatte einige Schritte über mir den Schnee abgeplattet, ein Tuch ausgebreitet, und kaltes Fleisch, Brod, Käse, nebst einer Flasche mit einem warmen Schluck zurecht gelegt, und so, im Schnee sitzend, tafelten wir vergnügt und ruhten aus. Noch einmal sog ich das ewig unvergeßliche Bild in die Seele, und dann wandten wir uns abwärts, und hinter uns verschloß der Schneerücken des Monte Moro die ganze Pracht seines Gebieters. Eine Stunde lang ging es wieder über Schneefelder, dann aber merkte ich, daß, wenn das Heraufsteigen von Macugnaga schon mühevoll war, das Herabsteigen nach der Seite in's Wallis ungleich beschwerlicher sei, da der Moro sich hier viel steiler, schroffer und schluchtenreicher hinabsenkt. Ein entsetzliches Hinabklettern begann. Bei jedem Schritt, den wir thaten, stürzten Lasten von Schnee unter unsern Füßen abwärts, glatte Felsen ließen uns ausgleiten, und in strömendes Schneewasser fallen, das sich unter der weißen Decke verbarg. Felsenspalten gähnten uns entgegen, bald sank ich, bald Stephan, bis unter die Arme in den wässrigen Schnee, aus dem wir einander mühsam wieder hervorhalfen. Richtungen, wo mein Begleiter sonst weniger mühselige Wege hätte finden können, waren heut unmöglich geworden, und so kam es, daß wir stundenweite Umwege machen mußten. Jetzt aber trat plötzlich ein bedenklicher Moment ein. Stephans Blicke richteten sich, wie gebannt, auf einen Punkt in der Entfernung. Er hatte einen Gemsbock springen sehen. Wenn ein

Schweizerbub einen Gemsbock springen sieht, so hat nichts Anderes auf der Welt mehr Interesse für ihn. Nur eine Schwenkung seines Körpers machte er, und — im Nu lag er bis über die Ohren in einem tiefen Schneeloche. Da hatten wir's! Er hatte den Bock springen sehen, und lag im Loche, ich hatte ihn nicht gesehen, und stand dafür daneben! Da nun aber möglicherweise auf unserem Wege noch mancher Bock springen konnte, wir aber, wie der Augenschein lehrte, noch an vielen Löchern vorüberkommen mußten, so wurde mir für meine Führung bange. Ich verhehlte ihm dies auch nicht, als ich ihn glücklich wieder aus dem Loche hatte. Er aber bedauerte fortwährend, keine Büchse bei sich zu haben, und ich war im Stillen sehr zufrieden mit diesem Mangel. Das beschwerliche Klettern über wankende Felsstücke schien jedoch ein Ende zu haben, als wir den Morogletscher unter uns sahen, zu dem eine schräge harte Schneefläche hinab führte. Sie stieß auf eine kleine Moosebene, in welche der Gletscher seinen Fuß stellte. Um diese schräge Schneefläche schneller hinab zu gelangen, setzten wir uns einfach auf den gefrorenen Schnee, brachten durch einen Ruck unsere natürlichen Schlitten in Bewegung, und, mit den Stäben nachhelfend, schossen wir wie im Windessausen hinunter. Die Moosebene, der Telliboden genannt, hatte so schön dunkelgrün heraufgelacht, war aber zu einem dicken Sumpfe geworden, in den uns die Gewalt unserer fliegenden Schlitten so recht mitten hinein trug. Da saß ich im gräulichen Sumpfe mit meinem Stephan, und mein Stephan mit mir! Wir machten, daß wir diesem Ele-

ment entkamen, und gaben für heut fernere Schlittenfahrten auf. — Auf einem sehr steilen aber nicht mehr schneeigen Wege gelangten wir zu einer steinigen Einöde, der Distelalp. Ein feiner Nebel machte den Anblick dieser kahlen Trift nur noch trüber und finsterer. Einige Sennhütten, aus Steinen roh zusammengefügt, liegen in geringer Entfernung von einander Keine Staude, kein Baum im weiten Umkreis, nichts als flache, gedehnte Felsenrücken, zwischen denen sich sumpfartige, graugrüne Grasstrecken hinziehen. Dennoch muß es hier gute Fütterung geben, denn große Heerden waren überallhin zerstreut. Der Nebel wogte langsam hin und her, schwebte gleich gespenstischen Schatten durch die kalte Oede, und verlieh derselben einen so melancholisch düsteren Charakter, daß mir die jüngst verlassenen Felder des ewigen Schnees, lebensvoll dagegen erschienen. — Nun aber hatte sich schon seit einer Stunde ein Zustand bei mir geltend gemacht, der mir jeden Ruhepunkt unter einem Dache, es mochte noch so trübselig sein, erwünscht erscheinen ließ. Man nimmt nämlich, wenn man in den Alpen größere Schneestrecken zu passiren hat, Stücke von schwarzem Flor mit sich, mit denen man das Gesicht verhüllt gegen den blendenden Glanz der auf den Schnee scheinenden Sonne. Dies hatten wir versäumt, da in Macugnaga kein dergleichen Stoff aufzutreiben war, und so äußerte sich bei mir die Wirkung dieses fortwährenden blendenden Glanzes in jenem Zustande, welchen man „Schneeblindheit“ nennt. Jener Flor nämlich, den man äußerlich um das Auge zu hüllen vernachläßigt, legt sich innerlich um dasselbe

so daß man mit der Zeit die ganze Gegend dunkel wie durch ein geschwärztes Glas erblickt. Auch die Kopfnerven werden dabei sehr gereizt, und es stellen sich heftige Schmerzen ein, verbunden mit anderen Uebelständen. Meine Lage war daher seit einer halben Stunde fast unerträglich geworden, und der finstere rauchgeschwärzte Raum einer Sennhütte war den geblendeten Augen eine Wohlthat. Ein alter Senn überließ mir sein ärmliches Lager. Ich hüllte mich in seine wollene Decke, und versank ich in einen Zustand von Erschöpfung und Bewußtlosigkeit, worin ich über eine Stunde lag. Indem ich wieder zu mir kam, hörte ich eine Unterhaltung vor der Thür, die Stephan mit dem Senn führte, und in welcher sie die Befürchtung aussprachen, daß ich heut nicht von der Stelle kommen würde. Der Alte erwähnte eines Reisenden, der vor mehreren Jahren in einem ähnlichen Zustande zwei Tage hatte bei ihm bleiben müssen. Dies stachelte meinen Ehrgeiz, ich wollte mich nicht überwunden geben, sprang auf, und da ich mich einigermaßen erleichtert fühlte, erklärte ich Stephan, daß wir die Wanderung fortsetzen könnten. Er mochte mir nicht verhehlen, daß wir auf unserer dreistündigen Wanderung nach Saas noch böse Wege, vorzüglich über die Gletscher, würden zu machen haben, schien aber doch erfreut über meine Erklärung, daß ich mich kräftig genug fühlte, die Schwierigkeiten zu überwinden. Und in der That besserte sich mein Zustand einigermaßen, vorzüglich, nachdem die Sonne hinter den Felsen verschwunden war.

So kamen wir in einer halben Stunde an den

Mattmarksee, welchen die Arme dreier Gletscher umfassen, so daß seine Ufer Nichts als Eisfelsen sehen lassen. Am oberen Ende dieses Sees liegen ein paar ungeheure Blöcke von Blaustein Diese hat der Schwarzberggletscher, da es die Natur der Gletscher ist, im Laufe der Zeit zu wachsen und sich wieder zurückzuziehen, ihrer ursprünglichen Heimath geraubt, und auf seinem Rücken quer durch den See getragen. Er nahm seinen Weg durch den See wieder zurück, ließ seine Beute aber auf dem andern Ufer liegen. — Der Mattmarksee, zumal jetzt in der Dämmerung gesehen, macht den Eindruck der schauervollen Einöde und Trostlosigkeit in noch höherem Maße, als die Distelalp. Die starren Eiswände der Ufer umschließen eine todte graue Fluth von halb gefrorenem Gletscherwasser, blind und glanzlos, ohne Farbe, ohne das Bild der Ufer wiedergeben zu können. Diese tragen das Aussehen der ewigen Zerstörung, und drängen sich in gestaltlosen Massen zusammen. Ein grauer Nebel lag darüber, und obgleich der Schimmer des Abendhimmels auf das Bild fiel, fehlte ihm doch jeder Glanz des Widerspiels, es war ein völlig augenloses Bild. Der ewige Winter, wo er auf den höchsten Höhen sich zu reiner Vollendung und Erhabenheit verklärt hat, ist schön und groß; aber seine eigentlichen Werkstätten in den tieferen Regionen, wo das Leben der Natur mit ihm im Todeskampfe ringt, wo die Quellen sich lebensdurstig von ihm losreißen, um in die Thäler zu fliehen, sind, wie jeder Zustand des Uebergangs und der Krisis, auch in der Natur unerquicklich; und wo sie sich in

dämonisch massenhafter Ausdehnung zeigen, grauenvoll und abschreckend. — Wir überschritten einen Theil des Mattmarkgletschers und dann den Allelinggletscher, der den nördlichen Uferdamm des Sees bildet, und, sich breit vom See in die Tiefe senkend, die Saaser Visp aus seinen Eisthoren entspringen läßt. Den Eisdamm des Gletschers darauf verlassend, folgten wir dem Laufe der Visp in das Saasthal hinunter. Mit der Zeit kamen wir so auf betretene Wege, wenngleich die hunderte von Kreuzen am Wege, Denkmale von auf diesem Pfade Verunglückten, zeigten, wie gefahrvoll diese Gegend zu anderen Zeiten sein mußte. Die Wasser haben hier einen überaus reißenden Fall, und die Felskolosse, welche sie mit herabgerissen haben, werden in jedem Jahre durch neue Revolutionen der Elemente vermehrt. Die Dörfer Meigeren und Almagell, die wir schon im Finstern durchschritten, brachten uns wieder zu Sammelplätzen von Menschen, und endlich Abends um 10 Uhr wanderten wir in Saas im Grunde ein. Hier lernte ich die Vorzüge eines Wirthshauses, vorzüglich nach einem so anstrengenden Tage, einmal wieder schätzen, und ruhete aus, um am nächsten Morgen, der mir die Schneefelder der Monte Fee hoch über dunklen Fichtenwäldern zeigte, nach Vispach zu gehen. Eine köstliche leichte Wanderung führte mich in das schöne warme Rhonethal, wo ich mich von Stephan trennte, und einen Tag in Ruhe und Nachgenüssen verbrachte.